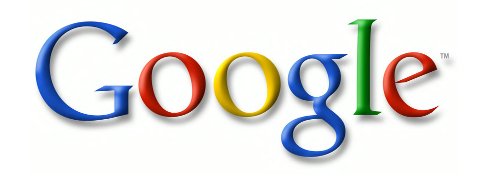
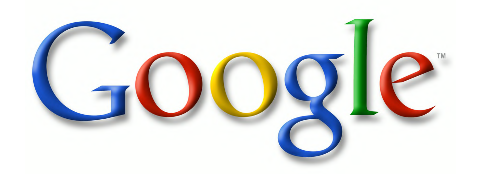





SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
ET
CHRISTO ECCLESIAE
VE
RI
TAS



Katechismus der Völkerkunde.

Zelter, [illegible] Fasch, [illegible].

8°. [illegible] vierte [illegible], 145.

Katechismus

der

Völkerkunde.

Von

Dr. Heinrich Schurtz,
Privatdozenten an der Universität zu Leipzig.

Mit 67 in den Text gedruckten Abbildungen.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1893

Vorwort.

Das Bedürfnis nach einem kurzen, übersichtlichen und zuverlässigen Lehrbuch der Völkerkunde ist neuerdings so stark hervorgetreten, daß ein Versuch, diesem Mangel abzuhelfen, kaum einer ausführlichen Begründung bedarf. Die Schwierigkeit, eine noch immer unentwickelte, in vielen Einzelheiten unsichere Wissenschaft in kurze und bestimmte Sätze zu fassen, war nicht gering; manches mag infolgedessen entschiedener ausgedrückt sein, als es bei breiterer Behandlung geschehen wäre, manche neue Ansicht bedarf einer ausführlicheren Rechtfertigung, als sie an dieser Stelle erhalten konnte.

Um das Werkchen übersichtlicher zu gestalten, ist es in einen allgemeinen Teil (Ethnologie) und einen beschreibenden (Ethnographie) zerlegt. Das Register ist *mit besonderer* Aufmerksamkeit behandelt. Neben den

Ergebnissen der Einzelforschung sind auch die bisher erschienenen allgemeinen Werke über Völkerkunde sorgfältig verglichen und benutzt worden, ohne daß indessen eines von ihnen schlechthin als Muster dienen konnte. Die meisten sind durch die Ergebnisse der neueren Forschung ohnehin überholt, andere, wie namentlich Friedrich Ratzels Völkerkunde, streben ganz anderen Zielen zu, als dieses kleine, der praktischen Übersicht dienende Kompendium.

Von der Durchführung einer lautgetreuen Orthographie mußte gerade der praktischen Brauchbarkeit wegen abgesehen werden, vielmehr sind die Namen in der Regel in ihrer verbreitetsten Form gegeben; wo sich eine richtigere Schreibart schon einigermaßen eingebürgert hat, ist sie natürlich bevorzugt oder doch neben der andern verwendet worden.

Inhaltsverzeichnis.

Zweiter Teil.

Beschreibende Völkerkunde (Ethnographie).

Verzeichnis der Abbildungen.

Katechismus der Völkerkunde.



Einleitung.

Begriff und Aufgabe der Völkerkunde. Die Völkerkunde betrachtet die Menschen nicht als Einzelwesen, sondern unternimmt es, die größeren natürlichen Verbände der Menschheit, die wir als Stämme, Völker und Rassen bezeichnen, zu betrachten und zu schildern. Sie wird sich jedoch mit dieser beschreibenden Thätigkeit nicht begnügen dürfen; die seltsamen Verschiedenheiten einerseits, überraschende Ähnlichkeiten anderseits fordern uns auf, über die Ursachen dieser Erscheinungen nachzudenken und damit die Lösung von Fragen anzubahnen, deren Beantwortung anderen Wissenschaften unmöglich ist. So entsteht die vergleichende Völkerkunde (Ethnologie). Obwohl sie sich naturgemäß erst ausbilden konnte, nachdem die Ethnographie, die beschreibende Völkerkunde, ihr den Boden bereitet hatte, so empfiehlt es sich doch, ihr in diesem kleinen Kompendium die erste Stelle anzuweisen. Wir müssen erst das betrachten, was bei allen oder doch vielen Völkern übereinstimmt, ehe wir uns mit den Einzelheiten des Gesamtbildes beschäftigen können.

Die Hilfswissenschaften der Völkerkunde. Da die Völkerkunde die Menschheit als Ganzes betrachtet, so wird sie als Hilfswissenschaften im weiteren Sinne sich alle diejenigen Wissenszweige zugesellen dürfen, die sich mit irgend einer einzelnen Eigenschaft oder Thätigkeit des Menschen beschäftigen; Sprachwissenschaft, Rechtsphilosophie, Ethik, Statistik sind

in diesem Sinne der Völkerkunde zuzurechnen. Zwei andre Wissenschaften, Anthropologie und Geographie, sind dagegen besser als die Grundlagen der Völkerkunde zu bezeichnen. Die Anthropologie, der man in diesem Falle Anatomie und Physiologie ohne weiteres anfügen darf, schildert dieselben Menschen als Einzelwesen, die uns die Ethnographie dann in geselliger Vereinigung zeigt. Die Geographie giebt Auskunft über den Boden, auf dem die Völker wohnen und wandern, und eine ihrer Zweigwissenschaften, die Anthropogeographie, untersucht im besonderen, inwiefern der Mensch von den räumlichen Verhältnissen der Erde abhängt und von ihnen beeinflußt wird. Somit ist ein kurzer Überblick der anthropologischen und anthropogeographischen Ergebnisse jeder zusammenfassenden Übersicht der Völkerkunde vorauszuschicken. Endlich steht noch die Geschichte in eigentümlicher Beziehung zur Ethnologie, da sie in Wahrheit nichts ist als historische Völkerkunde; denn die letztere willkürlich auf die Zustände der Gegenwart zu beschränken liegt kein Grund vor. Räumlich umfaßt das Gebiet der Völkerkunde sämtliche bewohnten Teile der Erde, zeitlich fallen ihre Anfänge mit dem frühesten Auftreten des Menschen zusammen.

Hilfswissenschaften im engeren Sinne. Aus sich selbst heraus schafft die Völkerkunde eine ganze Anzahl kleiner Hilfswissenschaften. Auch das ärmlichste Völkchen steht nicht nackt und preisgegeben der Natur gegenüber, sondern hat an und um sich allerlei Kulturbesitz aufgehäuft, Kleidung, Schmuck, Waffen und Geräte, es besitzt Häuser und Boote, Feuerzeuge u. s. w. Diese Dinge im einzelnen zu schildern und zu vergleichen wird die Aufgabe von Zweigwissenschaften sein, die sich zum Teil erst in ihren Anfängen befinden. Die rein geistigen Bethätigungen größerer Gruppen der Menschheit sucht dagegen die Völkerpsychologie zu erforschen, die sich zur Psychologie verhält wie die Völkerkunde zur Anthropologie, und von deren Abzweigungen sich namentlich die vergleichende Mythologie bedeutend entwickelt hat. Welche Fülle der verschiedensten Fragen überhaupt die Völkerkunde

zu beantworten hat, werden die folgenden Ausführungen deutlich genug zeigen.

Die Methode der Ethnologie. Die Völkerkunde nimmt eine Zwischenstellung ein zwischen den Naturwissenschaften und der Philosophie, sie ist daher im stande, die Methode beider Erkenntniszweige zu vereinigen und zu ihrem Nutzen zu verwerten. Als Naturwissenschaft ist sie auf die Induktion auf die Sammlung möglichst zahlreicher und beglaubigter Thatsachen, im Grunde also auf die vorurteilslose, rein objektive Beobachtung angewiesen. Allein der Ethnolog kann und darf dabei nicht stehen bleiben. Die Völker der Erde sind keine Gegenstände, mit denen man Versuche anstellen kann, wie mit einer Pflanze oder einem physikalischen Apparate, und schon deshalb wird die reine Induktion hier nie die glänzenden Erfolge zeitigen, wie bei den eigentlichen Naturwissenschaften. Allein indem sich die eine Quelle der Erkenntnis zum Teil verschließt, öffnet sich eine andere. Wir gehören ja selbst zu den Dingen, die wir untersuchen wollen, sind dem Körper eines Volkes eingegliedert, beeinflussen ihn und werden von ihm beeinflußt; in uns selbst finden wir die Keime der Entwickelung, die bei den verschiedenen Völkern zu den verschiedensten Ergebnissen geführt haben. Da wir nun ferner nicht nur die Thatsachen vergleichend zusammenstellen, sondern ihren Ursachen nachgehen wollen, so müssen wir allenthalben versuchen, die Anfänge der Entwickelung zu finden. Hierbei unterstützt uns einmal die Beobachtung der Tierwelt, die viele Eigentümlichkeiten der Menschheit in vergröberter, eben deshalb aber deutlicherer Ausbildung zeigt, und anderseits das Studium des Kindes, dessen naive Weltanschauung uns oft blitzartig das Wesen tieferer Entwickelungsstufen der Menschheit beleuchtet. Daß beide Erkenntnisquellen nur mit großer Vorsicht zu benutzen sind, darf freilich nicht verschwiegen werden; aber nur, wenn die Völkerkunde alle diese Wege zur Erkenntnis gangbar macht, kann sie auf große und entscheidende Ergebnisse hoffen.

Erster Teil.

Vergleichende Völkerkunde (Ethnologie).

I. Anthropologie.

1. Allgemeines.

Aufgabe der Anthropologie. Die Anthropologie handelt von der körperlichen und geistigen Beschaffenheit des Menschen, den sie vorwiegend als Einzelwesen betrachtet. Ihr Gebiet ist demnach gegen das der Völkerkunde nicht scharf abgegrenzt, ja man hat die letztere zuweilen als Unterabteilung der Anthropologie behandelt (Waitz). Wir werden im Gegenteil den Begriff so eng als möglich fassen und überdies nur diejenigen Ergebnisse der Anthropologie anführen, die zum Verständnis der Völkerkunde unentbehrlich sind.

Anthropologie und Völkerkunde. Die Anthropologie verschafft der Völkerkunde erst die Möglichkeit, auf Grund körperlicher Merkmale die Menschheit in größere Gruppen zu zerlegen. Zunächst aber klärt sie uns darüber auf, daß die Unterschiede der Menschenrassen nicht groß genug sind, um diese Rassen zugleich — im zoologischen Sinne — als verschiedene Arten oder Spezies erscheinen zu lassen. Sie alle lassen sich *auf eine einzige* Grundform zurückführen, deren Spielarten *sie sind.*

Die Einheitlichkeit der Menschheit. Daß sämtliche Menschenrassen nur einer Art angehören (Homo sapiens *L.*, einzige Art der Säugetierfamilie der Aufrechtgehenden und der Ordnung der Primaten), wird durch die Thatsache erwiesen, daß aus der Mischung der verschiedensten Rassenzugehörigen lebens- und fortpflanzungsfähige Nachkommen hervorgehen können; charakteristisch für die ganze Art ist dabei die gleichmäßige Verteilung der Geburten über das ganze Jahr (Mangel einer Brunstzeit). Die Unterschiede der körperlichen und geistigen Entwickelungsfähigkeit unter den Rassen der Gegenwart sind geringfügig. Von dem gemeinsamen Kulturbesitz aller Völker wird noch ausführlich zu sprechen sein.

Alter und Herkunft der Menschheit. Mit Sicherheit kann man den Menschen bis zur Diluvialzeit (Eiszeit) zurückverfolgen. Starke, wenn auch noch nicht durchschlagende Gründe sprechen dafür, daß er bereits in der Tertiärzeit (Braunkohlenzeit) existierte. In bestimmten Zahlen läßt sich das Alter der Menschheit unmöglich angeben. — Die Abstammung des Menschen von einer Tiergattung, aus der sich zugleich die anthropomorphen Affen entwickelt haben, ist noch immer als Hypothese zu betrachten, so gewichtige Gründe auch für sie sprechen. Die frühesten uns erhaltenen menschlichen Reste zeigen zwar ein stärkeres Hervortreten tierischer Züge, namentlich im Bau des Schädels, aber wirkliche Übergangsformen zu den nächstverwandten Gruppen der Tierwelt sind noch nicht gefunden. Die jetzigen Naturvölker als Zwischenglieder zwischen Kulturmenschen und anthropomorphen Affen zu betrachten, wie es leider noch oft geschieht, ist ganz unzulässig.

Anthropologische Unterschiede der Menschenrassen. Da in körperlicher wie in geistiger Hinsicht die Menschheit eine Einheit bildet, so sind wir gezwungen, kleinere Abweichungen zu Rassenmerkmalen zu erheben. Es ergiebt sich dabei allerdings, daß eine schematische Einteilung schon deshalb unmöglich bleibt, weil niemals alle Angehörigen eines Volksstammes die gleichen Rassenmerkmale zeigen und im Grunde jedes Volk ein Mischvolk ist.

2. Körperliche Eigentümlichkeiten als Rassenmerkmale.

Schädelform. Beim Vergleichen verschiedener menschlicher Schädel entdeckt man die mannigfachsten Unterschiede, die sich nur zum Teil durch Messungen genau feststellen lassen. Als fruchtbar für die Völkerkunde hat sich vor allem der Vergleich der Schädellängen und -breiten erwiesen. Man drückt das Verhältnis der Länge eines Schädels zu seiner Breite durch den sog. Breitenindex aus, indem man die Länge gleich 100 setzt und die Breite in Prozenten dieser Einheit angiebt; der Index ist also um so größer, je kürzer und breiter ein Schädel ist. Man unterscheidet Dolichocephale (Langköpfige) und Brachycephale (Kurzköpfige), zwischen denen man vielfach noch die Mesocephalen einschiebt. Die Breitenindices schwanken zwischen 58—75 (Dolichocephale), 75—80 (Mesocephale) und 80—98 (Brachycephale). Kein Volk zeigt eine dieser Formen ausschließlich, wenn auch in der Regel eine oder die andre vorwiegend vertreten ist. Historisch läßt sich überdies nachweisen, daß ganze Völker allmählich von der vorherrschenden Dolichocephalie zur Brachycephalie übergegangen sind (so die Bewohner der deutschen Alpen) oder umgekehrt. Der Wert der Schädelmessung als ausschließliches Bestimmungsmittel der Rassenzugehörigkeit ist also sehr zweifelhaft, auch dann, wenn wir nach der Schädelhöhe eine weitere Einteilung versuchen und Flach-, Mittelhoch- und Hochschädel (Chamäcephale, Orthocephale und Hypsicephale) unterscheiden, oder nach Äbys Vorschlag Schmalschädel (Stenocephale) und Breitschädel (Eurycephale) unterscheiden.

Künstliche Deformation des Schädels. Bei einer Anzahl von Völkern, namentlich zahlreichen Indianerstämmen, führt die Schädelmessung zu ganz unrichtigen Ergebnissen, weil bei ihnen die Gewohnheit herrscht, den Kopf des Kindes durch Einpressung in eine bestimmte Gestalt zu bringen. So finden sich in Peru künstlich breitgedrückte Schädel mit einem Index von 100 und mehr. Selbst in Europa hat man Reste dieser

eigentümlichen Sitte beobachtet, die übrigens die geistige Entwickelung nicht merklich zu beeinflussen scheint.

Gehirngewicht und Schädelraum. Das Gewicht des Gehirns steht in keiner unmittelbaren Beziehung zur Intelligenz des Menschen. Immerhin finden sich die größeren Gehirngewichte bei den Kulturvölkern, die geringeren bei den kulturarmen Stämmen; auch ist das weibliche Gehirn durchschnittlich leichter als das männliche. Da aus naheliegenden Gründen die Beschaffung und Wägung von Gehirnen mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, so begnügt man sich meist damit, den innern Hohlraum präparierter Schädel zu messen, indem man ihn z. B. mit Erbsen füllt und diese dann in einen Meßcylinder entleert. Als Hauptergebnis der Untersuchung kann man aussprechen, daß der durchschnittliche Schädelraum bei den Europäern am größten (1509 cbcm), bei den Australnegern am kleinsten ist (1339 cbcm), daß aber innerhalb eines Volkes die Zahlen zwischen den äußersten Grenzwerten schwanken können.

Gesichtswinkel. Durch eine eigenartige Messung gelangt man zu Werten für den Gesichtswinkel (den Winkel an der Nasenwurzel). Er ist um so größer, je mehr die Stirn zurücktritt und die Kiefern vorspringen, je tierischer also der Ausdruck des Gesichtes wird. Orthognath nennt man einen Schädel mit kleinem (bis 60°), prognath einen solchen mit großem Gesichtswinkel (bis 72°). Der Schädel des Europäers ist durchschnittlich orthognath, der des Negers prognath. — Auch die Messung der Gesichtsbreite ist von Wichtigkeit.

Gesichtszüge. Viele Einzelheiten im Bau des Gesichtes sind zugleich wichtige Rassenmerkmale. Das Schlitzauge mit schräg gerichteter Augenspalte wird durch die Lage der Augenlider bedingt. Die Form der Nase ist sehr wichtig und dürfte in Zukunft immer mehr beachtet werden; Topinard unterscheidet die Adlernase, gerade Nase, Stumpfnase, Habichtsnase (mit Einsenkung in der Mitte des Nasenrückens) und *Semitennase*. Bei den Naturvölkern ist die Nase im allge-

meinen flacher als bei den Kulturvölkern, insbesondere den europäischen. Die Lippen treten bei manchen Völkern stärker hervor als bei den Europäern, teils weil die Weichteile entwickelter sind, teils auch weil die Kiefer und Zähne weiter hervorragen. Auch in den Formen des Kinnes zeigen sich große, leider noch wenig untersuchte Unterschiede; dasselbe gilt von der Gestalt der Ohren.

Körperhöhe. Die durchschnittliche Körperhöhe eines Volkes kann als wichtiges Rassenmerkmal gelten, um so mehr, als bei vielen Völkern (Chinesen, Indern, Malaien) sich eine weit größere Gleichmäßigkeit des Wachstums findet als bei den Europäern. Kleinwüchsige Stämme, z. B. die Buschmänner Südafrikas, die Weddahs auf Ceylon, auch einige australische Horden, hat man als Zwergvölker bezeichnet; eines von ihnen, die Akka am obern Ubangi (Afrika), zeigt eine Durchschnittshöhe von 1.30 m. Die Eskimos mit 1.66—1.80 m sind dagegen mit Unrecht früher zu den zwerghaften Stämmen gerechnet worden. Unter der weißen Rasse sind die hochgewachsensten Menschen die Bewohner des Westens der Vereinigten Staaten (durchschn. 1.75 m). Hohe Zahlen weisen auch viele Polynesier (1.76—1.93), die Patagonier (1.80) und manche Afrikaner auf. Im allgemeinen scheinen aber die Völker negroiden Stammes die geringste durchschnittliche Größe zu erreichen.

Proportionen des Körpers. Das Größenverhältnis der verschiedenen Körperteile verdient ebenfalls Berücksichtigung. Man pflegt die Länge der Glieder mit der des ganzen Körpers zu vergleichen und erhält so relative Zahlen. Am wichtigsten ist die Arm- und Beinlänge; während z. B. die Deutschen verhältnismäßig die kürzesten Arme und längsten Beine besitzen, so zwar, daß die Beinlänge die Hälfte der Körperhöhe beträgt, zeigen die Australneger und viele andere Völker gerade die entgegengesetzten Eigenschaften. Bei den Deutschen und einigen anderen Völkern ist auch der Oberschenkel länger als der Unterschenkel, während sonst allenthalben das Gegenteil der Fall ist. Die Entwicklung der Waden zeigt große

Unterschiede und ist naturgemäß bei Gebirgsvölkern am bedeutendsten. Daß die Waden der Neger durchweg schwach entwickelt wären, läßt sich jetzt nicht mehr behaupten; die „Wadenlosigkeit“ ist auch in Afrika nur eine vereinzelte Erscheinung. — Die Länge der Arme ist bei den Europäern relativ geringer als namentlich bei den Negern, die dadurch angeblich ebenso wie durch ihren Prognathismus eine gewisse Affenähnlichkeit bekunden. Indes muß man sich hüten, alle Abweichungen vom Typus des Europäers als „tierisch“ zu bezeichnen, da viele dieser Bildungen (wulstige Lippen, Steatopygie, Schlitzauge rc.) eher als Übertreibungen des echt menschlichen Typus erscheinen.



Fig. 1. Akkamädchen.

Ursachen der körperlichen Unterschiede. Reichliche und passende Ernährung begünstigt das Wachstum des Körpers, Hunger und ungeregelte Lebensweise halten es zurück; die sogenannten Zwergvölker (vgl. Fig. 1) sind vielleicht nichts als verkümmerte Volksstämme, während die Angehörigen der vornehmen und wohlhabenden Klassen aller Völker durchgängig höheren Wuchs zeigen als ihre

schlechter gestellten Stammesgenossen. Anderseits hemmt allerdings die Kultur, indem sie ganze Stände von der körperlichen Arbeit befreit, vielfach eine vollkommene Durchbildung des Körpers, so in Japan. Nicht weniger natürlich ist es, daß vorzeitige Ehen und frühe Geburten die Entwicklung aufhalten. Indes wirken auch andere Umstände bestimmend ein, die wir vorläufig als Einflüsse des Ortes und Klimas bezeichnen müssen; durch Magerkeit und Körpergröße unterscheidet sich der Yankee von dem stammverwandten Engländer, ebenso scheint das Klima Australiens den langen und hageren Wuchs zu begünstigen, während die Ansiedler des Kaplandes zur Beleibtheit neigen sollen. Ferner hat man nachgewiesen, daß die Jahreszeit auf das Wachstum des Kindes von besonderm Einfluß ist: Im Winter steht das Wachstum still, im Frühling nimmt die Länge, im Sommer die Fülle des Körpers zu. Man kann deshalb annehmen, daß in den Polarregionen die körperliche Entwicklung gehemmt ist. — Die vorwiegende Beschäftigung bleibt ebenfalls nicht ohne Einfluß: die Arme der Matrosen sind relativ länger, als die ihrer übrigen Volksgenossen, und bei kahnfahrenden Fischervölkern sind die unteren Extremitäten oft verkümmert.

Ranke unterscheidet in der gesamten Menschheit zwei typische Formen der Körperbildung, die „Kulturform" und die „Naturform", neben denen überall „Kümmerformen" auftreten. Bei den Kulturvölkern sind die Körperproportionen viel mehr durch den Stand und die Beschäftigung als durch die Abstammung des Einzelnen bedingt.

Besonderheiten des weiblichen Körpers. An die Angaben über die Körperlängen schließt sich am passendsten die Bemerkung, daß das Weib durchschnittlich kleiner ist als der Mann. Am ausgeprägtesten ist dieses Verhältnis bei den Kulturvölkern, während sich bei verkümmerten Stämmen kaum mehr ein Unterschied zeigt. Auch im übrigen finden sich die Besonderheiten des weiblichen Körpers, so die Fülle und Rundung der Glieder, das längere Haar 2c., am entwickeltsten bei den Kulturrassen; namentlich aber gilt dies

von der Größe des Beckens. Das Becken des europäischen Weibes unterscheidet sich durch seinen größeren Durchmesser beträchtlich von dem des Mannes; bei vielen Naturvölkern, vor allem den Südafrikanern, ist der Unterschied zwischen beiden Geschlechtern fast ganz verwischt. — Der Beckeneingang ist entweder rund (bei Indianerinnen) oder queroval (bei Europäerinnen und Negerinnen). Auch die Form der weiblichen Brust weist beachtenswerte Verschiedenheiten auf. Das frühe Altern der Frauen bei den meisten Naturvölkern ist mehr auf die Überlastung mit schwerer Arbeit, frühe Verheiratung und schlechte Ernährung, als auf angeborene Eigenschaften zurückzuführen.

Steatopygie. Bei Wüstenvölkern ist das Fettpolster des Körpers auffallend dürftig entwickelt, während anderwärts, meist durch künstliche Mästung, eine außerordentliche Fettbildung hervorgerufen wird. Bei den Weibern gewisser afrikanischer Völkerstämme (Hottentotten, Buschmänner, Bongo am obern Nil, Somali ꝛc.) tritt eine ungewöhnliche Fettansammlung in der Form der Steatopygie (Fettsteiß) auf; das Unterhaut-Fettgewebe ist hier an Hinterbacken und Schenkeln bis zur Unförmlichkeit entwickelt. Auffallenderweise scheinen auch die in Südafrika seit längerer Zeit ansässigen Buren zu dieser Mißbildung zu neigen.

Hautfarbe. Die Färbung der Haut weist bei den einzelnen Völkern so große und auffallende Verschiedenheiten auf, daß sie neben der Sprache seit frühester Zeit als wichtigstes Merkmal der Rassenzugehörigkeit betrachtet worden ist. Die Färbung wird durch die Anwesenheit eines Farbstoffes (Pigment) in der Schleimschicht der Oberhaut hervorgerufen, dessen Beschaffenheit noch nicht genau erforscht ist. Es ist immer dasselbe braune Pigment, das durch seine größere oder geringere Menge die verschiedenen Färbungen hervorruft; die menschliche Haut zeigt also außer Farblosigkeit nur Schattierungen von Braun und schwankt in ihrer Farbe zwischen dem Rötlichweiß der Germanen und dem tiefen Schwarzbraun einiger Negerstämme. Völker mit rein

schwarzer Haut giebt es nicht. Auch beim Europäer sind einzelne Teile der Haut gefärbt, so die Umgebung der Brustwarzen; es ist immer wieder dasselbe Pigment, das auch den Sommersprossen und Leberflecken ihre Farbe erteilt. Übrigens ist zu bemerken, daß auch die Farbe eines dunkelhäutigen Menschen beständigen Schwankungen unterliegt. Ein Neger pflegt z. B. bei Erregung, nach der Mahlzeit oder bei großer Hitze dunkler, in der Ruhe, bei kühler Temperatur, bei Nahrungsmangel oder Krankheit heller als gewöhnlich zu erscheinen; es hängt dies von der größeren oder geringeren Blutfülle der Haut ab.

Farbe des Haares und der Augen. Die dunkle Farbe des Haares und der Iris des Auges wird durch dasselbe Pigment bewirkt, das die Dunkelheit der Haut hervorruft. Es ist demnach nicht auffallend, daß blondes Haar und hellbraune oder blaue Augen sich in der Regel mit weißer Haut zusammenfinden. Am verbreitetsten und fast zum Stammesmerkmal entwickelt erscheint blondes Haar bei dem germanischen Zweig der Arier (1/3 der deutschen Schulkinder erwies sich nach neueren statistischen Erhebungen als rein blond); aber auch anderwärts ist es zu beobachten, so bei Nordslawen, Finnen und Kelten. Unter den Berbern finden sich Blondköpfe nicht selten, von den Tuaregs sind etwa 2 % der Gesamtzahl blond und blauäugig. Bei den Turkmenen sollen ganze Stämme durchgängig blond sein, helles Haar ist auch bei den Wotjäken und Samojeden häufig. Eine eigene Bewandtnis hat es mit dem roten Haare, dessen Färbung durch einen löslichen Farbstoff hervorgerufen wird und dessen Vorkommen denn auch in keiner Beziehung zur durchschnittlichen Pigmentation der Haut zu stehen scheint. Unter den hellfarbigen und blonden Völkern sind Rothaarige im Verhältnis kaum häufiger als unter den dunkelhäutigen; so lassen sich Rotköpfe z. B. unter den Negern, Papuas, Maoris, Eskimos, Koreanern, Juden 2c. nachweisen. — Blaue Augen kommen verhältnismäßig noch seltener vor als blondes Haar; die grauen Augen sind nach Virchow ein Zeichen intensivster Rassenmischung.

Ursachen des Pigmentmangels. Daß die dunkle Hautfarbe dem Menschen ursprünglich eigen war, wird fast allgemein zugegeben; über die Ursachen des Entstehens hellfarbiger Rassen sind wir dagegen noch nicht völlig aufgeklärt. Die Thatsache, daß die dunkelsten Färbungen sich in der Nähe des Äquators, die helleren sich in der gemäßigten Zone finden, daß ferner Europäer in den Tropen dunkelfarbiger, Neger und Papuas im Norden hellfarbiger werden, ließ zunächst an die Wirkungen des Klimas, also der Wärme und Kälte, denken. Allein wir finden weder die hellsten Völker in der Nähe der Pole, noch ist z. B. bei den amerikanischen Stämmen eine bestimmte Beziehung der Farbe zum Klima nachzuweisen. Eine verwandte Theorie, die die Ansammlung von Pigment in der Haut nicht als Wirkung der Wärme, sondern des Lichtes betrachtet, begegnet fast denselben Schwierigkeiten. Unterstützt wird sie allerdings durch die bekannte Erscheinung, daß die Kinder dunkler Völker hellfarbig geboren werden und erst allmählich nachdunkeln; ebenso wurde die Haut eines nach Deutschland gebrachten Papuamädchens nur an den Stellen blasser, die dem Lichte ausgesetzt waren. Ferner könnte man die Bräunung der Haut und die dunkle Farbe der Augen bei polaren Völkern recht wohl durch den blendenden Widerschein des Schnees verursacht glauben, was freilich mit der reichlichen Bekleidung dieser Stämme schlecht zusammenstimmt. Bemerkenswert ist auch, daß die Bewohner der schattigen Urwälder Brasiliens durchgängig heller sind als die Steppenindianer. Die Versuche, die Feuchtigkeit der Luft verantwortlich zu machen, können als gescheitert gelten, gleichviel ob man der Feuchtigkeit einen günstigen oder ungünstigen Einfluß auf die Pigmentbildung zuschrieb. — Diesen klimatologischen Erklärungsweisen, wie man sie nennen könnte, stehen mehrere andere gegenüber. Als längst widerlegt sei die Ansicht Foissacs nur flüchtig erwähnt, daß der vegetabilischen Nahrung des Negers seine dunkle Farbe zuzuschreiben sei. Beachtenswerter ist die Theorie, daß die Hautfarbe des Menschen sich der Färbung des

Bodens anpaßt. An Tieren hat man diese Anpassung an ihre Umgebung, die ihnen Schutz vor Feinden gewährt und — bei Raubtieren — unbemerktes Heranschleichen an die Beute ermöglicht, längst beobachtet. Wie nun zahlreiche Polartiere durch weiße Färbung sich der Schneelandschaft anpassen (Eisbär, Schneehase, Schneegans 2c.), so sind nach dieser Theorie während der Eiszeit die früher dunkelfarbigen Bewohner der nördlichen Gegenden allmählich ausgebleicht. Hierher gehört auch die Bemerkung Beecheys, daß die hellfarbigen Polynesier auf dem weißlichen Kalkboden der Koralleninseln, die dunkelfarbigen auf dem schwärzlichen Boden vulkanischer Inseln zu finden sind. — Eine letzte eigenartige Erklärungsweise betrachtet die Hellfarbigkeit als eine Folge der Kultur. Die meisten Haustiere, die der Mensch ihrem ursprünglichen Leben in der Wildnis entzogen hat, zeigen eine Neigung zur Hellfarbigkeit; so ist die Wildgans grau, die zahme Gans in der Regel weiß, Pferde, Rinder, Hunde 2c. zeigen dieselbe Erscheinung. Wahrscheinlich sind die dunkleren Töne Schutzfarben, die beim Haustiere überflüssig werden, und in diesem Sinne berührt sich die Erscheinung mit der eben erwähnten Anpassung. Beim Menschen ist nun nachzuweisen, daß fast überall die gesittetsten, vornehmsten und reichsten Klassen eines Volkes heller sind als die übrigen Stammesglieder. Freilich wird man diese Hellfarbigkeit lieber der Enthebung von schwerer Arbeit im Sonnenbrande als der höheren Gesittung zuschreiben, also doch an klimatische Einflüsse denken. So wäre auch an das Haus- und Stubenleben nordischer Völker zu erinnern, das sie dem direkten Sonnenlichte entzieht und ihre natürliche Färbung verkümmern läßt; auch das ist nicht eigentlich eine unmittelbare Folge höherer Kultur. So steht diese Theorie, deren berühmtester Vertreter Schaaffhausen ist, noch auf schwachen Füßen. — Ganz abzuweisen ist der Gedanke, daß wir in den hellfarbigen Rassen Nachkommen von Albinos vor uns haben, deren Vorfahren von ihren Stammesgenossen verstoßen worden und zu neuen Stämmen zusammengetreten

sind. Als einziges Gesetz können wir aus allen Beobachtungen vorläufig nur ableiten, daß die Farben der Haut, der Haare und der Augen sich vererben und daß auf die Haarfarbe das Klima bisher keinen nennenswerten Einfluß gezeigt hat.

Albinismus. Als Albinismus bezeichnet man den völligen oder teilweisen Mangel des Pigments in Haut, Haar und Iris, der mit anderen krankhaften Erscheinungen zusammengeht. Beim vollkommenen Albino ist die Haut weiß und zart, das Haar weißlich; die Iris des Auges erscheint infolge gänzlichen Pigmentmangels rötlich, das Auge selbst ist aus demselben Grunde sehr lichtempfindlich. Bekanntlich findet sich die Erscheinung auch bei Tieren (Kaninchen, Mäusen, Raben 2c.). Der Prozentsatz an Albinos ist bei verschiedenen Völkern sehr ungleich. Während sie in Australien ganz zu fehlen scheinen, in Polynesien selten sind, treten sie in Afrika ziemlich häufig auf, namentlich im Nigerdelta. Die gefleckten Menschen, die zuweilen erwähnt werden, dürften nur zum Teil unvollkommene Albinos sein, in der Regel aber ihre Färbung Hautkrankheiten verdanken. Der Albinismus scheint sich beim Menschen nur selten zu vererben, sodaß schon aus diesem Grunde die hellfarbigen Völker nicht von Albinos abzuleiten sind.

Form und Fülle des Haares. Man unterscheidet straffes, schlichtes, wolliges, lockiges, krauses und spiralgerolltes Haar. Diese äußerlich sichtbaren Unterschiede sind im Bau des Haares begründet, wie uns die mikroskopische Untersuchung erkennen läßt. Der Querschnitt des straffen Mongolenhaares ist kreisförmig, der des schlichten Haares der Europäer oval, noch langgezogener der des wolligen Negerhaares. Je feiner das Haar, desto mehr neigt es zur Kräuselung. Unter „büschelförmig“ gewachsenem verstand man ein Haar, dessen Wurzeln gruppenweise auf der Kopfhaut verteilt sind, und glaubte diese Art des Haarwuchses als Rassenmerkmal der Papuas und Hottentotten bezeichnen zu können. Es ist zunächst darauf hinzuweisen, daß bei allen Völkern das Haar des Kopfes gruppiert wächst, daß es sich also nur um eine ausgeprägtere Entwicklung

dieser Art des Wuchses handelt. Neuere Untersuchungen lassen es zweifelhaft erscheinen, ob die Büschelhaarigkeit überhaupt existiert; ein brauchbares Zeichen der Rasse ist sie keinesfalls. Die Fülle des Haarwuchses ist bei den verschiedenen Völkern durchaus nicht gleichartig, namentlich die Behaarung des Gesichtes und des Körpers zeigt große Unterschiede. Eines reichlichen Haarwuchses erfreuen sich z. B. die Indoeuropäer und die Ainos, auch die Neger, am spärlichsten sind die mongoloiden Völker bedacht. Über den Bartwuchs sind bestimmte Angaben schwer zu sammeln, da bei den meisten Völkern die Sitte herrscht, den Bart durch Auszupfen oder Rasieren zu beseitigen. Glatzen finden sich am häufigsten bei den Kulturvölkern, doch lesen wir schon in den altindischen Veden (Atharvaveda VI, 30 und 137) Zauberformeln gegen das Ausfallen der Haare.

Völkergeruch. Daß sich ebenso die einzelnen Individuen wie ganze Völker durch den Geruch, den die Schweißdrüsen der Haut ausströmen, unterscheiden, kann keinem Zweifel unterliegen, wenn auch dem Menschen die geringe Entwicklung seiner Riechorgane genauere Bestimmungen unmöglich macht; er wird immer nur imstande sein, mit Hilfe seiner entwickeltsten Sinne, des Gesichts und Gehörs, Rassenmerkmale aufzustellen. — Einen ganz besonders widerlichen (ranzigen, ammoniakalischen) Geruch hat man oft den Negern zugeschrieben, schwerlich mit Unrecht, wenn auch die mangelnde Reinlichkeit vieles verschuldet. Im allgemeinen riechen dunkelfarbige und schwarzhaarige Menschen und Völker stärker als helle und blondköpfige.

Sinnesschärfe. Je mehr ein Volk vom Jagd- und Wanderleben abläßt, um so mehr wird die Schärfe der Sinne, die weniger gebraucht und geübt werden, abnehmen. Hervorragende Schärfe des Gesichts wird Polynesiern, Indianern, asiatischen Steppenbewohnern, überhaupt den meisten Naturvölkern nachgerühmt. Das Gehör läßt kaum weniger bedeutende Unterschiede erkennen. Der Geruch ist, da beim Menschen das „Riechzentrum“ des Gehirns allgemein ver-

kümmert ist, nirgends hervorragend ausgebildet, aber doch bei kulturarmen Stämmen entwickelter als bei Kulturvölkern; das feine Gefühl wird nur durch die Art der Beschäftigung stark beeinflußt.

Krankheiten. Ein beliebter Lehrsatz der älteren Ethnographie besagt, daß die Naturvölker von Krankheiten fast ganz verschont bleiben. Diese Ansicht ist nicht nur widerlegt, sondern es läßt sich sogar nachweisen, daß die ungesunde Lebensweise und Ernährung der meisten Naturvölker sie zu Krankheiten, insbesondere Rheumatismen und Verdauungsbeschwerden, sehr geneigt macht. Ebenso falsch ist es, die dunklen Völker ihrer Hautfarbe wegen für immun gegen viele Krankheiten, z. B. die Malaria, zu halten. Mit mehr Recht rühmt man das leichte Heilen der Wunden, namentlich bei Negern, die überhaupt zu den widerstandsfähigsten Rassen zählen. Verhängnisvoll werden dagegen den Naturvölkern oft neue ansteckende Krankheiten, die den Europäer kaum mehr anfechten; unter manchen Indianerstämmen Südamerikas hat sogar der Schnupfen schlimme Verheerungen angerichtet, von der furchtbaren Wirkung der Pocken zu schweigen. Bei einigen Völkern finden sich Krankheiten, die nur ihnen eigentümlich sind, so die blutdürstige Raserei des Amoklaufens und die Latahkrankheit (Nachahmungssucht) bei den Malayen. — Die durchschnittliche Lebensdauer ist bei den Angehörigen der Kulturvölker, soweit sie nicht ungesunde Gewerbe betreiben, am größten.

3. Die Ernährung der Menschheit.

Pflanzenkost. Die vergleichende Anatomie, urgeschichtliche Funde und die Überlieferung der meisten Völker machen es wahrscheinlich, daß die ursprüngliche Kost der Menschen überwiegend aus Baumfrüchten bestand, z. T. aus solchen, die jetzt verschmäht werden (Eicheln, Holzäpfeln rc.). Noch gegenwärtig liefern gewisse Fruchtbäume, wie die Kokospalme, die Banane, der Brotfruchtbaum und die Kastanie, ganzen Völkern das Hauptnahrungsmittel. — Eßbare

Wurzeln und Knollen bilden nicht nur bei kulturarmen Stämmen, besonders den Australiern, einen wichtigen Bestandteil der Kost, sondern werden auch bei fortgeschrittenen Völkern massenhaft angebaut (Kartoffel, Maniok, Yamswurzel, Taro). In Zeiten der Not greift man zu den unverdaulichsten Pflanzenstoffen, namentlich Baumrinde, Seetang (im nordwestl. Amerika) und Moos. — Die größte Nahrungsmenge liefern jetzt die verschiedenen Getreidearten und Hülsenfrüchte, über deren Herkunft und Anbau in anderem Zusammenhange zu sprechen sein wird.

Fleischkost. Gegenwärtig läßt sich kein Volk nachweisen, dem der Fleischgenuß unbekannt oder von Natur zuwider wäre; die Enthaltung der Hindu von der Fleischkost beruht auf rein moralischen und religiösen Beweggründen. Dagegen herrscht gegen einzelne, aber nicht übereinstimmende Fleischarten fast bei allen Völkern Widerwille, der in zahllosen Speiseverboten zum Ausdruck kommt und wohl auch für das ursprünglich Unnatürliche des Fleischgenusses spricht. Indes war das Verzehren von Fleisch, Fischen und Muscheln im eisigen Klima des Nordens schon in frühester Zeit üblich, wie die urgeschichtlichen Funde beweisen; in äquatorialen Gegenden mag der Gebrauch jünger sein. Vor der Entdeckung des Feuers war Fleischessen nur bei stärkerer Entwickelung der Kauwerkzeuge möglich, wie sie sich an gewissen prähistorischen Schädeln findet. Ausschließliche Fleischesser sind kaum nachzuweisen; selbst der Eskimo nützt den ärmlichen Pflanzenwuchs der Polargegenden für seine Küche aus.

Kannibalismus. Die wildeste Ausartung des an sich unnatürlichen Fleischgenusses sehen wir im Kannibalismus (Anthropophagie). Das Verzehren von Menschenfleisch ist eine Unsitte, die sich früher weit größerer Verbreitung erfreute als gegenwärtig und selbst in der Urzeit Europas nachzuweisen ist. Kannibalismus aus Hunger kommt auch bei Kulturvölkern vor, ist aber schwerlich die Ursache des Gebrauchs, der vielmehr auf Befriedigung des Hasses und der Rachsucht durch völlige Vernichtung des Feindes zurückführt und oft mit re-

ligiösen Ideen eng verbunden ist. Kannibalen finden wir im größten Teile Afrikas, auf Sumatra, in Melanesien, in Brasilien, im Innern Australiens u. s. w., Spuren und Reste der Unsitte fast allenthalben. Man würde sehr irren, wenn man die anthropophagischen Völker für die tierischsten und verkommensten halten wollte. Im Gegenteil überragen sie meist ihre Nachbarn an Einsicht und Thatkraft, so die Monbuttu, die sogar die Leichen ihrer verstorbenen Angehörigen verhandeln oder vertauschen, aber eine reichentwickelte Kultur aufweisen können. Als gerichtliche Strafe findet sich das Verzehren von Verbrechern bei den moralisch hochstehenden Battas; bekanntlich mußte auch Karl der Große noch den Sachsen verbieten, das halbverbrannte Fleisch hingerichteter Hexen zu verzehren. — Daß der Genuß von Menschenfleisch Krankheiten hervorruft, ist eine Fabel. Bei der Berührung mit civilisierten Völkern verschwindet der Kannibalismus in der Regel sehr bald.

Verzehren von Erde. Der seltsame Gebrauch, gewisse Erdarten in verschiedener Weise zuzubereiten und zu essen, hat wohl ursprünglich den Zweck, den hungernden Magen durch einen unverdaulichen Bissen auf eine Weile zum Schweigen zu bringen, ist aber vielfach zur allgemeinen Sitte geworden. Nährwert hat natürlich diese Speise nicht. Erdesser finden sich in Afrika, namentlich aber in Australien, Neuguinea, Neukaledonien, wo man Speckstein verzehrt, und vielfach in Amerika. Im malayischen Archipel ist eßbare Erde ein beliebter Handelsartikel. Übermäßiger Genuß von Erde scheint für die Gesundheit verhängnisvolle Folgen zu haben.

II. Anthropogeographie.

1. Allgemeines.

Gegenstand der Anthropogeographie. Wer sich mit Völkerkunde *beschäftigen* wollte, ohne nach den natürlichen *Bedingungen* zu fragen, unter denen die Völker sich entwickelt

haben, wäre dem Botaniker zu vergleichen, der aus Blumensträußen und Herbarien seine Kenntnisse zu schöpfen suchte. Kein Volk kann sich den Einflüssen des Bodens entziehen, auf dem es lebt, und diese Einflüsse reichen bis in das Innerste seines Wesens und seiner Gedankenwelt; nicht umsonst gilt den Völkern die Erde als ihre Mutter, deren Eigenschaften sie erben. Die Wissenschaft, die uns über die Wechselbeziehungen zwischen Land und Volk aufzuklären unternimmt, ist die Anthropogeographie; sie steht in der Mitte zwischen Erd- und Völkerkunde. Nachdem sie in ihren Anfängen namentlich von Karl Ritter gefördert worden war, ist sie durch Friedrich Ratzel endgültig zum Rang einer eigenen Wissenschaft erhoben worden.

Pflanzen- und Tiergeographie als Hilfswissenschaften. Die Verteilung der Pflanzen und Tiere auf der Erdoberfläche ist für die Existenz jener Völker von entscheidendster Wichtigkeit, die nur die freiwilligen Gaben der Natur ausnutzen; die Kulturvölker haben dagegen ihrerseits die Flora und Fauna ihrer Länder teils bereichert, teils umgewandelt oder verdrängt. Indes kommt die Pflanzen- und Tierwelt nicht nur für die Ernährung in Betracht. Ratzel unterscheidet Massenwirkungen (Pflanzen, weniger die Tiere, wirken durch ihre Form, z. B. als Wälder, auf die Bewegungen des Menschen, oder durch ihre Stoffe auf seine wirtschaftliche Existenz) und Einzelbeziehungen; diese zerlegt er wieder in äußerliche, und zwar konkurrierender Natur (Raubtiere, schädliche Pflanzen) und unterstützender Natur (Schutz durch Pflanzen, Haustiere), und innerliche, die ebenfalls als konkurrierende (Krankheitspilze) und unterstützende (nahrunggebende Tiere und Pflanzen, Gespinstpflanzen, Wolltiere) auseinanderzuhalten sind.

Begriff der Ökumene. Infolge seiner glücklichen Veranlagung ist es dem Menschen gelungen, in weitaus dem größten Teile der festen Erde Fuß zu fassen. Man bezeichnet den *Gesamtbegriff der Erde*, den Menschen dauernd bewohnen, *als Ökumene. Von ihr* ausgeschlossen sind Teile der Polar-

länder, die Gipfel und Kämme der höchsten Gebirge, und einige völlig unwirtliche Wüstenstrecken. Ob nun die Sitze eines Volkes innerhalb der Ökumene oder an ihrem Rande, am Meere, in den Ebenen der Kontinente oder im Hochgebirge gelegen sind, ist von höchster Wichtigkeit für seine Entwickelung. Der folgende kurze Überblick, der sich im wesentlichen den Forschungen Ratzels anschließt, sucht eine Einteilung der Völker nach anthropogeographischen Gesichtspunkten durchzuführen.

2. Die Einteilung der Völker vom Standpunkt der Anthropogeographie.

Gebirgsvölker und Völker der Ebene. Gebirge hemmen und zersplittern die Bewegungen der Völker, die in der Ebene ungestört ihren Weg suchen können. So finden wir in der Ebene allenthalben stärkere Mischung und eine Neigung zum Ausgleich schroffer Gegensätze, — das flache Land wirkt auch auf seine Bewohner verflachend. Im Gegenteil gewährt das Gebirge versprengten Völkertrümmern eine willkommene Zufluchtsstätte; immer neigen die Stämme der Ebene zu politischer Einigung in großen Verbänden, während Kleinstaaterei in den Gebirgen herrscht. Rußland, im Laufe der Zeit von so vielen Völkerfluten durchströmt, zeigt große Gruppen an Sprache und Sitte gleichartiger Bewohner und ist politisch ein einheitliches Gebilde; der Kaukasus, die Alpen beherbergen in ihren Thälern zahlreiche Völker und Sprachen und sind oder waren erfüllt von zwerghaften Staatsgebilden. Die Natur des Gebirges erzieht seine Bewohner zu gestählten, fleißigen, aufgeweckten, heimats- und freiheitsliebenden Menschen, denen trotz ihrer geringeren Zahl oft die Herrschaft über die umliegenden Tiefländer zufällt. — Manche Hochebenen erfreuen sich einiger Vorteile der Gebirgsnatur, ohne darum der Ansammlung einer großen Bevölkerung ungünstig zu sein, und diesen pflegt dann eine große historische Rolle im Laufe der Geschichte zuzufallen, vor allem dann,

wenn sie in tropischen Gebieten liegen (Hochebenen von Mexiko und Peru).

Steppenvölker. Der verweichlichende Einfluß fruchtbarer Tiefebenen scheint größtenteils aufgehoben, wenn die Ebene zur Steppe und Wüste wird, während die staatenbildende Kraft des Flachlandes erhalten bleibt und sogar energischer wird. Ratzel schildert diese Verhältnisse kurz und treffend: „Die an den Erhöhungen des Bodens sich stauenden und in seinen Vertiefungen sich sammelnden Völker breiten sich in schrankenlosen Ebenen weit aus und sehen ihre natürlichen Bewegungstriebe noch verstärkt durch die natürliche Anlage dieser letzteren zu Dürre und Unfruchtbarkeit, was alles ihnen Neigung zu An- und Übergriff, Raub und Zerstörung verleiht, sowie, was wichtiger, Fähigkeit zur Überschwemmung, Unterjochung und Beherrschung". Die Beweglichkeit und Ruhelosigkeit der Steppenvölker läßt ihre Zahl größer, ihre wilde Verwegenheit ihre Angriffe doppelt furchtbar erscheinen. Kaum ein Steppenvolk giebt es, das nicht vorübergehend oder dauernd die kultivierteren, Ackerbau treibenden Stämme seiner Nachbarschaft unter seine Macht gebeugt hätte.

Die Zone der Steppenvölker. Durch den Norden der alten Welt zieht sich, entsprechend dem Gebiet der trockenen Passatwinde, eine Kette von Steppen und Wüstenländern, die Hochasien, Turan, Teile von Iran, Arabien und die Sahara umfassen. In der neuen Welt und auf der südlichen Halbkugel entsprechen ihnen kleinere Steppengebiete. Diese großen, wüstenhaften Striche sind es, in denen sich zahlreiche nomadisierende Steppenvölker tummeln und von wo aus oft verheerende Völkerströme über die Länder der Kulturvölker hereingebrochen sind. Überall an den Grenzen der Steppe liegen Reiche, deren seßhafte Bevölkerung von den Söhnen der Wüste beherrscht wird: China einst von den Mongolen, jetzt von den Mandschu, Persien von türkischen Stämmen; mongolische Horden hatten fast ganz Asien zeitweilig in ihrem Besitz, Ägypten war jahrhundertelang in den Händen der nomadischen Hyksos, in Afrika herrschen die viehzüchtenden

Fulbe über die gewerbfleißigen Haussa. Die Steppe, können wir mit Ratzel sagen, zeugt die größten Räuber- und Erobervölker, in deren Unruhe ihre Wasserarmut eine große Rolle spielt. — Oft freilich bildet auch die Wüste einen Zufluchtsort armseliger Völker, die mühsam in ihr ein klägliches Dasein fristen, wie die Buschmänner der Kalahari und in gewissem Sinne selbst die Tibbu der Sahara.

Küsten- und Inselvölker. Unmöglich sind alle küstenbewohnenden Völker als unter gleichen Naturbedingungen lebend hinzustellen. Nicht nur der Unterschied zwischen Flach- und Steilküste ist von Einfluß, sondern vor allem die Gliederung der Küste, an die sich die Entwicklung der schiffbaren Stromsysteme unmittelbar anschließt. So wirkt an einer hafenlosen, ungegliederten Küste das Meer vor allem als Grenze, an einer hafen- und inselreichen als Verkehrsmittel, das zu seiner Benutzung einladet. An diesen günstigen Meeresrändern bilden sich die weitblickenden, unternehmenden Seevölker heraus, die als Seeräuber, Händler und Kolonisatoren zerstörend und befruchtend auf entfernte Gebiete wirken. Verhängnisvoll wird ihnen in der Regel der Mangel eines starken Hinterlandes, und so sind die Küstenstaaten meist von beschränkter Dauer (Karthago, Venedig). Was von den Küsten zu sagen war, gilt in verstärktem Maße von den Inseln. Hier aber übt noch der Umfang bestimmenden Einfluß, und man braucht nur die kurze Blütezeit des kleinen Inselstaates Rhodus mit der langdauernden Seeherrschaft Englands zu vergleichen, um das verborgene Gesetz dieser Verhältnisse zu erkennen. Oft sind die Inseln die Zwischenstufen, über die die Kultur von Festland zu Festland wandert (Cypern, Kreta). Die Kulturbedeutung der Inseln liegt an ihren Küsten; in ihrem Innern oder am verkehrsarmen, vom Festland abgekehrten Rande finden wir oft ärmliche Reste einer ehemaligen Bevölkerung, die hier, wo ein Ausweichen nicht mehr möglich war, verzweifelt stand gehalten hat (Kelten in Schottland, Irland und Wales, Ainos auf Yesso, *Negritos in* Indonesien 2c.). Die Halbinseln bilden im

anthropogeographischen Sinne ein Mittelglied zwischen Inseln und unentwickelten Küsten.

Randvölker der Ökumene. Nur noch als Grenze und unüberschreitbare Schranke wirkt das Meer dort, wo es nach Norden und Süden die Ökumene abschließt. Die Völker dieser Küsten empfangen die geringste Anregung von außen und sind nicht, wie andere Uferstämme, Vermittler des Handels und Verkehrs mit dem Binnenlande. In ausgeprägter Weise zeigen diese End- oder Randlage die Südspitze Afrikas und das Festland Australiens. Beide schauen südwärts nach den menschenleeren Wasserwüsten des südlichen Eismeers, beide liegen weitab von benachbarten Kontinenten. Hier finden wir denn auch die unentwickeltste Kultur und die geringsten Anfänge staatlichen Zusammenschlusses. — Erst der Aufschwung der europäischen Schiffahrt hat diese Verhältnisse zum Teil umgestaltet und vor allem die Schranke beseitigt, die in Gestalt des inselarmen Atlantischen Ozeans die alte und neue Welt trennte.

III. Die Kultur.

1. Allgemeines.

Begriff der Kultur. Wenn wir uns fragen, was uns im Grunde veranlaßt, auch den ärmlichsten Volksstamm in einen scharfen Gegensatz zur gesamten Tierwelt zu stellen, wenn wir nachdenken, welcher Vorzug es sein mag, der den Menschen zu einem einzigartigen Wesen unter allen Geschöpfen der Erde erhebt, dann scheint es uns unmöglich, die Fülle dieser Eigentümlichkeiten in kurzen Worten zu nennen. Vom Bau der Hände und dem aufrechten Gange an bis zur Gabe der Sprache und zu der unübersehbaren Zahl von Künsten, Gesetzen und Besitztümern, innerhalb deren wir erwachsen sind, scheint alles bemerkenswert und wunderbar. Dringen wir freilich tiefer ein, dann finden wir, daß diese Dinge als nutzlose Trümmer vor uns liegen würden ohne die Kraft des Geistes, der sie gebrauchen lehrt, ja der sie im

Laufe von Generationen in forterbender Thätigkeit erst erschaffen und befestigt hat. So ist es der menschliche Geist — wenn wir so wollen, das Gehirn —, von dem alle Kultur ausgeht, ohne den sie nicht denkbar ist; das Gedächtnis des Menschen ist das erste Werkzeug seiner Kultur, Arbeit das zweite. So dürfen wir den Begriff mit den Worten bestimmt umgrenzen: Kultur ist die vererbte, durch unermüdliche Arbeit ausgebildete geistige Kraft des Menschen. Auch vom Kulturbesitz der Menschen liegt der wichtigste, der geistige Teil im Gedächtnis der Völker verwahrt, der minder bedeutsame in greifbaren Gegenständen, die der Mensch sich dienstbar gemacht hat, um ihn aufgehäuft.

Kulturvölker und Naturvölker. Kein Volk ist ohne Kultur und Kulturbesitz. Aber es giebt reiche Völker, die von ihren Vorfahren einen gewaltigen Besitz ererbt und in emsiger Thätigkeit ihn noch vermehrt haben, und arme, die im Kampfe um ihr hartbedrohtes Dasein den geringen Schatz ihres Kultureigentums mühsam nur eben zu bewahren vermögen. Ungunst des Schicksals und eigene Schuld und Schwäche finden sich als Ursachen dieser Ärmlichkeit untrennbar verknüpft. Da nun die kulturarmen Stämme am unmittelbarsten von den Gaben und Launen der Natur abhängen, so nennen wir sie Naturvölker, — ein nicht unbedenklicher Ausdruck, der oft mißverstanden wird, aber in seiner Kürze nicht zu ersetzen ist. Kultur- und Naturvölker sind nicht durch scharfe Grenzen getrennt, auch dann nicht, wenn wir zwischen beide noch die Halbkulturvölker einschieben. Die immer wiederkehrende Lehre, daß in der Ethnologie keine schroffen Unterschiede gelten und jede mechanische Einschachtelung in bestimmte Fächer verwerflich ist, ist hier ganz besonders zu betonen. Im großen und ganzen zeigt sich eine bestimmte Entwicklung: Wie auf politischem Gebiete die zersplitterte, engherzige Feudalverfassung erst durch den Despotismus zerbrochen werden mußte, ehe die konstitutionellen und republikanischen Staatsformen unserer Zeit entstehen konnten, so ist es zunächst der vorwaltende Einfluß einzelner Menschen und

Kasten, der Aristokratie und des Priestertums, der die müßigen und ziellosen Kräfte zu bestimmter Arbeit zwingt, bis die zunehmende Kultur immer mehr zu allgemeiner Gleichheit drängt. In diesem Sinne begegnen sich Unkultur und Überkultur. Da aus beständiger Arbeit die Kultur erwächst und weder äußerste Kargheit noch Überfülle der Naturgaben zu freudiger Arbeit ermuntern, so ist es verständlich, daß wir die Höhe der Gesittung nur von Völkern der gemäßigten Zone oder tropischer Hochländer erreicht sehen. — Als ältestes, nicht wesentlich degeneriertes Kulturvolk müssen wir die Chinesen betrachten, und bei ihnen finden wir am ausgeprägtesten die Wirkungen langdauernder Kultur: Die Adelskaste und mit ihr die Fehdelust und kriegerisch-edle Sinnesart sind geschwunden, nur die Intelligenz, durch zahllose Examina entdeckt und geläutert, hebt den Einzelnen über die Masse gleichartiger fleißiger Existenzen hinaus. Arbeit, die kaum einen Ruhetag kennt, ist in China die Losung; dafür fehlt es an jenen Gestalten voll gewaltigster Willenskraft oder siegreichen Forschermutes, wie sie die junge arische Kultur als Nachklänge ihrer kampfesfrohen Kindheit hervorbringt.

Kultur und Klima. Die Kulturhöhe eines Volkes ist ein unmittelbares Ergebnis seiner Arbeit und seiner Thatkraft. Charakter und Arbeitslust aber sind keine Geschenke, die dem Menschen von unbekannter Hand erteilt werden, sie sind Folgen einer langen Erziehung durch die Außenwelt, Erbschaften von Generationen. Die Natur unmittelbar ist es, die die Thätigkeit des Menschen anregt oder lähmt. Wo die Nahrung sich freiwillig in unerschöpflicher Fülle bietet und ein erschlaffendes Klima jede unruhige Begehrlichkeit in Schranken hält, wie in den Tiefländern der Tropen, werden niemals die Ausgangspunkte höherer Kultur liegen. Nicht weniger verhängnisvoll wirkt die äußerste Dürftigkeit des Bodens, die den Menschen zwingt, alle Kräfte für die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse einzusetzen, ohne ihm Zeit zu lassen, den dadurch erworbenen Thätigkeitstrieb

nach freier Wahl zur nachhaltigen Besserung und Veredlung seines Daseins zu verwenden; somit dürfen wir auch in den Steppen Australiens und Südafrikas oder in den Polargebieten keine Kulturentwicklung suchen. Nur in den Ländern der gemäßigten Zone gedeiht die Kultur, und — bisher wenigstens — auch nur in denen der nördlichen Halbkugel, da die Länder mit kühlerem Klima im Süden räumlich zu beschränkt und durch weite Meeresstrecken von einander getrennt sind. In günstigen Fällen entwickelt sich wohl auch in den Hochländern der heißen Zone ein Kulturvolk, wie in Mexiko und Peru. Es ist bemerkenswert, daß die Kulturländer der älteren Zeit durchweg der heißen Zone näher liegen, als die der Gegenwart; der Schwerpunkt der Gesittung hat sich nach Norden verschoben.

Rückgang der Kultur. Die übertriebenen Berichte von dem Glücke und der harmlosen Unschuld der Südsee-Insulaner einerseits, die furchtbaren Greuel der französischen Revolution anderseits veranlaßten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Theorien, die einen Rückgang der Menschheit von einstiger sittlicher Höhe und wahrer Kultur lehrten. Diese Ansichten sind jetzt längst überwunden; man hat anerkannt, daß die Menschheit sich auf allen Gebieten in aufsteigender Linie bewegt, so lange irgend die Umstände diese Bewegung begünstigen. Aber daneben fehlt es nicht an vorübergehenden oder dauernden Rückfällen in barbarische Zustände, und eine der schwierigsten Fragen wird es stets sein, ob ein tiefstehendes Volk überhaupt nur den dürftigsten Kulturbesitz erworben oder ob es einen Teil seines Wissens und seiner Besitztümer wieder eingebüßt hat. Zuweilen klärt uns die Geschichte auf, oft erinnern nur Sagen noch an einen früheren glücklichen Zustand. Der Rückgang wird dauernd, wenn er mit einer Verschlechterung der Lebensbedingungen Hand in Hand geht, wenn z. B. ein kulturfleißiger Stamm in die Steppe gedrängt wird, wo es an Ackerland für das Getreide, an Pflanzenstoffen für die Weberei, an Erz und Holz für die Metallgewinnung, an Thon für die Töpferei gebricht. Dem

Erlöschen der Kulturthätigkeit pflegt geistige Dumpfheit dann bald zu folgen.

2. Einteilung der Völker nach ihrer Kulturhöhe.

Gesichtspunkte der Einteilung. So sehr wir überzeugt sein müssen, daß die wahre Bedeutung der Kultur auf geistigem Gebiete liegt, so schwer ist es, diesen Grundsatz für eine übersichtliche Einteilung der Völker zu verwerten. Glücklicherweise können wir uns hier an äußerliche Merkmale halten, deren wichtigstes die Lebensweise und Beschäftigung eines Volkes ist. Kein Volk von hoher geistiger Kraft wird es versäumen, diese Kraft zur Verbesserung seiner Lage zu verwerten, und nicht weniger energisch wirkt die Lebensweise auf die Richtung der geistigen Thätigkeit und damit auf die allgemeine Kultur zurück. So drückt die gleiche Lebenslage Völkern in den entlegensten Gebieten den Stempel gleicher Kulturhöhe auf und gestattet uns, die Menschheit in einige Gruppen zu ordnen, deren äußerlicher Gleichartigkeit bis zu einem gewissen Grade auch eine innerliche entspricht.

Unstete Völker. Der Begriff der „unsteten Völker“ ist eine Neuerung. Ich verstehe darunter die Naturvölker im eigentlichsten Sinne des Wortes, deren Abhängigkeit von der Natur eine sklavische ist, bei denen selbst die Kunst, die Tierwelt durch Jagd oder Züchtung auszunutzen und zu beherrschen, noch in den dürftigsten Anfängen steht und von denen die Pflanzenwelt zwar intensiv ausgebeutet (Maiden zählt 212 Nahrungspflanzen der Australier auf), aber auf keine Weise zur reicheren Erstattung ihrer Gaben durch Anbau oder Pflege veranlaßt wird. Die Dürftigkeit der Natur, in der diese Völker leben, hält sie gewaltsam auf ihrem tiefen Stande zurück und zwingt sie zugleich zu einem unsteten Wanderleben, das für sie besonders charakteristisch ist. Dieser Wanderungen wegen hat man sie oft Nomaden genannt; aber wenn wir die nomadischen Arier der indischen Urzeit, die das blühendste Land der Erde unterworfen und im Rigveda ein unvergängliches Denkmal ihres Geistes

hinterlassen haben, mit den unsteten australischen „Nomaden“ vergleichen, erkennen wir deutlich das Unberechtigte der Zusammenstellung. — Zu den unsteten Völkern sind die Australneger und die meisten der afrikanischen „Zwergvölker“, vor allem die Buschmänner, zu rechnen.

Jägervölker. Durch unmerkliche Übergänge sind die unsteten Stämme mit den Jägervölkern verbunden, denen ein wildreiches Gebiet gestattet, ihre Nahrung vorwiegend dem Tierreich zu entnehmen. Die größere Sicherheit der Lebenslage läßt hier bereits die Kulturerrungenschaften sich leichter erhalten; die Überlistung und Bekämpfung des Wildes müssen der Entwickelung des Verstandes und der Thatkraft günstig sein, und in der Erfindung von allerlei Jagd- und Kriegswaffen sehen wir diese Einflüsse auch äußerlich wirksam. Diese verhältnismäßig günstige Lage kann nur so lange bestehen, als es dem Jägerstamme gelingt, sich mit der Ergiebigkeit seiner Nahrungsquelle im Gleichgewicht zu halten. Infolgedessen wird jede Berührung und Vermischung mit Kulturvölkern, der die Ausrottung des Wildes regelmäßig folgt, für Jägervölker besonders verhängnisvoll; gelingt es den Bedrohten nicht, durch Änderung ihrer Lebensweise sich den neuen Verhältnissen anzupassen, so ist ein Rückgang an Volkszahl und Wohlstand wie an eigenartiger Kultur unvermeidlich. Einzelne Völkchen sind auf diese Art bereits völlig ausgestorben.

Fischervölker. Wenn auch die Existenzgrundlage eines Fischerstammes der Küste weniger leicht zu erschüttern ist, als die eines Jägervolkes und zugleich die Anfänge der Schiffahrt zu kühneren Unternehmungen verlocken, so sehen wir doch die Stämme, deren fast ausschließliche Beschäftigung der Fischfang ist, auf den tiefsten Stufen der Kultur verharren. Freilich ist es hier noch mehr als bei anderen Völkern die Ungunst der Lage, die jeden Aufschwung hemmt, — nicht weil die Stämme vorwiegend Fischer sind, bleiben sie kulturarm, sondern weil ihre entlegenen Sitze auf ein verkehrsloses, völkertrennendes Meer hinausschauen, ist ihre

Entwickelung zum Stillstande gekommen. Als Muster dieser verarmten, kulturfernen Völkchen können die Feuerländer gelten.

Nomaden. Einen gewaltigen Schritt vorwärts haben die Teile der Menschheit gethan, die von der Ausnützung freiwilliger Gaben der Natur zur bewußten Zucht und Pflege nutzbringender Tiere und Pflanzen fortgeschritten sind. Ob die Viehzucht älter ist als der Ackerbau, läßt sich nicht feststellen, denn wenn wir auch zahlreiche Völker bei der ersteren stehen bleiben sehen, so haben wir die Ursache doch nur in der Beschaffenheit des Bodens und Klimas zu suchen. Die Stämme, deren Existenz auf ihrer blühenden Viehzucht beruht, sind Bewohner der Steppen und verwandter Gebiete. Die Unfruchtbarkeit ihrer Wohnsitze zwingt sie zu jenen Wanderungen, denen sie die Bezeichnung „Nomaden" verdanken. Von ihnen gilt im vollsten Maße, was wir oben von den Steppenvölkern zu sagen hatten. Auch die arischen und semitischen Kulturvölker sehen wir zum Teil erst in historischer Zeit zu ruhiger Seßhaftigkeit gelangen. Auf dem Hintergrunde des Nomadenlebens zeichnen sich uns die vertrauten Gestalten der Bibel eben so ab wie die Götter des Rigveda. Vor allem in Europa drängen die Stämme ruckweis einander nach und erben von den früher Angesiedelten jedesmal einen Teil des Kulturbesitzes (Hellenen und Italiker, Kelten, Germanen, Slawen). Von den Germanen waren noch am Anfang unserer Zeitrechnung die östlichen Stämme (Sueben) nicht zur Ruhe gekommen, und in den Alpen zwingt noch jetzt der schroffe Gegensatz der Jahreszeit einen Teil des Volkes zu einem wandernden Hirtenleben. Vielleicht ist die unausrottbare Wanderlust der germanischen Völker ein Erbteil dieser alten Zustände. So liegen die Keime europäischer Kultur und vielleicht die tiefsten Wurzeln ihrer Kraft im Nomadismus; ganz aber konnte sie sich erst entfalten, als die stetige Arbeit des Ackerbaues die unruhige Zügellosigkeit in feste Bahnen eingedämmt hatte.

Ackerbauer. Der Anbau der Kulturpflanzen zwingt den unsteten Jäger und Nomaden zur Ruhe und zur festen

Ansiedelung. Nun erst ist die Gewähr geboten, daß die vereinigte Arbeit dauernde Früchte trägt. Der Reichtum des Nomaden beruht auf dem unsichern Besitze zahlreicher Herden, die er durch Krieg und Raub zu vermehren sucht; was er auf seiner Wanderung nicht mit sich führen kann, ist für ihn wertlos. Der Ackerbauer sammelt Schätze der Kultur an, deren Vermehrung kaum an eine Grenze gebunden ist. Mit dem Wohlstande wächst die geistige Kraft; der arbeitsgewohnte Geist verwertet auch seine müßigen Stunden zum Nachdenken über die Verbesserung des Daseins, die Verschönerung und Veredlung des Lebens, ja endlich über die tiefsten Probleme des Welträtsels. In der festen, gewohnteu Umgebung bildet sich das Gedächtnis; an den Werken der Vorfahren lernt es haften und erschafft die Anfänge der Geschichte. Nur in den Staaten der Ackerbauer kann von ungestörter und unbegrenzter Entwickelung der Kultur die Rede sein.

Industrievölker. Wenn wir die Industrievölker an den Schluß stellen müssen, so sollen sie deshalb weder als die reifste Frucht der Kultur bezeichnet, noch soll angedeutet werden, daß bei kulturarmen Stämmen es ganz an Volksgruppen fehlt, die sich vorwiegend der Industrie widmen. Wir finden im Gegenteil sogar unstete Industrievölker, wie die wandernden Schmiede Indiens und ihre Verwandten, die Zigeuner. Dorfschaften, die sich mit der Herstellung und Ausfuhr von irdenen Geschirren, Kleidungsstoffen oder eisernen Geräten beschäftigen, fehlen nicht einmal im Herzen Afrikas, und in der frühesten vorgeschichtlichen Zeit Europas wurden auf der Insel Rügen Feuersteingeräte fabrikweise angefertigt und weithin verhandelt. So sind kleinere Industrievölker auf jeder Kulturstufe zu finden, aber ihre großartigste Entwickelung erreichen sie erst im Bereiche der europäischen Kultur. Es sind immer günstige lokale Bedingungen, die das Entstehen von Industriestaaten ermöglichen, so der Kohlen- und Metallreichtum Englands verbunden mit der vorzüglichen Handelslage der Insel. Höchster Reichtum

und höchste Kultur, ja Überkultur ist für die Industriestaaten charakteristisch; aber die Basis, auf der sie stehen, ist eine schmale, und nur die großartigsten Verkehrsmittel der Gegenwart und die wachsende Friedensliebe der Kulturvölker Europas ermöglichen das Bestehen von Staaten, die nicht mehr genügende Lebensmittel für ihre Bevölkerung erzeugen (England, Belgien, Deutschland). Dieser eine Umstand beweist genügend, daß die europäische Kulturwelt sich immer mehr zu einem großen Ganzen zusammenschließt, das Ackerbaustaaten und Industrieländer ebenso umfaßt, wie die einzelnen Staaten ihrerseits Industriestädte und die Dörfer der Landleute.

3. Der Kulturbesitz der Menschheit.

Kulturbesitz. Unter dem Begriffe „Kulturbesitz“ möchte ich zunächst jene äußerlichen Merkmale, Werkzeuge und Hilfsmittel der Kultur zusammenfassen, die in greifbarer Gestalt vorliegen oder durch bestimmte Angaben leicht zu bezeichnen sind. Ihre Wichtigkeit liegt namentlich auf dem historischen Gebiete: Alte Völkerbeziehungen, deren Erinnerung längst erloschen ist, treten in der Form der Waffen und Boote, in den Methoden des Feuerentzündens u. s. w. oft überraschend zu Tage. Zugleich aber sind die Werkzeuge des Menschen, die er sich selbst erschafft, Erzeugnisse seiner geistigen Thätigkeit, aus denen sein innerstes Wesen und Fühlen deutlich zu uns spricht. Hier stehen wir denn auch auf dem Gebiete, in welchem die Ethnologie ihr wahres Heimatrecht besitzt, wo sie nicht, wie so vielfach in andrer Richtung, die Früchte selbständig erwachsener Wissenschaften pflückt, sondern selbst in mühevoller Einzelforschung mit ihren Problemen ringt. — Es schien am besten, in diesem flüchtigen Überblick die einzelnen Gegenstände so anzuordnen, daß zunächst die äußerlichsten Merkmale in ihrer Verbreitung und ihrer Wichtigkeit geschildert werden, dann als besondere Gruppe die Abarten der Industrie bei den Naturvölkern erscheinen und endlich der Besitz der Menschheit an Haustieren und

Kulturpflanzen kurz seine Besprechung findet. Dieser Summe materieller Hilfsmittel wird dann der Kulturschatz auf geistigem Gebiete als Ganzes gegenübertreten.

A. Hilfsmittel und äußerliche Merkmale der Kultur.

Das Feuer. Der außerordentliche Anteil, den der Besitz des Feuers an der Entwickelung unserer Kultur hat, braucht kaum ausführlicher dargestellt zu werden. Es ermöglichte dem Menschen, eine Menge neuer Nahrungsstoffe genießbar zu machen und damit die Grundlage seiner Existenz zu verbreitern; es schützt ihn vor der Kälte der Nacht und des Winters und vor den Angriffen der Raubtiere; mit Hilfe des Feuers höhlt er Baumstämme zu Kähnen aus und reduziert die Metalle aus ihren Erzen; durch Niederbrennen des Waldes rodet und düngt er sein Ackerland. — Das Feuer gehört zum Allgemeinbesitz der Menschheit. Feuerlose Völker hat Lubbock vergebens nachzuweisen gesucht, und in Europa wenigstens reicht die Kenntnis des Feuers bis in die Eiszeit, also in unmeßbare Vergangenheit zurück. Wie aber hat die Menschheit das Feuer entdeckt und seinen Nutzen erkannt? Es fehlt da nicht an kühnen Hypothesen. Verhältnismäßig erträglich ist noch die Theorie, daß man in der Nähe thätiger Vulkane und heißer Quellen der wohlthätigen Kraft des Feuers zuerst inne geworden sei. Gern denkt man an den Blitz, der dürre Bäume entzündet und damit den Menschen auf die Spur der Erfindung gelenkt haben soll. Kuhn läßt gar Schlingpflanzen im Sturme sich an Bäumen reiben und in Brand geraten. Diese Theorien mit Ausnahme der ersten lassen außer acht, daß man das Feuer genauer kennen und öfters zufällig hervorbringen mußte, ehe man auf den Gedanken kommen konnte, es zu benutzen. Über diese Frage kann nur die Betrachtung der primitiven Feuerzeuge Klarheit verbreiten. Da finden

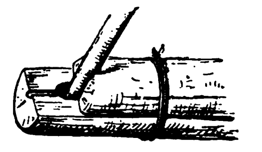


Fig. 2. Feuerbohrer d. Yamamadi (Amazonas, Brasilien).

wir nun zwei Methoden des Feuerzündens: Reiben oder Bohren des Holzes (Fig. 2 u. 3) und Schlagen von Steinen. Vielfach in Polynesien reibt man einen Stab in der Rinne eines Holzstückes; ähnliches findet sich bei den Dajaken Borneos, und selbst die phönizische Schöpfungssage kennt diese einfachste Methode. Häufiger ist der Gebrauch, einen Stab in das Loch eines Holzstückes zu stecken und durch quirlende Bewegung mit den Händen Feuer zu erbohren. So verschafften sich nicht nur die Arier der ältesten Zeit das Feuer, auch die meisten Stämme Amerikas, sämtliche Südafrikaner, die Australier und manche andere Völker kennen oder kannten diese Art des Feuerzeuges. Vielfach hat man den Bohrer durch Anbringen einer Schnur, die um ihn gewickelt und scharf angezogen wird, bedeutend verbessert, so bei den Nordamerikanern, manchen Hyperboreern und Australiern. — Das Feuerschlagen hat die Methoden des Reibens und Bohrens vielfach verdrängt, findet sich aber auch bei sehr tiefstehenden Völkern, so bei Eskimos und Feuerländern, die, wie auch die alten Mexikaner thaten, sich des Schwefelkieses bedienen. Nach Firdusi entdeckte der mythische Perserkönig Husheng das Feuer, als er einen Stein nach einer Schlange warf und dabei einen anderen Stein traf. — Erwägen wir nun, daß die Bearbeitung von Holz und Stein als früheste Kulturthätigkeit des Menschen nachgewiesen ist, dann bleibt uns kein Zweifel an der Art, wie das Feuer mit Notwendigkeit entdeckt werden mußte: Beim Glätten und Bohren hölzerner Geräte, beim Zurechtschlagen steinerner *Waffen wurde es* zuerst und immer wieder erzeugt, bis man *seinen Nutzen begriff.* — Über die Feuerzeuge der Kultur-



Fig. 3. Feuerbohrer der Australier.

völker kann hier natürlich nicht gesprochen werden; bemerkenswert ist, daß Schlagintweit in Sikkim Brenngläser zum Feuerzünden in Gebrauch fand.

Zubereitung der Speisen. Vielleicht die älteste Art der Zubereitung schwergenießbarer Speisen ist es, sie durch Fäulnis oder Gärung zu erweichen, wie man noch jetzt auf den Salomo-Inseln halbreife Brotfrucht in Gruben der Gärung überläßt oder bei uns die Mispeln und manche Käsearten in halbfaulem Zustande genießt. Fleisch durch Klopfen und Hacken mürbe zu machen, dürfte ein sehr alter Gebrauch sein; das Dörren von Fischen, Fleisch oder Früchten an der Sonne hat dagegen mehr den Zweck, diese Speisen haltbarer zu machen. — Weitaus wichtiger ist die Zubereitung der Speisen durch Feuer, die in ihren Anfängen allgemein bekannt ist: mit Braten und Rösten ist jedes Volk vertraut. Anders steht es mit dem Kochen. Ob man die Kunst wirklich den heißen Quellen abgelernt hat, ist sehr fraglich, wenn auch in Polynesien deren Wasser zum Kochen verwendet wird. Aber gerade dort ist sonst die Bereitung der Nahrungsmittel durch Kochen ganz ungebräuchlich, aus dem einfachen Grunde, weil es an irdenen und metallenen Gefäßen fehlt. Man dämpft vielmehr die Speisen, indem man sie auf glühende Steine legt, Wasser auf letztere spritzt und das Ganze mit Laub und Erde bedeckt längere Zeit sich selbst überläßt. Anderwärts kocht man thatsächlich, ohne Gefäße zu besitzen, die dem Feuer Widerstand leisten: Man erreicht seinen Zweck durch heiße Steine, die man in die mit Wasser gefüllten hölzernen Gefäße wirft. Diese Sitte findet sich nicht nur im nordwestlichen Amerika und in Kamtschatka, sondern selbst bei den Basken Europas, und die noch barbarischere Methode, eine Tierhaut dabei als Gefäß zu benutzen, war nicht allein bei den Assiniboins (wörtlich Steinkochern) in Gebrauch, — Herodot erzählt sie auch von den Skythen und noch im 16. Jahrhundert fand sie sich bei den Kelten Schottlands und Irlands. Hohle Bambusstücke sind in Indonesien noch vielfach als Kochgefäße gebräuchlich, auf den Nikobaren stellt man sogar

aus Baumrinde Kochtöpfe her. — Das Backen des Brotes ist nicht einmal bei den Kulturvölkern Europas eine sehr alte Erfindung; noch die Römer brachten bei gewissen altertümlichen Festen nicht gebackene, sondern gekochte Opferkuchen oder geröstetes Getreide dar, und die urgeschichtlichen Funde bestätigen vielfach diesen Nachklang früherer Sitte. Übrigens könnte man die gewöhnlichste Speisebereitung vieler Naturvölker (der Australier, Polynesier und mancher Indianer) eher Backen als Kochen nennen: Die Speisen werden in Erdgruben auf heiße Steine gelegt, mit Blättern bedeckt und die Grube (oft auf mehrere Tage) zugeschüttet. Der Geschmack der Speisen soll nichts zu wünschen übrig lassen. — Es giebt Völker, bei denen sich die Kochkunst besonders entwickelt: Wie in Europa Frankreich, ist in Ostasien China das Land der vorzüglichen Köche.

Berauschungsmittel. Auch die Kenntnis berauschender und narkotischer Stoffe gehört zum Allgemeinbesitz der Menschheit. Die alkoholischen Getränke im besondern weisen in ihrer Verbreitung dagegen manche Lücken auf: Die Australier scheinen den Honigwein nur stellenweise zu kennen, manche nordamerikanische Indianerstämme wußten früher nichts von gegorenen Getränken, und den Hyperboreern fehlt es an den unentbehrlichen zuckerhaltigen Stoffen. Von den bekanntesten narkotischen Genußmitteln stammt der Tabak aus Amerika, er hat sich aber so rasch und intensiv verbreitet, daß man oft an seiner Herkunft irre geworden ist. Das Haschischrauchen zählt im südwestlichen Asien und im benachbarten Afrika eine Gemeinde, die man auf 200 Millionen geschätzt hat; das Opium ist in Ostasien und Indonesien in verderblichem Vorschreiten begriffen. Kaffee und Thee sind auch den Kulturvölkern Europas völlig vertraut. Coca ist das Narkotikum des westlichen Südamerika; für Indien und Teile Polynesiens ist das Betelkauen charakteristisch u. s. w. Klimatische und andere unbestimmbare Einflüsse scheinen bei der Wahl der Berauschungsmittel wirksam zu sein; bei Europäern und Negern z. B. vermag nur der Tabak mit den geistigen Getränken in

Wettbewerb zu treten, während Coca, Opium, Betel u. s. w. sich nicht einbürgern, — der Malaye dagegen ist durchschnittlich kein Freund alkoholischer Getränke. So hat das islamitische Verbot des Weines wohl bei den semitischen Arabern, niemals aber bei den arischen Persern durchdringen können. — Was nun die geistigen Getränke betrifft, die durch Gärung zuckerhaltiger Substanzen entstehen, so übergehe ich die der heutigen Europäer als allgemein bekannt und führe auch von den übrigen nur einige der allerwichtigsten an. Die Zubereitung des ältesten berauschenden Getränkes der Arier,

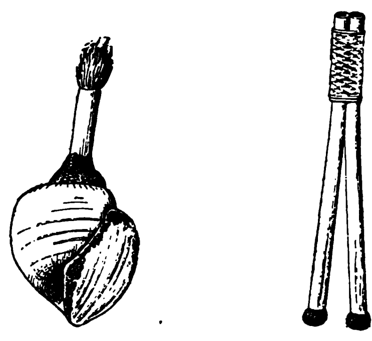


Fig. 4 u. 5. Tabaksdose und doppelte Schnupfröhre der Iparina, Brasilien.

Soma, ist leider nicht mehr festzustellen; später trat bei den nördlichen Ariern der Honigwein (Meth) und der Gerstentrank (Bier) an seine Stelle. Der Kumys, aus gegorener Stutenmilch hergestellt, ist das Nationalgetränk der asiatischen Steppenvölker. In China und Japan genießt man Reisbranntwein, während in Polynesien allgemein Kava oder Ava, der gegorene Saft gekauter oder geraspelter Wurzeln von Piper methysticum, getrunken wird. Palmwein, aus dem gegorenen Safte der meisten Palmen bereitet, ist im Verbreitungsgebiete dieser Bäume fast durchweg bekannt. Bier (Merissa, Pombe) in enormen Quantitäten braut der Neger aus Hirse oder Mais, auch aus Bananen und Zucker-

rohr gewinnt er alkoholische Getränke. Die meisten Indianer Südamerikas endlich leisten im Zechen Unglaubliches und wußten schon vor Ankunft der Europäer Berauschungsmittel aus Maniok (Paiwari), Mais, Bananen, Zuckerrohr und Palmfrüchten herzustellen; Pulque bereitet man in Mexiko aus dem Saft einer Agave. Auch auf andere Weise, wie durch übermäßiges Tabakschnupfen (Fig. 4 u. 5), wird Betäubung und eine Art Rausch erzielt.

Kleidung. Die Kleidung im eigentlichen Sinne ist zunächst Schamhülle, hervorgegangen aus dem Bestreben, die zerstörenden geschlechtlichen Kämpfe im Innern des Stammesverbandes zu verhüten und zugleich anzudeuten, daß das verheiratete Weib für andere Männer nur als geschlechtsloses Wesen existieren darf. Diese älteste Art der Tracht ist also eine Erscheinung, die der Entstehung der Familie parallel geht. So finden wir überall zunächst die Genitalien verhüllt und die früheste und vollständigste Bekleidung bei der verheirateten Frau. Bald aber wird die Kleidung auch als Schutz gegen die Witterung, als Schmuck und Abzeichen verwendet und auf diese Weise mannigfach vermehrt und erweitert. Auch Perversitäten des Schamgefühls finden sich, so die Verhüllung des Gesichtes bei vielen Wüstenstämmen, die sich mit dem Islam weithin verbreitet hat, oder die Bedeckung des Gesäßes statt der Genitalien bei manchen Negervölkern. Ganz ohne Kleidung scheinen nur einige kleine Indianerstämme Südamerikas und manche Australier zu sein, doch fehlt es auch hier nicht ganz an Resten oder Anfängen des Gebrauches, sodaß wir immerhin die Kleidung einem Inventar des allgemein menschlichen Kulturbesitzes einverleiben dürfen. — Wichtig ist ferner die Kenntnis der Stoffe, die zur Kleidung dienen. Grüne Zweige und Blätter finden wir in tropischen Ländern noch vielfach, vorwiegend als weibliche Tracht. Der Mann bevorzugt in der Regel die Felle seiner Jagdtiere, die dort, wo das Gerben unbekannt ist, wie z. B. im größten Teile Afrikas, durch Klopfen, Schaben und Einfetten geschmeidig gemacht werden. In

ganz ähnlicher Weise bereitet man in allen Erdteilen die Rinde gewisser Bäume, namentlich von Ficusarten, zu (Fig. 6). Die Tapa der Polynesier ist gehämmerter Rindenstoff, und auch die Arier Europas kleideten sich in alter Zeit in Stoffe aus Lindenbast (Leinwand urspr. = lintwât, Lindenkleid). Baststoffe werden vielfach geflochten und von der Flechtkunst ist nur ein Schritt zur Erfindung des Webstuhles, auf dem man



Fig. 6. Jacke aus Baumbast (Nias).

zunächst verschiedene Pflanzenfasern verarbeitet, so am Kongo, in Madagaskar und Teilen Indonesiens die Blattfaser der Raphiapalme, ferner Bananen- und Aloëfasern u. s. w. Am geeignetsten erweist sich endlich die Baumwolle, die namentlich in großen Gebieten Afrikas bereits alle anderen Faserstoffe verdrängt hat und im siegreichen Vordringen begriffen ist. — Wenn man die Verbreitung der Trachten ethnologisch zu nützen sucht, darf man die anthropogeographischen Gesichtspunkte nie aus dem Auge verlieren. Steppenvölker sind auf

die Ledertracht angewiesen, weil Bäume und Faserpflanzen in ihrem Gebiete nicht gedeihen; Fülle der Kleidung werden wir immer da finden, wo die Natur die nötigen Stoffe in reichlicher Menge darbietet. Daneben aber kommen auch psychologische Momente in Betracht: Vereinsamte kleine Völkchen werden immer nachlässiger gekleidet sein als große, verkehrsreiche Stämme.

Wohnstätten. Der Mensch erinnert in seinem Körperbau zwar sehr an die baumbewohnenden Affen, hat sich aber anderseits völlig dem Wandern auf festem Boden angepaßt. Wir finden denn auch nirgends Völker, die im Geäst von Bäumen ihre dauernden Wohnsitze aufgeschlagen hätten, wohl aber vorübergehend in Zeiten der Gefahr benutzte Baumwohnungen (Fig. 7), so bei den Batta, den Kimre in Baghirmi und den Bewohnern von Isabel. Civilisierte Völker ersetzen diese Baumfestungen durch Türme (Perser in Chorasan, Swanen); Türme aus prähistorischer Zeit, wohl zum Schutze gegen Seeräuber angelegt, sind an den Küsten von Schottland, Sardinien, Istrien und den Balearen erhalten. Höhlen als dauernde Wohnplätze sind dagegen nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch bei manchen Stämmen der Gegenwart nachgewiesen; Baumhöhlen boten den jetzt ausgestorbenen Tasmaniern willkommene Unterkunft. Gegenwärtig ist kein Volk ohne künstliches Obdach. Sehr ärmlich sind natürlich die Behausungen der unsteten Völker, unter denen wieder die Buschmänner am notdürftigsten, durch Zusammenflechten der Zweige eines Strauches, sich zur Nachtzeit einen Unterschlupf schaffen. Anderwärts hat man schon gelernt, aus Stangen und Rindenstücken (Australier, Ostjaken, kanadische Indianer), Blättern (Südamerikaner), Gras und Binsen (Feuerländer) oder Fellen ein flüchtiges Heim zu errichten. Leder- und Filzzelte sind den meisten der nomadischen Steppenvölker eigentümlich. Der Ackerbauer, der fester Wohnungen bedurfte, mußte zunächst auf Schutz gegen Feinde und Raubtiere bedacht sein. So entstanden schwimmende Wohnstätten, künstliche Inseln (Packwerksbauten) und Pfahl-



Fig. 7. Baumwohnungen im südlichen Baghirmi.

bauten in Seen und Sümpfen, wie wir sie aus der Urzeit Europas und vielfach bei Naturvölkern (Papuas, Nordwest-Amerikanern u. a.) kennen. Im ganzen malayischen Archipel

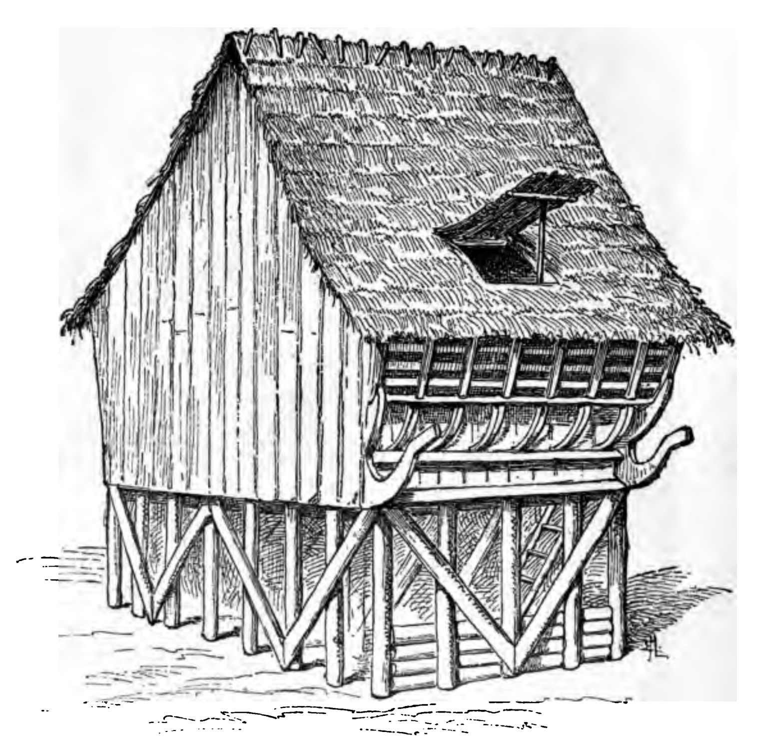


Fig. 8. Malayisches Haus (Nias).

ist auch auf festem Lande das auf Pfählen ruhende Haus (Fig. 8) zwar nicht mehr die ausschließliche, aber doch die ursprünglichste Wohnstätte. — Bei einem flüchtigen Überblick über *den Hüttenbau der Naturvölker* können wir verschiedene *Stilarten unterscheiden*, die natürlich vorwiegend durch das



Fig. 9. Hütten bei Merw.

Material bedingt sind. Die über einem Holzgerüst aus Stroh, Rohr oder Binsen zusammengeflochtenen Hütten der meisten Negerstämme zeigen die Bienenkorb- oder Kegelform; bei den Indianern finden wir dagegen vorwiegend Hütten mit rechteckigem oder quadratischem Grundplan, hölzernen oder aus Bambus geflochtenen Wänden und besonders aufgesetztem, meist aus Blättern gebildetem Dache. Länglich viereckig sind auch die Hütten der Polynesier und Melanesier mit tief herabhängenden, kahnförmigen Dächern. Während diese Behausungen, wie die ähnlichen der Malayen, meist auf Pfählen stehen, sind die den Polen benachbarten Völker gezwungen, halbunterirdische Wohnungen anzulegen, soweit sie sich nicht mit Zelten begnügen. Eine künstliche Höhle kann man das aus Steinen oder Schneestücken aufgemauerte, kellerartige, mit langem Eingangstunnel versehene Haus der Eskimo nennen. Lehmhütten, ursprünglich offenbar das mit Lehm gedichtete Bienenkorbhaus des Negers, finden wir z. B. im Sudan und bei den Turkmenen (Fig. 9). Im übrigen konnten, bevor man Ziegel zu brennen verstand, nur in den trockensten Gebieten der Erde Thon und Lehm als Baumaterial in Betracht kommen. — Bemerkenswert ist die außerordentliche Länge der Häuser, die von vielen Naturvölkern durch einfaches Aneinanderreihen einzelner Hütten erreicht wird, und die es zuweilen gestattet, daß ein ganzes Dorf oder doch ein großer Teil seiner Bewohner unter einem Dache Platz findet. Solchen Bauten begegnet man bei den nordwestlichen Indianern, vielfach in Polynesien und Indonesien, vereinzelt in Südamerika und Ostafrika (Uhehe). Anderseits werden die Getreidevorräte z. B. in Afrika meist in besonderen, oft auf Pfählen ruhenden Vorratshäusern untergebracht. Ein großer Fortschritt ist es auch, wenn innerhalb der Hütte durch Scheidewände einzelne Räume abgegrenzt werden. — Bei der Anlage von Dörfern pflegt, wie bei der von einzelnen Häusern, zunächst auf Schutz vor Feinden Rücksicht genommen zu werden; die ältesten Dorfanlagen sind zugleich Festungswerke. So liegen im Innern

der Indonesischen Inseln die Dörfer meist auf Anhöhen, von starken Palissaden umgeben, anderwärts müssen Sümpfe oder das Dickicht des Urwaldes Schutz bieten und Dornenhecken oder Fallgruben die schmalen Zugänge sperren. Alte Erdwälle sind noch jetzt in Nordamerika und Europa erhalten. Die Neigung zum Zusammenwohnen in Dörfern und Städten ist bei den verschiedenen Völkern durchaus nicht von gleicher Stärke, wie schon ein Vergleich der zerstreuten germanischen Siedelungsart mit romanischen od. slawischen Dorfanlagen lehrt.

Straßen und Brücken. Alle Herdentiere zeigen die Neigung, den einmal betretenen und gebahnten Pfad durchs Dickicht immer von neuem einzuschlagen; so sind auch unsre deutschen Wälder von den schmalen „Wildwechseln“ durchzogen, auf denen sich Hirsche und Rehe zu ihren Trink- oder Weideplätzen begeben. Bei den meisten Jägerstämmen ist man über diese Zustände wenig hinausgekommen: Schmale, oft kaum sichtbare Fußwege führen von Ansiedelung zu Ansiedelung, und weit entfernt, sie zu verbessern und zu erweitern, sieht man in ihrer Verborgenheit und Unwegsamkeit ein willkommenes Schutzmittel. Selbst bei lebhafterem Handelsverkehr nimmt man noch immer mit den einfachsten Waldpfaden vorlieb, solange der Mensch allein die Beförderung der Lasten übernimmt und verbesserte Transportmittel absichtlich oder gezwungen verschmäht. Im größten Teile Afrikas sind z. B. die sogenannten Karavanenstraßen nichts als enge, gewundene Wege, auf denen die Schar der Träger nur im Gänsemarsche dahinschreiten kann, und solange die verderbliche Tsetsefliege die Verwendung von Pferden oder Rindern verbietet, wird sich das schwerlich ändern. Der Brückenbau der Naturvölker entspricht völlig diesen ursprünglichen Zuständen; schwankende Hängebrücken, aus Lianen, Bambus u. dgl. hergestellt, führen über Abgründe und schmalere Flüsse. Die Einrichtung von Fähren ist in Afrika allgemein. Ansätze zu verbesserten Straßenbauten sind in Polynesien und naturgemäß überall da beobachtet worden, wo die steigende Kultur zu starkem Verkehre nötigte.

Beförderungsmittel. Straßen und Beförderungsmittel bedingen sich wechselseitig. Reittiere fehlten ursprünglich ganz in Amerika, Australien und Polynesien; im größten Teile Afrikas sind höchstens Reitochsen gebräuchlich. Stark entwickelt ist im letztgenannten Erdteil dafür die Benutzung von Sänften (Tipoyas), die auch in einem großen Teile des südlichen und östlichen Asiens meist die Wagen ersetzen müssen. Der Wagen muß in der Steppe erfunden sein, wo der Mangel an gebahnten Wegen nicht fühlbar war; er ist das wandernde Haus des Nomaden, und im Gefolge umherschweifender Stämme mag er in die Kulturländer des Westens und Ostens eingedrungen sein. Noch heute giebt es ganze Provinzen in China, in denen der Wagen so gut wie unbekannt ist und höchstens der Schubkarren verwendet wird, wie denn überhaupt in diesem kanalreichen Lande der Wagenbau auf der tiefsten Entwickelungsstufe stehen geblieben ist; im benachbarten Japan wird der primitive zweirädrige Karren überdies meist durch Menschen fortbewegt. — Kunstwerke in ihrer Art sind die Schlitten der Hyperboreer, meist von Hunden gezogen (Fig. 10.); auch ein anderes, für ihr Land vortrefflich geeignetes Beförderungsmittel, die Schneeschuhe, haben die Nordpolarvölker erfunden.

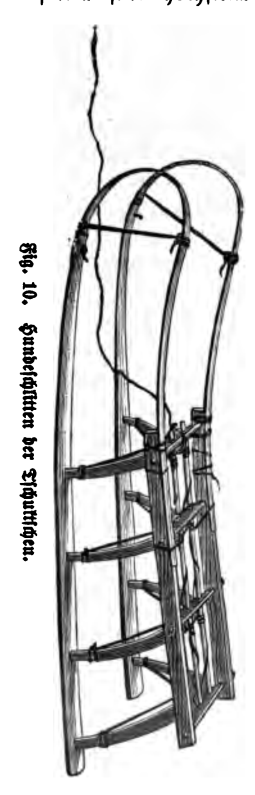


Fig. 10. Hundeschlitten der Tschuktschen.

Schiffe und Boote. Nicht jedes Volk, das an der Küste des Meeres wohnt, zeigt gleiche Neigung für das Seeleben. Der Neger begnügt sich mit einer dürftigen Küstenschiffahrt,

während den Wanderungen der Malayen weder der Indische Ozean noch die Südsee Schranken setzten; so sind auch die Kelten Schottlands nie ein Seevolk geworden, wie ihre germanischen Nachbarn. Schon daraus folgt, daß der Schiffsbau ebenso verschieden entwickelt sein muß. Die primitivsten Fahrzeuge finden wir, wie schon Peschel richtig hervorhebt, auf Binnenseen, wie denn die unbeholfenen Einbäume des bayrischen Chiemsees erst vor kurzem außer Gebrauch gekommen sind. Ausgehöhlte Baumstämme als Boote sind weit verbreitet (Nordwest-Amerika, Fidschi, Unyoro) und oft mit außerordentlichem Geschick bearbeitet (Melanesien). Vielfach ist man aber nicht über den Bau von Flößen hinausgekommen, wie im nordwestlichen Australien und in Kalifor-



Fig. 11. Rindenkanu der Ipurina (Brasilien).

nien; Bambusflöße schwimmen auf dem Mekong und aufgeblasene Schläuche dienen auf den Flüssen Mesopotamiens noch jetzt als Fahrzeuge. Mangel an Holz zwang vor Ankunft der Europäer die Bewohner des westlichen Südamerika, auf Rohrflößen ihren ausgedehnten Küstenhandel zu treiben. Selbst Baumwurzeln als Fahrzeuge hat man an der Küste Neuguineas beobachtet. — Eine große Gruppe für sich bilden die aus Baumrinde oder Fellen zusammengesetzten Boote (Fig. 11); beide Stoffe sahen wir schon als Materialien der Kleidung und des Hausbaues einander vertreten. Als dürftigste Anfänge der Lederkähne können wir die aufgeklappten Ochsenhäute der Abiponer betrachten, auf denen sie die Flüsse ihrer Steppen kreuzten, als Gipfel der Entwickelung die mit wunderbarer Geschicklichkeit gefertigten Kajaks der Eskimos. Rinden-

boote waren den meisten nordamerikanischen Indianerstämmen, den Neufundländern, den Tasmaniern und östlichen Australiern, den Feuerländern u. s. w. bekannt. — Kunstvoll gezimmerte Boote, oft von außerordentlicher Größe, finden wir in allen Erdteilen. Eine eigenartige Erfindung, die das Kentern der Schiffe hindern soll, ist der Ausleger der polynesischen und melanesischen Boote, ein parallel dem Schiffe im Wasser liegender, durch Querhölzer mit dem Fahrzeuge verbundener Balken. Einen ähnlichen Zweck verfolgt man mit dem Zusammenfügen zweier in der Längsrichtung nebeneinander liegender Boote; derartige Doppelkähne kennt man nicht nur im Stillen Ozean, sondern auch an der Küste von Angola. Das Fortbewegen der Schiffe erfolgt meist durch kurze Ruder. Im Segeln sind die Malayen und Polynesier Meister, auch in Zentralamerika war das Segel bekannt; eine bedeutende Entwickelung gewann die Segelschiffahrt schon in alter Zeit bei den ostasiatischen Kulturvölkern und den Arabern, ganz abgesehen von den Anwohnern des Mittelländischen Meeres.

Waffen. Man hat bereits jetzt ein Recht, die Waffenlehre als einen der verheißungsvollsten Zweige der vergleichenden Völkerkunde zu bezeichnen. Wie alle diese kleinen Zweigwissenschaften zerfällt sie naturgemäß in zwei Teile: Einerseits betrachtet sie die Form, den Stoff und die Verzierungen der Waffen, anderseits untersucht sie ihre geographische Verbreitung. Der erste Teil ist noch zu wenig entwickelt und seine Ergebnisse sind zudem ohne Angabe zahlreicher Einzelheiten zu wenig verständlich, als daß sich hier Ausführlicheres sagen ließe. Leichter ist es, die Verbreitung der gebräuchlichsten Waffen kurz zu schildern. — Alle Waffen sind in zwei natürliche Gruppen einzuordnen, Angriffs- und Verteidigungswaffen; die ersteren kann man wieder in Hieb- und Stoß-, Wurf- und Schußwaffen zerlegen, ohne daß freilich eine scharfe Sonderung möglich wäre. Kein Volk ist ganz ohne Waffen, aber keine einzelne Waffe ist Allgemeinbesitz der Menschheit. — Unter den Stoß- und

Hiebwaffen sind zunächst Axt und Messer zu nennen, die zu Kampf und friedlichem Gebrauche sich gleich geeignet erweisen und schon in der „Steinzeit“ der meisten Völker vertreten sind. Die Axt zeigt dabei eine bestimmte Entwickelung: Ursprünglich befestigte man den zugeschärften Stein durch Einklemmen und Umschnüren an seinen Stiel, wie noch jetzt in ganz Polynesien, später erfand man die Kunst ihn zu durchbohren. Die Axt tritt oft als Wurfwaffe auf (Franiska der Franken). — Noch primitiver ist die Keule, die in Polynesien vorzüglich als Hiebwaffe entwickelt erscheint; kleine Wurfkeulen (Kerri-Kerri) finden wir allgemein im östlichen und südlichen Afrika. — Als einfachste Formen des Schwertes müssen wir die Holzstücke anerkennen, die mit Obsidiansplittern (Mexiko), Haifischzähnen (Polynesien) oder Steinstücken (Queensland) besetzt sind. Merkwürdige eiserne Schwerter, deren Schneide an der inneren Krümmung liegt, treten im Kongobecken auf. Der Speer ist als Stich- wie als Wurfwaffe sehr weit verbreitet und zeigt an Gewicht und Länge beträchtliche Unterschiede. Es sind in der Regel die energischeren, kulturfähigeren Völker, die sich mit Vorliebe des Speeres bedienen, und unter diesen bilden wieder diejenigen, die ihn ausschließlich als Stichwaffe benutzen, eine hervorragende Gruppe (Zulu, Massai). Die Sitte, den Speer mit Hilfe eines Wurfbretts zu schleudern, finden wir in Australien und bei den Hyperboreern, vereinzelt auch in Brasilien u. Mexiko. Wurfpfeile einfachster Art (Fig. 12) sind im Sudan zur Verteidigung der Baumwohnungen gebräuchlich. Wurfwaffen im eigentlichen Sinne sind die Wurfhölzer, deren entwickeltste Form wir im Bumerang der Australier vor uns haben. Eine Nachbildung des Wurfholzes in Eisen ist das merkwürdige Wurfmesser

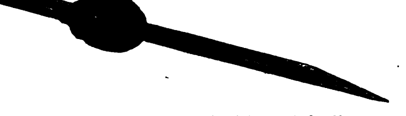


Fig. 12. Wurfgeschoß (Rohrpfeil m. Lehmklumpen) aus Baghirmi.

afrikanischer Stämme (Tibbu, Musgu, Fan, Niam-Niam ꝛc.). — Die Schleuder fehlt an vielen Orten, während sie bei einigen Völkern hohe Entwickelung zeigt (Polynesier, Semiten, westliche Südamerikaner). Aus ihr dürften die Wurfkugeln (Bolos) der Patagonier entstanden sein, mit denen wieder die Wurfleine (Lasso) eng verwandt ist. — Das Blasrohr hat zwei Gebiete der Verbreitung, das süd-



Fig. 13 u. 14. Schilde der Australier von Nord-Queensland.

östliche Asien und das Tiefland am Amazonenstrom; als Abzweigungen von diesen Gebieten sind die Vorkommnisse in Madagaskar und Columbien zu betrachten. — Die wichtigste Schußwaffe ist der Bogen. Die Lücken seiner Verbreitung (Polynesien, wo er sich nur sporadisch und verkümmert findet, und die westindischen Inseln) hat Peschel sehr glücklich durch den Mangel an größeren jagdbaren Tieren auf den Inseln *erklärt,* der die Bogenschützen nach und nach ihre Kunst ver*gessen ließ. Die bestgearbeiteten* Bogen sind die südamerika-

nischen, durchschnittlich 1.70 m lang; weit kunstloser sind die der Afrikaner und Negritos. Während die asiatischen Hyperboreer und die Japaner sich langer und starker Bogen bedienen, ist der mongolische und chinesische verhältnismäßig klein. Von den Pfeilspitzen ist zu erwähnen, daß sie auch bei metallkundigen Völkern oft noch aus Steinsplittern, Knochen oder Gräten hergestellt werden. Die meisten Naturvölker suchen durch pflanzliche Gifte, seltener durch Leichengift, ihre schwachen Pfeile gefährlicher zu machen, während die Kulturvölker der alten wie der neuen Welt früh diesem Gebrauch entsagt haben. — Die Armbrust (mit Kugel) war in China seit alter Zeit bekannt; sie findet sich ferner auf den Nikobaren und, als ungeschickte Nachbildung der europäischen Armbrust, bei den Fan. — Als merkwürdiger Ersatz des Bogens tritt in einigen Teilen des deutschen Neuguinea der Wurfpfeil auf, der mit Hilfe eines hohlen Bambusrohrs geschleudert wird. — Unter den Schutzwaffen sind die Schilde (Fig. 13 u. 14) von besonderem Interesse; sie fehlen in Melanesien auf Neuirland und Neuhannover, den Admiralitätsinseln und Fidschi, zeigen auch in Amerika Lücken in ihrer Verbreitung und sind in Afrika vorwiegend auf den Osten beschränkt. — Panzer, aus verschiedenen Stoffen hergestellt, sind in allen Erdteilen zu finden. Bemerkenswert ist der Wattpanzer (Sudan) und die eigentümliche Verbreitung der Stäbchenpanzer (Fig. 15) auf den Küsten und Inseln des nördlichen Stillen Ozeans.



Fig. 15. Stäbchenpanzer der Tschuktschen.

Jagd- und Fischereigerät. In der Überlistung der Tiere zeigt auch das primitivste Volk seine menschliche Über-

legenheit, oft sogar überraschende Erfindungskraft. Neben den Kriegswaffen finden sich überall besondere Jagdwaffen, wie die an einem langen Riemen befestigte Harpune der Eskimos, oder der Pfeil mit abgestumpfter Spitze, der das Fell des Jagdtieres nicht verletzt, bei den nordasiatischen Pelzjägern. Fallen der verschiedensten Konstruktion, Schlingen, Netze für Treibjagden begegnen uns z. B. in Afrika allenthalben, und der verachtete Buschmann weiß sich sogar das Aussehen eines Straußes zu geben und sich in dieser Vermummung den scheuen Vögeln bis auf Schußweite zu nähern. — Wenn wir das afrikanische Volk der Marutse größeren Fischen mit dem Speere, kleineren mit dem Netze nachstellen, durch Dämme kleine Flüsse absperren und mit Körben die Fische auffangen sehen, endlich der Angeln gedenken, mittels deren sie sich der Krokodile bemächtigen, so haben wir das Fischereigerät der Naturvölker hier fast vollständig beisammen. Anderwärts übt man nur eine oder die andere dieser Methoden, begnügt sich auch wohl mit der Hand die Fische zu greifen oder sie durch giftige Stoffe zu betäuben. Der Fischspeer ist oft mehrzinkig (Australier, Giljaken). Angeln aus Knochen und Bärenzähnen hat man in Frankreich neben anderen prähistorischen Resten vielfach gefunden, und noch heute befestigt der Eskimo einen Bärenzahn als Köder an der Angelschnur.

Hausgerät. Die unentbehrlichen Geräte unserer Wohnungen, Tische, Stühle und Schränke aller Art, suchen wir bei den Naturvölkern meist vergeblich. Kleine Sessel sind nur in Afrika häufiger; dafür erfreut sich ein uns fremdes Gerät, der niedrige Kopfschemel, weitester Verbreitung (Polynesien, Afrika). Zur Erfindung von Bettgestellen sind viele Negerstämme fortgeschritten, die Hängematten verdanken wir den Indianern Südamerikas; Schlafbänke kennen die Nordwest-Amerikaner, die außerdem ihre Vorräte in Kisten aufbewahren, während der Neger ungeheure Thongefäße bevorzugt. — Unter den Küchengeräten sind Mörser, Handmühlen, Reibschalen als weit verbreitet zu nennen; hölzerne

Teller, Näpfe und Löffel (Fig. 16 u. 17) fehlen kaum irgendwo. Die Eßstäbchen des chinesischen Kulturkreises finden wir bei den Papuas, die Gabeln der Europäer auf Fidschi wieder. — Die Lampen, die den frühesten Bewohnern Europas noch unbekannt waren, erreichen bei den Eskimos ihre höchste

Fig. 16 u. 17. Geschnitzte Holzlöffel der Karaya (Brasilien).

Vollendung. Kämme lassen sich in allen Erdteilen nachweisen, Bürsten schon in den älteren Schichteu der trojanischen Siedelung, Quirle in Pfahlbauten der Schweiz, Feilen aus Rochenhaut und Pilzkoralle in Melanesien. Alle kleinen Gerätschaften, unter denen eigentümliche Toilettengegenstände nicht den letzten Platz einnehmen, hier aufzuführen ist unmöglich.

Schmuck. Der Wunsch, das einförmige Äußere des Körpers durch allerlei Putz zu verschönern, gehört unbedingt zu den ältesten Regungen des menschlichen Geistes. Der Schmuck gewann an Bedeutung, als man mit ihm nicht nur den Neid der Stammesgenossen und die Zuneigung des anderen Geschlechts erregen wollte, sondern sich gewöhnte, ihn als Abzeichen der Person, des Ranges und des Stammes zu betrachten. Zunächst künstelt man am eignen Körper: Plattdrücken des Schädels, Einfügung unförmlicher Pflöcke in Lippen, Ohren und Nase, Ausschlagen oder Spitzfeilen der Vorderzähne, Bemalen der Haut und mehr oder weniger kunstvolle *Tättowierung* scheinen zahlreichen Naturvölkern *die richtigen Mittel*, sich ihrem Schönheitsideal thunlichst



Fig. 18. Haartracht der Tschuktschen.



Fig. 19. Federschmuck der Karaya (Brasilien).

anzunähern. An phantastischen Haartrachten fehlt es selten, doch kommt auch völlige Beseitigung des Haarwuchses vor. Am gebräuchlichsten ist indessen das Abschneiden des Haares über der Stirne und Tragen von Zöpfen, — beides zuweilen vereint (Fig. 19). Die Fülle der getragenen Schmucksachen, die übrigens der Mode überall unterliegen, wo die europäische Einfuhr reiche Auswahl gestattet, ist oft enorm; die Weiber einzelner Negerstämme erliegen fast unter der Last ihres Schmuckes. An Hals und Hüften, Arme und Beine heftet sich der Schmuck naturgemäß mit Vorliebe; bei Kulturvölkern erhält die Kleidung schmückende Eigenschaften, wäh-

rend der zahlreiche und zwecklose Putz des Körpers mehr und mehr verschwindet, neuerdings — endlich! — auch die Ohrgehänge. — Zu den ältesten und verbreitetsten Schmucksachen gehört die Kaurimuschel, die jetzt durch Perlen und Metallschmuck vielfach verdrängt ist.

B. Die Industrie der Naturvölker.

Bearbeitung der Steine. Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß die Völker der „Steinzeit", die auch jetzt noch nicht ausgestorben sind, bei Anfertigung ihrer einfachen Geräte nicht Mühe und Geschicklichkeit verwendeten. Schneidende Instrumente werden allenthalben aus den verschiedenen Quarzarten (Feuerstein, Jaspis, Achat ꝛc.) oder Obsidian, einem natürlichen Glase, durch Druck und Schlag oder abwechselndes Glühen und Befeuchten hergestellt, während man zu Äxten und Hämmern harte und schwere Gesteine (Nephrit, Jadeit, Basalt, Granit ꝛc.) benutzt. Diese Gesteine sind in prähistorischer Zeit oft auf größere Entfernungen verhandelt worden. Die jüngeren europäischen Steingeräte sind geschliffen und poliert (neolithische Periode), in Australien dagegen ist man heute noch nicht zur Erfindung des Schleifens gelangt. In Amerika finden sich geschlagene und geschliffene Steingeräte in bunter Mischung.

Schnitzerei und Tischlerei. Vielfach, z. B. im Innern Afrikas, hat man eher ein Recht, von einer Holzzeit als von einer Steinzeit zu reden. Biegen des Holzes in der Wärme und Härten im Feuer wird allgemein geübt. Der Mangel an geeigneten Werkzeugen macht es erklärlich, daß man die Holzgeräte lieber aus dem Ganzen arbeitet, als sie aus einzelnen Stücken zusammensetzt; die Tischlerei ist z. B. im Innern Afrikas ganz unbekannt. Der Eskimo dagegen, der gezwungen ist, kleine Stückchen Treibholz zu verarbeiten, leistet in deren Zusammenfügung Außerordentliches. Knochen und Horn müssen namentlich in waldarmen Gebieten das Holz ersetzen; auch in der Bearbeitung dieser Stoffe sind die Hyperboreer Meister.

Flechten und Weben. Die Kunst des Flechtens ist ein Allgemeingut der Menschheit, Gras und Bast das gewöhnliche Material. Fast überall weiß man auch durch Verwendung verschiedenfarbiger Streifen allerlei Muster herzustellen. Das Weben darf man als ein verbessertes Flechten bezeichnen, da beide Künste durch unmerkliche Über-



Fig. 20. Korb von Nord-Queensland.

gänge verknüpft sind; auf den Marschallinseln webt man z. B. noch ohne jedes künstliche Gerät, nur mit Benutzung der Hände und Füße. Der Webstuhl ist lückenhaft verbreitet; vielfach stellt man schon durch Spinnen feinere Fäden her, kennt aber den Webstuhl noch nicht (so im Quellgebiet des Sambesi, Afrika). Er ist bei allen Kulturvölkern der alten und neuen Welt zu finden, fehlt dagegen im südlichen

und teilweise im zentralen Afrika, in Australien, bei vielen Stämmen des nördlichen und südlichen Amerika und bei den Hyperboreern; die Mikronesier kennen ihn, ein großer Teil der Polynesier nicht. Neben Baumwolle, die nur in Australien und Polynesien fehlt, verwendet man die Blattfasern der Raphiapalme (Kongobecken, Madagaskar, Celebes), Bananen- und Aloefasern, auch Fasern von Musa- und Hibiscusarten (Mikronesien).

Färberei. Die Färbemethoden sind meist sehr primitiv. Man benutzt zunächst mineralische Stoffe (Eisenocker, Humus, Zinnober, Thon und Lehm), dann Pflanzenfarben, unter denen der Indigo mit seinen Verwandten in China, Indien und dem Sudan vorwiegend Beachtung findet; die Gelbwurzel wird in Polynesien bevorzugt. Gemusterte Gewebe weiß man zwar vielfach durch Verwendung verschiedenfarbiger Fäden herzustellen, begnügt sich aber oft damit, sie zu bemalen (Aschanti) oder beim Färben der Zeuge bestimmte Stellen durch aufgenähte Lappen vor dem Eindringen der Farbe zu schützen (Mesopotamien, Haussaländer).

Töpferei. Bei wenigen Künsten läßt sich so genau der Weg verfolgen, auf dem man zu ihrer Erfindung gelangte, wie bei der Töpferei. Man hat zunächst, wie prähistorische Funde und selbst neuere Beobachtungen beweisen, Körbe, hölzerne Töpfe oder Kürbisschalen mit Thon ausgekleidet, um sie widerstandsfähiger gegen das Feuer zu machen, hat dann Thon und Flechtwerk absichtlich gebrannt und endlich das letztere fortgelassen. Unbekannt ist die Töpferei in Australien, Polynesien (mit Ausnahme der Osterinsel), manchen Teilen der südlichen Steppengebiete von Afrika und Amerika, außerdem in den nördlichen Polarländern. Die Töpferscheibe wird nicht überall verwendet; in Mexiko kannte man sie, nicht aber die Glasur, an deren Stelle das Einbrennen von Farben trat. Sehr alt ist die Erfindung der Töpferscheibe in Ägypten.

Gewinnung des Salzes. Der Einfluß des Salzes auf die Völkergeographie ist ein höchst bemerkenswerter: Völker-

wanderungen nach Salzquellen oder dem salzreichen Meere, blutige Kämpfe und lebhafter Handel werden durch die Begierde nach dieser mineralischen Würze in salzarmen Gebieten, wie in Afrika, vielfach hervorgerufen. Aus Solquellen und dem Meere gewinnt man das Salz durch einfaches Abdampfen; salzhaltigen Boden laugt man aus. Der

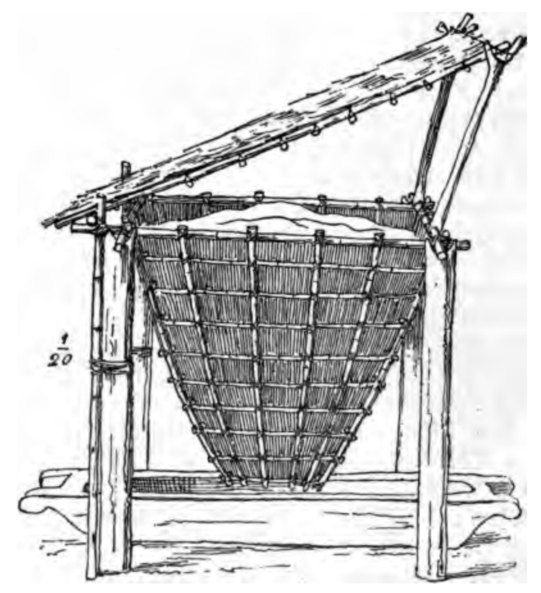


Fig. 21. Salzfilter der Malayen.

Neger ist sehr erfinderisch, sich Salz oder salzigschmeckende Substanzen zu verschaffen; meist wird die Asche von Holz, Schilf oder Papyrus, sogar Rinderkot ausgelaugt. Vielen Stämmen, besonders Amerikanern, ist das Salz noch unbekannt. Übrigens scheint das Bedürfnis nach Salz bei den Völkern am größten zu sein, die vorwiegend vegetabilische

Kost genießen, wie ja auch nur die pflanzenfressenden Tiere Salzhunger zeigen, die Raubtiere nicht.

Bergbau und Schmelzkunst. Die Anschauung, daß in Europa und anderwärts auf die Steinzeit eine Bronze- und



Fig. 22. Ostafrikanischer Schmelzofen.

dann eine Eisenzeit gefolgt sei, wird noch immer bestritten, sodaß wir uns wohl damit begnügen können, ohne historische Rücksichten die Verbreitung der wichtigsten Metalle der Reihe nach *anzugeben.* Polynesier, Australier, die meisten Hyper-

boreer und viele Stämme Amerikas, die Metalle überhaupt nicht kennen (hie und da mit Ausnahme des Meteoreisens, das sie aber dann nicht zu schweißen verstehen), fallen ganz aus dem Bereich unsrer Betrachtung. — Das Eisen ist das bevorzugte Metall Afrikas, in dessen Herstellung und Bearbeitung die meisten Negerstämme ungewöhnliche Geschicklichkeit bekunden; sie stellen es mit Hilfe von Holzkohle in thönernen, verschiedenartig gestalteten Öfen aus Brauneisenstein (Fig. 22) dar und erhalten, da die Reduktion bei verhältnismäßig niedriger Temperatur vor sich geht, ein brauchbares Schmiedeeisen. In Indien scheint das Eisenschmelzen seit alter Zeit in Gebrauch zu sein, ebenso bei den Malayen; die Amerikaner kannten dagegen vor Ankunft der Europäer das Eisen nicht. Um so ausgiebiger benutzte man in Amerika das Kupfer, das auch in Afrika, Indien und Indonesien wohl bekannt ist. — Eine Legierung von Kupfer und Zinn, die Bronze, erfreute sich einst einer ausgedehnten Benutzung in Europa, dem größten Teile von Asien und bei den Kulturvölkern Amerikas. Ihr zweiter Bestandteil, das Zinn, ist schon wegen seines seltenen Vorkommens nie zu großer selbständiger Bedeutung gelangt, auch das Blei verdient nur eine flüchtige Erwähnung. — Gold kannten die meisten Amerikaner, die Neger und die südlichen und östlichen Asiaten, Silber fehlt in Afrika und vielen anderen Gebieten. Die Entdeckung des Zinks scheint man den Chinesen zuschreiben zu müssen. In prähistorischen Grabstätten Europas und Vorderasiens hat man auch Antimon und Wismut gefunden. — Der Bergbau aller Naturvölker ist höchst einfach und geht kaum über die Abteufung flacher Gruben hinaus. Zinnerz, Gold und Eisensand wird oft durch Waschen des Flußsandes (Seifenarbeit) gewonnen.

Arbeitsteilung. In seinem Verzeichnis ägyptischer Eigentümlichkeiten erwähnt Herodot (II, 35), daß bei den Ägyptern die Männer weben, nicht die Weiber. Dasselbe gilt noch jetzt von den meisten Negerstämmen, während der Feldbau bei diesen wie anderen Naturvölkern hauptsächlich auf den

Schultern des Weibes lastet. In Amerika wieder ist das Weben fast überall Sache der Weiber. Oft ist eine vollständige Arbeitsteilung zwischen beiden Geschlechtern durchgeführt, wie bei den südlichen Kaffern; hier sind die Männer Waffenschmiede, Messingschmiede, Gerber, Schuhmacher und Verfertiger der Tabakspfeifen; die Frauen schneidern und fertigen Körbe und Töpfe. Überhaupt ist bemerkenswert, daß die Töpferei fast überall vom weiblichen Geschlechte ausgeübt wird. Wenn die Männer vorwiegend ein Gewerbe treiben, tritt meist die Neigung zu intensiverer Ausnutzung der Kunst und zum Handel mit ihren Erzeugnissen zu Tage; es bilden sich Orte heraus, die eine bestimmte Industrie ausschließlich treiben, oder Gesellschaftsklassen und Stammesgruppen, die sich mit Vorliebe irgend einer gewerblichen Thätigkeit widmen. Das sind dann Anfänge jener Anpassung der Einzelnen an gewisse Arbeitszweige, der die wirtschaftliche Überlegenheit der Kulturvölker zuzuschreiben ist.

Verfall. Eine traurige Erscheinung ist der Verfall aller einheimischen Industrien der Naturvölker, sobald sie in Wettbewerb mit der europäischen Einfuhr treten. Es geht diesen Völkern damit ein gutes Stück eigenartigen Lebens und moralischer Kraft verloren. Daß sie diese Einbuße dunkel fühlen, erweist sich aus manchen einzelnen Zügen: An Festtagen oder zur Zeit der Trauer legt man gern den europäischen Flitterstaat ab und hüllt sich in die einfachen Gewänder der Vorzeit; charaktervolle Häuptlinge verschmähen nicht selten die Tracht der Weißen, wie u. a. der bekannte Dorfkönig Bell von Kamerun. Manchmal kämpft eine entwickelte Industrie lange gegen den europäischen Einfluß oder sucht sogar von ihm Nutzen zu ziehen; so zerfaserten die Weber an der afrikanischen Sklavenküste die eingeführten roten Stoffe und verwebten die Fäden in ihre einheimischen Zeuge. Im allgemeinen darf man es wohl aussprechen, daß das Zusammentreffen mit Kulturvölkern und ihren reichen Errungenschaften einen kulturarmen Stamm zunächst nur *doppelt verarmen* läßt; erst durch die Erziehung zur Arbeit

und zu friedlichem Leben wird ihm der fremde Einfluß dauernd zum Heile.

C. Haustiere und Kulturpflanzen.

Mensch und Tier. Der Jäger steht den Tieren seines Waldes bereits nicht in schroffer Feindschaft gegenüber; er sieht in ihnen verwandte Geschöpfe, die er in ihrem Treiben belauscht, von denen er Fabeln und Märchen erzählt, die er wohl selbst in naiver Weise bittet, sich fangen und erlegen zu lassen. Enger ist das Verhältnis eines Hirtenvolkes zu seinen Tieren; sie werden gepflegt und geschützt, mit Namen benannt, in einzelnen ausgezeichneten Stücken sogar vergöttert. Viele Haustiere, die dem Menschen besonders nahe treten, sind aus der Liste der Schlachttiere gestrichen, der Widerwille gegen ihr Fleisch tritt fast in derselben Weise auf, wie der Ekel vor Menschenfleisch. So sind bei uns Hund und Pferd, die anderwärts mit Behagen verzehrt werden, nicht mehr eigentliches Schlachtvieh. In vielen Ländern Asiens ist es dagegen die Kuh oder der Pflugstier, die zu schlachten als undankbar und unsittlich gilt; die Chinesen schlachten die Rinder wenigstens nicht selbst, sondern lassen dieses Geschäft meist von Tataren besorgen. Auch im alten Rom wurde das Töten eines Pflugstieres mit dem Tode oder Verbannung bestraft; ein Spruch des Pythagoras lautet: Lasse die Hand vom Pflugstier! — Es ist eine oft beobachtete Erscheinung, daß Völker, die Hunde verzehren, zugleich zum Kannibalismus neigen.

Der Hund. Der Hund ist der älteste und treueste Gefährte aller Völker. Ursprünglich mag er den Abfällen der Jagdbeute nachgezogen sein, bis er zum Jagdgefährten und endlich zum wachsamen Hausgenossen emporstieg. Überallhin ist er dem Menschen gefolgt; als einziges Haustier begleitet er den Eskimo in die Eiswüsten Grönlands, mit den Polynesiern hat er sich über die Inseln der Südsee verbreitet. Nach Australien scheint er ebenfalls im Gefolge des Menschen gekommen zu sein, ist aber teilweise verwildert. Die Amerikaner

kannten den Hund vor Ankunft der Europäer; in Feuerland hat man ihn sogar zum Fischfang dressiert.

Andere Jagdgehilfen. Eine sehr alte Sitte der Völker Hochasiens ist die Abrichtung des Jagdleoparden (Gepard) zur Jagd. Vielleicht in demselben Gebiet ist die Jagd mit Raubvögeln zuerst geübt worden, die sich in alter Zeit auch bei den Indern, und bei den Kelten Europas findet, von denen sie dann die übrigen europäischen Völker übernahmen. Zu einer dauernden Zähmung haben diese Versuche so wenig geführt, wie der Gebrauch ägyptischer und anderer orientalischer Herrscher, junge Löwen als Haustiere aufzuziehen.

Das Rind. Das europäische Rind hat sich höchst wahrscheinlich aus dem Auerochsen in sehr alter Zeit zu dem unentbehrlichen Gefährten des Nomaden und Gehilfen des Ackerbauers entwickelt. Die Überlieferungen sämtlicher arischer Völker deuten auf reichen Rinderbesitz und ein wanderndes Leben in der Urzeit. Gegenwärtig ist das Rind in den verschiedensten Rassen über die ganze alte Welt verbreitet, mit den Europäern ist es auch nach Amerika und Australien gekommen; nur in den Polargebieten fehlt es aus klimatischen Gründen. Von Indien her ist erst in neuerer Zeit der Büffel über Westasien nach den Mittelmeerländern vorgedrungen. — Das Verschneiden der Rinder sowie andrer Herdentiere, die Benutzung der Milch als Getränk scheint allen Hirtenvölkern der alten Welt bekannt zu sein. Nicht überall versteht man dagegen Butter zu bereiten, und den Käse kennt man z. B. im größten Teile Afrikas nicht; dafür genießt man dort häufig das Blut, das man lebenden Rindern abzapft.

Das Pferd. Die Heimat des Pferdes sind die Steppen Innerasiens, in denen es noch jetzt im wilden Zustande zu finden ist (Tarpan). Hier ist es als Herdentier, zunächst wohl seiner Milch und seines Fleisches wegen, gezähmt worden und hat sich mit den unruhigen Steppenvölkern, die immer von neuem aus dieser Wiege raublustiger Eroberer nach allen Richtungen hinauszogen, über ganz Asien und Europa verbreitet; vielfach, z. B. in Deutschland, verwilderte

es wieder, wenn es sich hier nicht seit der Eiszeit dauernd erhalten hatte. Zunächst hat man es in Europa, Indien und anderwärts zum Ziehen der Wagen, erst später zum Reiten benutzt. In Afrika ist es noch nicht über die Sudanstaaten hinausgedrungen, die im Süden die Sahara umranden, Australien, die Südseeinseln und ganz Amerika kannten es vor Ankunft der Europäer nicht. Gegenwärtig hat es in den Steppen Nord- und Südamerikas sich so vermehrt und verbreitet, daß es ganzen Völkern eingebornen Stammes die Möglichkeit gewährt hat, sich zu leichtbeweglichen Reitervölkern umzubilden.

Sonstige Haustiere der alten Welt. Das Verbreitungsgebiet des Kamels und Dromedars in Asien und Afrika ist als bekannt vorauszusetzen; der Elefant wird gegenwärtig nur in Indien gezähmt. — Das Schwein, dessen Verbreitung am meisten durch Speiseverbote religiöser (nicht moralischer) Art gehemmt wird, findet sich ursprünglich in Asien und Europa; im Gefolge der Polynesier hat es die Inseln der Südsee bevölkert, in Afrika dringt es von Westen her allmählich vor. — Die Heimat der Ziege dürfte in den Gebirgsländern des westlichen Asiens liegen, von wo sie sich über einen großen Teil der alten Welt (in Afrika anscheinend am spätesten) verbreitet hat; sie wird oft dem Waldwuchs und damit der Bewohnbarkeit kleinerer Gebiete gefährlich (St. Helena). — Das Schaf, in manchem Teile Afrikas früher fast unbekannt, in Polynesien ganz fehlend, hat neuerdings in Australien einen so günstigen Boden gefunden, daß die Schafzucht zur wichtigsten Erwerbsquelle der Bewohner geworden ist. — Der Esel scheint aus Kleinasien oder Syrien nach Europa gekommen zu sein; auch das Züchten der Maultiere und Maulesel ist eine orientalische Erfindung. — Über das Geflügel ist zu bemerken, daß der Haushahn in verhältnismäßig neuerer Zeit aus Indien eingewandert ist; auch die Taube kam aus Asien, anscheinend als heiliges Tier, und dasselbe gilt vom Pfau und Fasan. Gans und Ente sind dagegen einheimische Europäer, die schon in alter Zeit durch die Zucht aus den wilden Arten entwickelt worden

sind. — Die Ausbeutung der Stöcke wilder Bienen ist allgemein üblich; hie und da hat man schon begonnen, die Stöcke als Eigentum bestimmter Personen zu betrachten; in Ostafrika verwenden z. B. die Wapokomo künstliche Bienenhäuser. Die eigentliche Bienenzucht ist selbst in Europa nicht alt, da sie Homer noch nicht kennt. — Daß die Zucht der Seidenraupe aus China stammt, ist bekannt genug.

Haustiere der neuen Welt. Aus der kurzen Übersicht, auf die wir uns beschränken mußten, geht hervor, wie die verschiedensten Teile der alten Welt nach und nach ihre Beiträge zur Zahl der Haustiere geboten und durch Handel und Wanderungen sie überallhin verbreitet haben. Abgelegene Striche sind deshalb am ärmsten mit Haustieren bedacht: Polynesien hatte ursprünglich nur Hund und Schwein, Neuholland nur den Hund. Amerika nun, das von jedem lebhafteren Verkehr mit der alten Welt abgeschlossen und dessen Fauna verhältnismäßig ärmlich war, hat eine eigne, sehr unbedeutende Gruppe von Haustieren herangezogen; auch der Hund Amerikas scheint aus einer einheimischen Rasse hervorgegangen zu sein. Zu nennen sind eigentlich nur das Lama Südamerikas mit seinen Verwandten Alpako, Guanako und Vicuña, und der Truthahn; das erstere lieferte Wolle und zeigte sich zum Lasttragen geeignet, wurde jedoch nicht gemolken. Bienenzucht war in den alten Kulturländern Amerikas gebräuchlich. Übrigens lieben es die meisten Indianer, gezähmte Tiere — Papageien, Affen u. s. w. — um sich zu haben, ohne indes besondern Nutzen von ihnen zu ziehen, falls man nicht die Federn der gezähmten Vögel zum Putz oder zur Befiederung der Pfeile verwendet.

Kulturpflanzen der alten Welt. Alle Kulturpflanzen hier zu nennen ist natürlich unmöglich; aus wie verschiedenen Gebieten aber die wichtigsten von ihnen stammen, lohnt sich vielleicht anzuführen zum Beweise, in wie außerordentlicher Weise der Mensch die Flora der verschiedenen Landstriche *vermischt, verändert* und bereichert hat. Vielfach ist aller-

dings die Heimat der Pflanzen kaum mehr festzustellen; namentlich gilt dies vom Getreide. Die Hirsearten sind die ältesten Getreidepflanzen Europas, Afrikas und des mittleren Asiens; kaum weniger alt sind Dinkel und Spelt, weit jünger Roggen, Weizen, Gerste, vielleicht auch der Hafer. Die Heimat des Buchweizens ist Zentralasien. Die Erbsen stammen aus dem mittleren, die Linsen aus dem südlichen Asien, der Reis aus Indien. Flachs scheint zuerst in Ägypten angebaut worden zu sein, während der Hanf aus der Gegend des Aralsees gekommen ist. Von den Obstbäumen verdanken wir eine große Zahl (Kirsche, Kastanie, Walnuß, auch den Weinstock) dem armenisch-kurdischen Hochlande; Feige und Ölbaum sind aus dem südlichen Vorderasien, die Kürbisse und Melonen aus Indien, die Pfirsiche, Aprikosen und Apfelsinen aus Ostasien eingewandert. — Von Indien aus hat sich die Baumwolle, vielleicht auch die Banane verbreitet, Brotfrucht, Kokospalme und Taro sind den Polynesiern aus dem malayischen Archipel auf die Inseln des Stillen Ozeans gefolgt. Die Dattelpalme dürfte aus Vorderasien stammen, der Kaffee aus Arabien oder von der gegenüberliegenden afrikanischen Küste.

Kulturpflanzen der neuen Welt. Während die zahllosen Kulturgewächse der alten Welt mit den Europäern nach Amerika hinüberwanderten und die Flora dieses Erdteils bereicherten, vermochte auch Amerika wichtige Gegengeschenke zu bieten. Hauptsächlich zu nennen sind der Mais, die Kartoffel und der Tabak, ferner die Tomate, die Maniokwurzel, die Batate, Vanille, Kakao, Koka, Spanischer Pfeffer, Färbehölzer u. s. w. Ob der Tabak ausschließlich aus Amerika stammt, ist allerdings noch immer zweifelhaft.

Baumzucht. In der alten Welt dürfte die Kunst, den Obstbaum durch Beschneiden, Okulieren und Pfropfen zu veredeln, im Orient erfunden worden sein und sich zugleich mit den Obstarten Asiens verbreitet haben. In Amerika *finden sich* ebenfalls deutliche Spuren einer entwickelten *Baumzucht.* Der Neger ist dagegen ein schlechter Obstbauer;

in den nördlichen Strichen Afrikas ist die Zucht der Dattelpalme, die menschlicher Nachhilfe bei der Befruchtung bedarf, zu erwähnen. Anderwärts, wie in Polynesien, pflanzt und pflegt man zwar die fruchttragenden Bäume, kennt aber keine Methoden der Veredlung.

Ackergeräte und Ackerbau. Als primitivste Geräte, nicht einmal Ackergeräte im eigentlichen Sinne, sind die zugespitzten Stöcke der Australier zu nennen, mit denen sie Wurzeln aus der Erde graben; die Buschmänner haben diese Stöcke schon dadurch verbessert, daß sie das obere Ende durch einen angebundenen Stein zu beschweren gelernt haben. Alle ackerbautreibenden Völker lassen sich dagegen in zwei große Gruppen trennen: In solche, die sich ausschließlich der Hacke oder des Grabstockes, und solche, die sich des Pfluges bedienen. Zu den ersteren gehören alle eigentlichen Naturvölker, so u. a. sämtliche Neger. In Indonesien scheinen die Battas auf Sumatra den Pflug selbständig erfunden zu haben; in Amerika war er vor Ankunft der Europäer unbekannt. Die Hacken, ursprünglich aus Holz oder Horn, wurden später meist aus Eisen hergestellt, so fast in ganz Afrika. Daneben finden sich andre, weniger wichtige Geräte, Messer zum Roden des Gestrüpps, Keulen zum Zertrümmern der Erdschollen, Messer und Sicheln zum Schneiden des Getreides. Terrassenkultur und künstliche Bewässerung sind namentlich in den Kulturländern Asiens hochentwickelt. Düngung und Fruchtwechsel sind den meisten Naturvölkern unbekannt; man verläßt den ausgesogenen Boden und schafft durch Niederbrennen des Waldes einen neuen Acker mit frischer Düngung. Indes findet sich der Fruchtwechsel z. B. bei den Melanesiern; ihre Nachbarn, die Polynesier, sollen mit Muscheln- und Korallenstücken, sowie mit Holzasche zu düngen verstehen, und die Irokesen sollen Fische zu dem gleichen Zwecke gebraucht haben. Die Battas, wie überhaupt die Bewohner des westlichen Indonesiens, kennen die Vorteile der Düngung; in Europa sollen die Kelten die Erfinder der Mergeldüngung sein.

4 Der geistige Kulturbesitz der Menschheit.

1. Allgemeines.

Die Völkerpsychologie. Die Wissenschaft, die das Seelenleben des Einzelnen erforscht, nennt man Psychologie schlechthin; neben sie tritt die Völkerpsychologie, die sich mit der seelischen Thätigkeit größerer, durch die Bande gleicher Abstammung verbundener Gruppen beschäftigt. Sehr mit Unrecht hat man dieser Wissenschaft zuweilen die Existenzberechtigung abgesprochen. Der einzelne Mensch ist wie der Stein eines Bauwerks in die Masse seines Volkes — nicht nur seiner Zeitgenossen, sondern auch seiner Vorfahren — eingefügt und durch sie bestimmt. So darf man von Volksindividualitäten mit vollem Rechte sprechen. Die Ergebnisse der Thätigkeit und Überlegung ganzer Geschlechtsfolgen sind jedesmal in der gegenwärtigen Generation, in ihren Gewohnheiten und ihrer Gedankenrichtung verkörpert, und befähigen sie, fast mechanisch das Rechte zu treffen. Wir dürfen sogar noch weiter gehen. Überall in der Tier- und Pflanzenwelt sehen wir zweckentsprechendes Handeln der zweckbewußten Thätigkeit weit vorauf gehen, — ganz ähnlich verhält es sich mit der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft. Der Mensch hatte sich längst in die Welt praktisch hineingefunden und seine Kräfte zweckmäßig benutzt, ehe er daran dachte, über sich und seine Umgebung mit Besonnenheit zu philosophieren. Ein Volk handelt um so bewußter, je fortgeschrittener und kultivierter es ist.

2. Die Sprache.

Die menschliche Sprache. Die Fähigkeit, durch bestimmte Laute gewisse Wünsche, Gefühle und Wahrnehmungen mitzuteilen, findet sich in ihren Anfängen schon in der Tierwelt. Der Mensch hat dagegen gelernt, Begriffe und Erkenntnisse auszudrücken; die Sprache als Werkzeug des Ausdrucks aber bildet sich mit jeder neuen, nach Klarheit ringenden Einsicht immer weiter aus. Es wäre übrigens willkürlich,

wenn wir von den gesprochenen Mitteilungen die Gebärden- und Schriftsprache völlig trennen wollten; sie ersetzen und begleiten die Lautsprache und wirken in mehr als einer Hinsicht bestimmend und verändernd auf sie ein. — Über das Zustandekommen der Laute und über die Veränderung und Entwickelung der Sprachen belehren uns teils Anatomie und Physiologie, teils die vergleichende Sprachwissenschaft. Wir können hier nur das herausgreifen, was unmittelbar für die Völkerkunde zu nutzen ist.

Sprachwissenschaft und Völkerkunde. Keines der Merkmale, die uns die Einteilung der Menschen in Völker und Rassen ermöglichen, wirkt entschiedener und trennender als die Verschiedenheit der Sprachen. Bei näherer Untersuchung findet man bald, daß sich größere Gruppen verwandter Sprachen bilden lassen; es scheint natürlich, daß die Völker mit verwandten Sprachen auch von gemeinsamer Abstammung sind und als Angehörige der gleichen Rasse betrachtet werden dürfen: Wir brauchten demnach nur eine Karte der Sprachenverbreitung zu entwerfen, um sofort die Verteilung der einzelnen Völker über die Erde, ihre engere oder weitere Verwandtschaft zu erkennen. Aber wir vergessen dabei, daß die Sprache nichts Unverlierbares ist, daß im Gegenteil ein Wechseln der Sprache zu den alltäglichen Erscheinungen in der Geschichte der Völkerkunde gehört. In den Vereinigten Staaten verbindet die englische Sprache Arier und Neger, im Süden Amerikas hat das Spanische sich über viele Millionen von Indianern, Negern und Mischlingen verbreitet. Alle Völker der Erde sind Mischvölker, und schon daraus geht hervor, daß eine Sprachenkarte mit ihren scharfen Sonderungen ein falsches Bild giebt. Im besten Falle können wir noch behaupten, daß die Sprache eines Volkes entweder von dem zahlreichsten oder dem kultiviertesten Teile seiner Zumischung herrührt. Wenn wir allerdings aufhören, in plumper Weise zu schematisieren, und vielmehr Bau und Wortschatz jedes einzelnen Dialektes sorgsam untersuchen, dann bemerken wir, daß keine bedeutendere Völkermischung,

ja kein lebhafterer Verkehr zweier verschiedensprachiger Völker ohne Einfluß auf die Sprache bleibt. Das Englisch z. B., das von den Negern der Goldküste gesprochen wird, ist eine ganz andere, wortärmere, grammatisch unendlich mehr vereinfachte Sprache, als die eines Bewohners von London; aber auch dessen Sprache ist im Vergleich zur deutschen eine verstümmelte, abgeschliffene, zusammengeflickte Lingua franca, wie sie bei intensiver Völkermischung entstehen muß, und zugleich bietet sie in ihrem Wortschatze die Spuren keltischer, dänischer, normannischer und lateinischer Beeinflussung.

Entstehung der Sprache. Mehrere Theorien, die einander nicht ausschließen, suchen den Ursprung der Sprache zu erklären. Man denkt zunächst an die Empfindungslaute, Ausrufe des Schreckens, Zorns, der Ermutigung oder Drohung, an Lockrufe ꝛc. und knüpft damit die menschliche Sprache unmittelbar an die rudimentären Sprachen der Tierwelt an; der charakteristische Ruf eines Einzelnen wurde zugleich sein Name. Eine zweite Theorie (ironisch die „Wauwau-Theorie“ genannt) führt die Sprache auf die Nachahmung der Naturlaute, auf Tonmalerei zurück, wie z. B. nach Tylors Angabe pu, puff und ähnliche Wörter überall für „heftiges Blasen“ in Gebrauch sind. Max Müller ist dagegen der Ansicht, daß jeder Körper, wie Glas und Glocken, seinen bestimmten Klang hat und die Sprachwerkzeuge zu bestimmten Schwingungen nötigt („Bimbaum-Theorie“). Soviel ist wohl sicher, daß es immer die energischen und führenden Personen einer Familie oder eines Stammes sind, die mehr oder minder willkürliche Bezeichnungen für bestimmte Begriffe schaffen und in Aufnahme bringen. Ob es eine menschliche Ursprache gegeben hat, ist demnach sehr zweifelhaft, vielmehr scheint es, als ob die Zahl der Sprachen einst eine weit größere war als jetzt; die kulturärmsten Länder, so das Innere Brasiliens oder Neuguineas, weisen eine Überfülle von Sprachen auf, die oft auf kleine Stämme und selbst einzelne Familien beschränkt sind. Die Zahl dieser Sprachen schwindet aber bei lebhafterem Verkehr, wie er auf den

größeren Kontinenten herrscht, rasch zusammen. Man kann mit H. Winckler vielleicht das Ergebnis der neuesten Forschungen dahin zusammenfassen, „daß jeder größere in sich zusammenhängende Länderkomplex nur eine oder doch nur ganz wenige Sprachgrundtypen herausbildet, so eigenartig, daß selten eine Sprache ganz aus dem allgemeinen Rahmen heraustritt". — Während es an Bezeichnungen für konkrete Dinge nirgends fehlt, ist für die Sprachen der Naturvölker der Mangel an abstrakten Begriffen charakteristisch; der Eskimo hat nicht einmal einen allgemeinen Ausdruck für „fischen", sondern bedient sich je nach der Gattung des Fisches, der er nachstellt, verschiedener Wörter.

Gebärdensprache. Während die Gebärdensprache ein notwendiger Bestandteil der primitivsten Sprachen ist, tritt sie bei den Kulturvölkern mehr und mehr zurück; nur dort, wo Menschen mit verschiedener Sprache zusammentreffen, wird sie immer wieder hervorgesucht. Sie besteht teils aus Nachahmung und Andeutung körperlicher Vorgänge (Essen, Schlafen, Frieren ꝛc.) und ist in diesem Falle allgemein verständlich, teils bedient sie sich konventioneller Zeichen, (Nicken, Schütteln, Achselzucken, Winken), die nicht überall dieselben sind. So schütteln die Bewohner Arabiens und Syriens den Kopf, zum Zeichen der Bejahung, während sie Verneinung durch Emporwerfen des Kopfes andeuten; auf den Südseeinseln drückt gerade das letztere Zeichen Zustimmung aus. Verneinen durch Schütteln der Hand kommt bei einigen Stämmen der Papuas und den meisten Indianern vor. Statt unserer Art des Winkens finden wir meist eine Bewegung der Hand von oben nach unten, die wir eher als Abweisung deuten würden, so in Süd-Italien, Indien, Polynesien und z. T. in Afrika. — In unentwickelten Sprachen finden sich oft gegensätzliche Begriffe durch ein und dasselbe Wort ausgedrückt, dessen Sinn nur mit Hilfe der Gebärdensprache deutlich wird („Gegensinn der Urworte"). Noch im Lateinischen ist bekanntlich unser „hoch" und „tief" nur durch das eine Wort „altus" zu übersetzen.

Betonung. Viele Sprachen, die einen Reichtum von gleichlautenden Wörtern mit verschiedener Bedeutung besitzen, suchen diese weniger durch Zuhilfenahme der Gebärdensprache, als durch Betonung zu unterscheiden. Namentlich die „einsilbigen“ Sprachen, das Chinesische, Siamesische, Anamitische ꝛc., gehören hierher. Als klassisches Beispiel ist schon oft der anamitische Satz angeführt worden „ba bà bâ bá“, dessen Bedeutung, wenn richtig betont, ist: „Drei Damen (geben eine) Ohrfeige (dem) Günstling des Fürsten“.

Einteilung der Sprachen. Sämtliche menschlichen Sprachen zeigen eine Reihe gemeinsamer Grundzüge. Sie bilden ihre Wörter aus einer ziemlich beschränkten, immer wiederkehrenden Anzahl von Lauten; sie zerlegen sämtlich den Gedanken in Subjekt und Prädikat, sie haben bestimmte Ausdrücke für Orts- und Zeitverhältnisse. Die Grundformen des Denkens und Sprechens, dürfen wir mit Karl von den Steinen sagen, sind überall dieselben. — Abweichungen treten zunächst in der Zahl der Laute zu Tage; einzelne Konsonanten, wie k, r, l, fehlen ganzen Gruppen von Sprachen, andere besitzen wieder Laute, die wir anderwärts nicht finden (Schnalzlaute südafrikanischer Völker). So lassen sich schon von diesem einfachsten Gesichtspunkte aus gewisse Sprachgruppen aufstellen. Die Verwandtschaft der einzelnen Sprachen tritt aber weit deutlicher in der Gemeinsamkeit von Wurzelwörtern und in übereinstimmendem Bau der Grammatik hervor. Mit Hilfe der letzteren namentlich hat man es vermocht, größere Sprachgruppen aufzustellen, und damit zugleich eine Rasseneinteilung eigener Art ermöglicht.

Grundsätze der Einteilung. Man kann die Sprachen zunächst in einzelne Gruppen sondern, indem man die Form der Sprache besonders berücksichtigt. Faßt man dabei die Sprache an und für sich, als eine Summe von Lauten und Wortformen, ins Auge, so folgt man der morphologischen Methode; im Gegensatz hierzu wird von der psychologischen Methode die Sprache als Organ des Denkens aufgefaßt.

Von tieferem Interesse für die Völkerkunde ist eine dritte Methode, die sich auf den Stoff der Sprache gründet und als **genealogische** bezeichnet werden kann; sie entscheidet über den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Sprachen.

Sprachgruppen. Die großen Sprachgruppen sind ebensowohl durch Übergänge verbunden, wie alle anderen Sonderbegriffe der Völkerkunde. Man unterscheidet die **einsilbigen, isolierenden** Sprachen, die nur aus unveränderlichen, durch ihre Stellung im Satz grammatisch bestimmten Wurzeln bestehen (Chinesisch, Birmanisch, Siamesisch); die **agglutinierenden** (anleimenden) Sprachen, die durch Anfügung von Wurzelzusätzen (Suffixen) die einzelnen Satzglieder unterscheiden (ural-altaische Sprachen); endlich die **Flexionssprachen**, deren Wörter mit den Endungen und Suffixen zu einem organischen Ganzen verschmelzen (arische und semitische Sprachen). Zwischen diese drei Hauptgruppen lassen sich kleinere einschieben. Die malayischen Sprachen stehen z. B. zwischen den isolierenden und den agglutinierenden; die Kaffern und ihre Verwandten stellen die Zusätze **vor** die Wurzeln (Präfixsprachen), die amerikanischen Dialekte neigen dazu, alle Satzteile in ein einziges Wort zusammenzuziehen (einverleibende Sprachen) u. s. w. Von etwas anderen Gesichtspunkten geht die nachfolgende, von Professor Steinthal herrührende Einteilung aus:

- A. Formlose Sprachen
  - 1. nebensetzende — I. Die hinterindischen,
  - 2. abwandelnde
    - a. Inhaltsbestimmungen durch Reduplikation u. Präfixe ausdrückend. — II. Die polynesischen,
    - b. Inhaltsbestimmungen durch den Wurzeln hinten angefügte Anhänge ausdrückend. — III. Die ural-altaischen,
    - c. Beziehungen u. Inhaltsbestimmungen durch Einverleibung ausdrückend. — IV. Die amerikanischen Sprachen.
- B. Formsprachen
  - 1. nebensetzende — V. Das Chinesische.
  - 2. abwandelnde
    - a. Durch lose Anfügung der grammatischen Elemente. — VI. Das Ägyptische.
    - b. Durch inneren Wandel der Wurzel. — VII. Das Semitische.
    - c. Durch eigentliche Suffixe. — VIII. Das Sanskritische

3. Schrift, Maß und Zahl.

Die Schrift. Die Anfänge der Schrift fallen mit denen der bildenden Kunst zusammen; die Schrift entwickelt sich aus Abbildungen körperlicher Gegenstände. Zunächst drückte man einen Gedanken durch Aneinanderreihen der entsprechenden Bilder aus, wie noch jetzt die Indianer Nordamerikas und viele andere Völker. Diese Art der Schrift ist noch allgemein, auch ohne Kenntnis der Volkssprache, verständlich, und verhält sich zu unserer Schrift wie die Gebärdensprache zur Lautsprache. Vielfach wurde die Aussprache der einzelnen Bilder konventionell und unveränderlich, daher nur dem Eingeweihten verständlich (aztekische Schrift), gleichlautende



Fig. 23. Botenstock aus Queensland.

Wörter von verschiedener Bedeutung wurden durch dasselbe Zeichen (Silbenzeichen), aber mit Hinzufügung eines Klassenzeichens ausgedrückt, so im Chinesischen und Altägyptischen. Die japanische Schrift, von der chinesischen stammend, zeigt schon den Übergang zur Silbenschrift, die im Alphabet des Sanskrit ihre vollkommenste Ausbildung findet. Von verwandten altindischen Alphabeten stammen auch die Schriften der malayischen Völker. Die Ägypter entwickelten aus ihrer Bilderschrift allmählich eine Buchstabenschrift, die von den Phöniziern zugleich mit der Keilschrift verbessert und verbreitet wurde und die Grundlage sämtlicher europäischer Schriften geworden ist; so ist unser A aus der Figur eines Adlers, L aus der eines Löwen hervorgegangen. — Eine ähnliche Entwickelung schlug die sogenannte Keilschrift der Assyrer, Babylonier und

Perser ein, die ursprünglich von turanischen Völkern, den Sumeriern und Akkadiern, herrührt und vielleicht mit der chinesischen Schrift verwandt ist. — Ganz anders und viel unvollkommener sind die Schriften, die aus einfachen Merkzeichen, zunächst Eigentumszeichen und dergl., hervorgingen und am vorzüglichsten ausgebildet in der Knotenschrift der Peruaner und Araukaner erscheinen (Quipus). Kerbhölzer, Botenstäbe (Fig. 23), die Wampumgürtel der Indianer gehören hierher. — Manche Naturvölker, vom Beispiel der Europäer angeregt, haben eigene Schriftarten geschaffen, so die Neger in Liberia und die Irokesen. Auch die altgermanische Runenschrift war nur eine Nachahmung der römischen.

Zahlen und Ziffern. Die oft gehörte Behauptung, daß gewisse Völker nicht bis drei zählen können, beruht auf der Thatsache, daß einige australische Stämme nur für 1 und 2 eigene Zahlwörter besitzen; allein sie wissen auch mit diesen einfachen Mitteln, allerdings auf unbeholfene Weise, höhere Zahlen auszudrücken. Im übrigen sind es die Glieder des Körpers, vor allem die Finger und Zehen, denen man die ersten Zahlenbegriffe entnahm. Entsprechend unterscheidet man primäre Zahlensysteme mit der Grundzahl 5 (bei vielen Polynesiern), dekadische mit der Grundzahl 10 (bei den Indoeuropäern und den meisten Indianern), vigesimale mit der Grundzahl 20 (bei den Azteken und Eskimos). Selbst Naturvölker vermögen oft sehr hohe Zahlen auszudrücken, so die Polynesier noch 400 000; das Zahlensystem des Sanskrit hat noch ein eigenes Wort für 100 000 Billionen. — Als Merkzeichen der Zahlen finden sich bei den Naturvölkern Knotenschnüre, Kerbhölzer, Blätterbüschel u. dergl. Schreibkundige Völker verwenden zunächst gern Buchstaben als Zahlen (Griechen, Hebräer); anderwärts vereinigte man diese Methode mit der noch einfacheren Angabe der Zahlen durch eine entsprechende Anzahl von Strichen (Ägypter, Römer). Unser gegenwärtiges Ziffernsystem (arabische Zahlen), in welchem erst die Stellung der Ziffer ihren Wert verleiht, stammt aus Indien.

Maß und Gewicht. Als Längenmaße verwendet man ursprünglich allgemein solche, die man dem eigenen Körper entnimmt (Fuß, Elle, Spanne u. s. w.), ferner allerlei Gegenstände von möglichst gleichartiger Länge (Datteln, Gerstenkörner, Tierhaare); Nordwest-Amerikaner tättowieren wohl auch einen Maßstab auf ihren Arm. Von Wage und Gewicht ist bei vielen Naturvölkern noch keine Rede; als Gewichte dienen zunächst Getreidekörner, Früchte u. dergl. Die Gewichte und Maße der Kulturvölker Europas gehen von Babylonien aus; ursprünglich nach Zwölfteln und Sechzigsteln eingeteilt, sind sie erst in neuester Zeit durch Einführung des Metermaßes dem dekadischen Zahlensystem fast allgemein angepaßt worden.

Zeitmessung und Kalender. Die Einteilung der Zeit nach dem Laufe der Sonne in Jahre und nach dem des Mondes in Monate ist naturgemäß und kaum einem Volke fremd; eine höhere Kulturstufe deutet es schon an, wenn man versucht, die schlechte Übereinstimmung des Mond- und Sonnenjahres durch irgendwelche Mittel auszugleichen. Der Anfang des Jahres fällt in verschiedene Zeiten; meist beginnt es mit den Solstitien oder Äquinoktien, auch dem Aufgang gewisser Sternbilder, z. B. der Plejaden. Die Monate werden gern nach charakteristischen Eigenheiten oder Gaben der Jahreszeit genannt. Die Mandanen Nordamerikas nennen z. B. die Monate, wenn wir sie den unsrigen entsprechend anordnen: Monat der kalten Tage, der Ranzzeit des Wolfes, der kranken Augen, des Jagdwildes, der Maissaat oder der Blumen, der Beerenreife, der Kirschenreife, der Pflaumenreife, der Maisreife, der fallenden Blätter, der gefrorenen Flüsse, des kleinen Frostes. — Eine auffallende Abweichung zeigt das Jahr der Azteken, das in 18 Monate zu 20 Tagen eingeteilt war. — Weniger natürlich als die des Jahres in Monate war die Einteilung des Monats in Wochen. Unsere Woche ist assyrischer Herkunft und scheint weniger von den vier Mondvierteln als von der Siebenzahl der Planeten abgeleitet zu sein; die Ägypter teilten den Monat in drei Dekaden. In Afrika (am unteren Niger) soll eine viertägige Woche in

Gebrauch sein. Bei den Bewohnern der Westküste Afrikas finden sich auch „Fetischtage", an denen die Arbeit ruht, doch scheinen sie nirgends allgemein durchgeführt zu werden; vielleicht sind sie nur eine Nachahmung des christlichen Sonntags. — Die Tageszeit wird meist nur nach dem Stande der Sonne und der Gestirne bestimmt; selten dienen brennende Lichter u. dergl. als primitive Uhren. Die Wasseruhr des Altertums ging von Babylonien aus, die Sonnenuhr ist wahrscheinlich in mehreren Kulturländern selbständig erfunden worden.

4. Wissenschaft und Kunst.

Heilkunde. Der Arzt ist bei den Naturvölkern zunächst und vor allen Dingen Zauberer; durch Amulete, Beschwörungen, Tänze und Räucherungen sucht er den Geist der Krankheit zu bannen. Überall finden sich indes auch die Anfänge einer vernünftigeren Heilkunde, vieles hat sogar unsere Wissenschaft von den Naturvölkern gelernt. Die Knetkur oder Massage, die bei uns erst in neuerer Zeit wieder zu Ehren gekommen ist, dürfte fast allen Naturvölkern bekannt sein; dasselbe gilt von den Wirkungen des Hypnotismus, über dessen Wert die medizinische Wissenschaft sich noch immer nicht geeinigt hat. Aderlassen und Schröpfen ist so beliebt, daß man die Hautnarben, die diese Behandlung hinterläßt, ebenso wie die Spuren des Glüheisens oft für wirkliche Tättowierungen gehalten hat. Schwitzbäder finden wir bei den Naturvölkern der gemäßigten und kalten Zone ganz allgemein; heiße Quellen werden gern als Bäder benutzt, Mineralbrunnen seltener. Eine sehr beliebte, schwerlich besonders wirksame Kur ist das Aussaugen der Krankheit aus dem leidenden Körperteile durch den Priester. Jedes Volk kennt endlich eine Anzahl von Heilpflanzen und anderen medizinischen Mitteln, die zum Teil von der Wissenschaft der Kulturvölker übernommen worden sind.

Kartographie. Überraschend weit verbreitet finden wir die Anfänge der Kartographie. Die Angehörigen der meisten

Naturvölker sind infolge ihres ausgebildeten Orientierungsvermögens und eines sichern Gedächtnisses für alle Äußerlichkeiten der Umgebung im stande, auch ohne genauere Messung Karten der ihnen bekannten Gegenden zu entwerfen. Besonders manchen Indianerstämmen sowie den Polynesiern und Eskimos rühmt man diese Fertigkeit nach; die Karten der Azteken zeigten bereits eine gewisse Vollendung.

Andere Wissenschaften. Einige Kenntnis der meteorologischen Grundgesetze wird man den Regenzauberern zutrauen dürfen, die z. B. im wasserarmen Südafrika eine große Rolle spielen. Die Sternkunde ist allenthalben bis zur Benennung einiger Sternbilder fortgeschritten. Die Geometrie und die entwickelteren Formen der Arithmetik setzen schon eine gewisse Kultur voraus; die Geschichte endlich verliert sich bei den Naturvölkern rasch in die Mythologie. Einige beachtenswerte Anläufe zu philosophischem Denken werden von den Polynesiern berichtet. Im allgemeinen aber ist für die Naturvölker die Neigung charakteristisch, jedem ernsteren Streben nach Wahrheit, jeder Frage nach dem tieferen Grunde eines Ereignisses oder Zustandes aus dem Wege zu gehen oder sie durch die nächstbeste phantastische Erklärung zum Schweigen zu bringen.

Ästhetik. Wenn bei den Kulturvölkern immer mehr das Bewußtsein zum Durchbruch kommt, daß die vollkommene menschliche Gestalt als solche zugleich das höchste Schönheitsideal des Menschen sein muß, so ist die Mehrzahl der Völker von dieser Idee noch weit entfernt. Nicht nur wird am menschlichen Körper selbst herumgekünstelt, auch bei der Nachbildung menschlicher und tierischer Gestalten wird anfangs immer die reine Schönheit dem Charakteristischen und Auffallenden zum Opfer gebracht. Die ästhetischen Begriffe hängen zunächst ganz von der Gewohnheit des Anblickes ab; ein Volk, bei dem die Sitte herrscht, die Vorderzähne einzuschlagen oder die Waden zusammenzuschnüren, wird nur sehr *langsam*, vielleicht nie zur Überzeugung gelangen, daß diese *„Verschönerungen“* eigentlich grundhäßlich sind, wenn nicht

der Verkehr mit einem anderen Volke zu Vergleichen zwingt. Meist entstammen diese Verbesserungen des menschlichen Körpers rein praktischen Beweggründen oder sind durch Zufall veranlaßt; so beabsichtigte man mit dem Schwarzfärben der Zähne in Indonesien ursprünglich nur einen Schutz der angefeilten Zahnsubstanz, bis man sich an den Anblick gewöhnte und nun weiße Zähne für häßlich erklärte.

Die Mode. Die Mode läßt sich als regelmäßig erfolgende Umwälzung des herrschenden Geschmacks bezeichnen; da die Kleidung am leichtesten und häufigsten derartigen Veränderungen ausgesetzt ist, bezieht man das Wort irrtümlicher Weise oft allein auf die Kleidermode. Im Grunde genommen wechselt das Urteil über irgendwelche Dinge nur dann leicht, wenn es sich auf unwesentliche, schmückende Äußerlichkeiten bezieht; nur insoweit sie Schmuck ist, unterliegt die Kleidung der Mode. Da nun bei den Naturvölkern gerade die Tracht in der Regel nur dem Bedürfnis entspricht, während der Schmuck am nackten Körper befestigt ist, so erstreckt sich bei ihnen die Mode weit mehr auf den Schmuck als die Kleidung. Dazu kommt, daß Tracht, Putz und Tättowierung gerade bei Naturvölkern nichts Gleichgültiges, sondern Abzeichen des Stammes sind. Nur wenn ein überlegener Stamm von einem anderen nachgeahmt wird, kann eine gründliche Änderung der Tracht erfolgen. Durch die massenhafte Einfuhr der mannigfachsten europäischen Stoffe ist natürlich vielfach eine Auswahl geschaffen, die das Entstehen wechselnder Moden begünstigt; die Laune Einzelner giebt dann, wie überall, dem Geschmacke der Anderen die Richtung an. Betrachten wir freilich die Moden der Kulturvölker von einem höheren Standpunkt, überblicken wir ganze Generationen, dann sehen wir die Einflüsse der Einzelnen verschwinden und erkennen, daß die Gedankenwelt großer Zeiträume sich in der Mode spiegelt.

Tanzkunst. Über das Wesen und die Bedeutung der Kunst zu reden ist hier nicht der Ort; dagegen muß erwähnt werden, daß die einfachste und ursprünglichste Form jeder Kunst die beständige Wiederholung eines oder mehrerer

Motive ist. So besteht der Tanz vielfach nur aus einem taktmäßigen Zappeln der Glieder, wie bei manchen Negertänzen. Die Neigung jeder Kunst, die geschlechtliche Sinnlichkeit zu idealisieren, tritt beim Tanze ganz besonders in den Vordergrund und läßt ihn oft bis zur Schamlosigkeit ausarten. Übrigens vermag der Tanz jede einfache Gefühlsäußerung auszudrücken, sodaß wir Kriegs-, Trauer-, Freudentänze &c. unterscheiden können; die Beziehung zur Religion ist besonders eng. Neben Einzeltänzen findet sich namentlich der Tanz zweier einander gegenüberstehender Reihen oder Gruppen; viel seltener treten einzelne Paare auf.

Musik. Die Musik ist zunächst aufs engste mit dem Tanze verknüpft, der nie ohne sie erscheint; sie ist also auch wie er ein gemeinsames Gut der Menschheit. Eine Entwicklung, die sich mit der unserer europäischen Musik auch nur entfernt vergleichen ließe, weist die Musik keines der übrigen Völker auf, die Ostasiaten nicht ausgenommen; übrigens ist auch die Empfänglichkeit für diese Kunst sehr verschieden, überraschend groß z. B. bei den Hottentotten und Buschmännern Süd-Afrikas. Der Hauptzweck aller ursprünglichen Tonkunst ist gewaltiger Lärm; daher fehlt es nirgends an Rasseln, Trommeln, Pauken, Gongs u. dgl. Schwirrhölzer (Fig. 24), aber auch Trommeln und andere Instrumente dienen zugleich dazu, Ekstase hervorzurufen, und gelten oft als geheimnisvolle Zaubergeräte. Allgemein bekannt sind Pfeifen und Flöten aus Rohr, Knochen oder Thon. Harfen- oder guitarrenartige Instrumente finden sich fast überall in der alten Welt, während sie in Amerika zurücktreten; die ganze Gruppe dürfte aus einer Waffe, dem Bogen, hervorgegangen sein, dessen schwirrender Klang früh die Aufmerksamkeit der Naturvölker erregt haben mag und der hie und da, z. B. *bei den Herero, noch* unmittelbar als Musikinstrument ver-

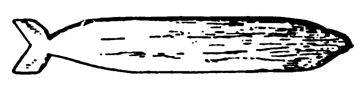


Fig. 24. Schwirrholz in Fischform (Brasilien).

wendet wird. Muschelhörner, Kürbistrompeten, klavierartige Instrumente aus Holz- oder Metallplatten vervollständigen oft das Orchester. — Bei allen Völkern werden auch Lieder gesungen, oft zum Tanze, um den sich somit alle zeitlich begrenzten Künste zuerst gruppieren, bis sie sich allmählich loslösen und selbständig auftreten.

Dichtkunst. Die Gesänge der meisten Kulturvölker sind nichts als einfache Sätze, oft von prosaischem Inhalt, die in singendem Tone unzähligemal wiederholt werden. Baumann hörte z. B. tanzende Bube (auf Fernando Po) unermüdlich singen: „Der Haifisch beißt des Bube Hand“, und Lenz vernahm am Gabun die beständige Wiederholung der Worte: „Der weiße Mann ist ein guter Mann, er hat uns Salz gegeben“. Vielfach zeigt sich eine weitere Entwickelung, ein gewisser Rhythmus, Anfänge des Reims oder der Assonanz; die Wiederholung ganzer Sätze bleibt nur als Kehrreim (Refrain) erhalten. Zugleich veredelt sich der Inhalt, ganze Beschreibungen von Jagdzügen, Fehden und anderen Erlebnissen werden in sangbare Form gebracht, sodaß wir in diesen Liedern schon die Anfänge der Geschichte erblicken dürfen. Anderseits sind improvisierte Spottgesänge, die lebhaft an die Schnaderhüpfel unserer Alpenbewohner erinnern, namentlich bei den Hyperboreern weit verbreitet. Eine besondere Gruppe von Liedern sind die Beschwörungs- und Zaubergesänge. — Fahrende Sänger waren nicht nur eine Eigentümlichkeit des europäischen Mittelalters, sie kehren auch in Polynesien, bei den Niam-Niam Zentral-Afrikas und anderwärts wieder, ohne sich irgendwo besonderer Hochachtung zu erfreuen.

Schauspiel. Die Anfänge des Schauspiels liegen ebenfalls im Tanze, der Spieler und Zuschauer vereinigt oder doch mit einander abwechseln läßt. Bei vielen polynesischen Stämmen finden sich bereits Dialoge, Prügeleien u. dgl. zwischen die einzelnen Abschnitte des Tanzes eingeschoben. In Afrika ist dergleichen wenig zu bemerken, auch in Amerika hatten sich nur in Mexiko und Yukatan

geringe Anfänge des Lustspiels entwickelt. Bei Persern und den mohammedanischen Indern wird ausschließlich das Schicksal Alis dramatisch dargestellt. Hochentwickelt ist das Schauspiel in Vorderindien, China, Japan, auch auf Java und teilweise in Hinterindien, während es in Korea fehlt;



Fig. 25. Anzug eines Dukduk-Tänzers.

indes haben von den Asiaten nur die Hindu, und auch diese nur in älterer Zeit, Dramen von bedeutendem Kunstwerte hervorgebracht.

Masken. Es dürfte hier der gelegenste Ort sein, etwas über die Masken einzuschieben, deren hohe Bedeutung für die Anfänge der Schauspielkunst unbestritten ist. Vor allem aber sind sie im Kultus gebräuchlich, indem sie teils Dämonen

abschrecken, teils Götter und Geister als gegenwärtig darstellen sollen; in allen Teilen der Erde giebt man sie darum auch Toten mit ins Grab. Auch als Vermummung der

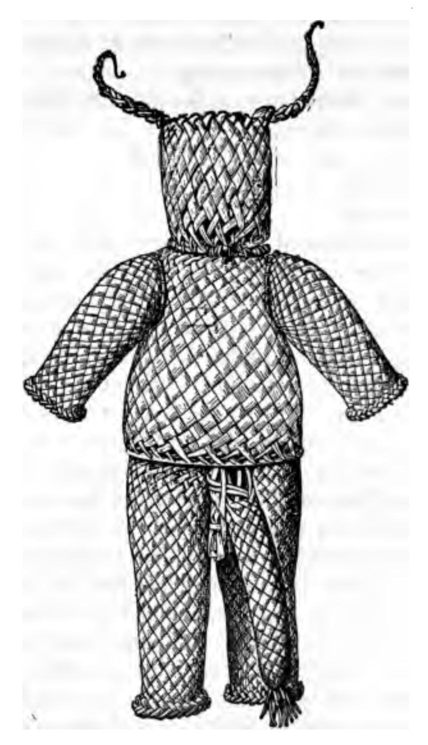


Fig. 26. Tanzmaske (Delphin) der Karaya.

Mitglieder geheimer religiöser Gesellschaften, an denen besonders in West-Afrika und Melanesien Überfluß ist, dienen die Masken. Schauspiel- und Tanzmasken (Fig. 26) endlich fehlen so gut wie nirgends.

Friedrich Ratzel giebt eine genauere Einteilung der Masken nach folgenden Hauptgesichtspunkten:

A. Einfache Nachbildungen des menschlichen Antlitzes.
   1. Rohe Werke.
   2. Sorgfältige, naturtreue Nachbildungen.
   3. Geometrisch stilisiert, teilweise in Anlehnung an die Linien der Tättowierung.

B. Verzerrte Nachbildungen, Karikaturen, Schreckbilder.
   4. Fratzengesichter, die Heiterkeit oder Schrecken erregen sollen, Tanz- oder Kriegsmasken.

C. Tiermasken.

D. Kopfaufsätze.

Stil und Ornament. Jede Art von Geräten eines Volkes zeigt eine bestimmte Form der Gestaltung. Zum Teil entspricht diese Form dem Zwecke des Geräts, zum Teil ist sie durch den Stoff (Holz, Stein, Horn, Metall 2c.) unmittelbar bedingt; in beiden Fällen können ähnliche Gestaltungen bei den verschiedensten Völkern selbständig auftreten. Daneben aber zeigen sich in Kleinigkeiten allenthalben Abweichungen, die zunächst auf der persönlichen Laune des Verfertigers beruhen, nach und nach innerhalb eines Volkes Beifall und allgemeine Aufnahme finden und somit zu festen Regeln werden, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. So entwickelt jedes Volk seinen bestimmten Kunststil, der nur sehr allmählich im Laufe der Zeit Wandlungen unterliegt; der Stil der Geräte und Kunstwerke ist ein Spiegel des Volkscharakters. Zuweilen scheint sich der Stil aus zufälligen Anlässen herauszubilden, so wenn auf Tonga immer wieder die Figur eines Menschen, auf den Marquesas-Inseln ein menschliches Gesicht als Ornament auftaucht, oder bei den Indianern des nordwestlichen Amerikas das Auge dieselbe Rolle spielt; oft wirkt die vorwaltende Beschäftigung eines Volkes bestimmend ein, so in Polynesien, wo die Form des Ruders die der Keule beeinflußt, die Gestalt des Schiffes auf die des Hauses zurückwirkt. Auch an der Loangoküste giebt man z. B. der Trommel gern die

Gestalt eines Bootes. Überhaupt teilt sich eine gewisse Art der Ausgestaltung, die sich bei einem Geräte entwickelt hat, leicht den verwandten Geräten mit: Am oberen Kongo finden wir z. B. die merkwürdigen breiten, streng symmetrisch geformten Messer, und ganz ähnliche Formen treten an Säbeln, Wurfeisen, Speer- und Pfeilspitzen wieder hervor. Am meisten abhängig vom persönlichen Geschmack ist die künstlerische Verzierung eines Geräts, das Ornament, dessen Erfindung zugleich den Anfang der bildenden Kunst bezeichnet. Wie die primitivste Form des Liedes und des Tanzes wirkt es durch unbegrenzte Wiederholung seines einfachen Motivs. Auch das Ornament ist zunächst durch den Stoff und die Art der Anfertigung bestimmt und z. T. unmittelbar gegeben; so mußten die Thongeräte, die man in Korbgeflechten formte, das Muster des Korbes zeigen, das man auch beibehielt, nachdem diese einfachste Art der Töpferei längst vergessen war. Das Schnitzen und Bohren der verschiedenen Geräte führte von selbst zu bestimmten Arten des Ornaments. Flechten und Weben rief eine neue Gruppe von Verzierungen hervor, zunächst einfache quadratische und rechteckige Formen, aus denen sich durch Verschiebung (vielleicht zufällig bei Aneinandernähen zerschnittener Gewandstreifen entdeckt) die mannigfachsten Muster entwickelten, die nun die Ornamente anderer Geräte ihrerseits beeinflußten. Anderwärts wieder geht die Nachbildung natürlicher Gegenstände, insbesondere der Tiere, durch Stilisierung wieder in das Ornament über.

Bildende Kunst. Die Fähigkeit, Dinge der Außenwelt bildlich darzustellen, gehört nicht den Kulturvölkern allein an; nur die technische Fertigkeit, die Kenntnis der Perspektive &c. ist von ihnen ausschließlich entwickelt. Tiere der Diluvialzeit, z. B. das Mammut, sind von den Menschen dieser weit zurückliegenden Periode bereits mit großem Geschick nachgebildet worden; es ist bemerkenswert, daß auch die Naturvölker der Gegenwart mit Vorliebe Menschen und *Tiere darstellen*, seltener Pflanzen oder gar Landschaften.

Bekannt als vortreffliche Zeichner sind die kulturarmen Buschmänner Südafrikas; die ärmlichsten und verkommensten Stämme Australiens, Südamerikas und der Polarländer zeigen oft in dieser Richtung eine ungewöhnliche Begabung. Auch an die Anfertigung größerer und selbst kolossaler Bildwerke haben sich Naturvölker gewagt, wie besonders die merkwürdigen, ungeheuren Steinbilder auf der entlegenen, menschenarmen Osterinsel im östlichen Stillen Ozean beweisen.

5. Die Religion.

Mythologie und Kultus. Die Religion ist nicht als einheitlicher Begriff zu fassen, sondern besteht aus Mythologie und Kultus, die unter Umständen gesondert auftreten können. Die Mythologie sucht die Frage nach der Ursache aller Dinge und Erscheinungen zu beantworten; sie thut dies zunächst in naivster Weise, indem sie alle belebten und unbelebten Dinge als menschenähnlich, als beseelt hinstellt (Animismus) und alle zufälligen Ereignisse auf die absichtliche Einwirkung mythologischer Wesen zurückführt. Durch den Kultus — Gebet, Gelübde und Opfer — sucht der Mensch nun diese Geschöpfe der Mythologie zu seinen Gunsten zu stimmen.

Baumkultus. Einzelne Bäume trugen, namentlich in älterer Zeit, in hohem Grade zur Ernährung des Menschen bei und erlangten deshalb göttliche Verehrung (Eiche, Sykomore, Terebinthe, Apfel- und Birnbaum u. s. w.); auch andere Nährpflanzen, namentlich der Lotus, sind hier anzureihen. Eine zweite Wurzel der Baumverehrung ist der Ahnenkultus, da man Verstorbene gern in die Bäume verwandelt dachte, die aus ihren Gräbern emporwuchsen. Eine dritte Gruppe bilden die Pflanzen, die man zuerst zum Entzünden des Feuers verwendete und deshalb vom Gotte des Feuers oder des Sonnenlichtes bewohnt dachte (Lorbeer, Ulme, Ahorn). Endlich hat man vielfach teils die Pflanzen verehrt, von denen man berauschende Getränke oder narkotische

Stoffe gewann, teils diese Getränke und Stoffe selbst vergöttert (Somatrank der indischen Arier, Haschisch oder Riamba im zentralen Afrika).

Steinkultus. Aus Denksteinen an heiligen Orten, vor allem aber aus Grabsteinen sind die göttlich verehrten Steine meist hervorgegangen. Wie man aus dem Holz heiliger Bäume zunächst rohe Pfähle mit Köpfen, endlich aber kunstvolle Götterbilder schnitzte, so führt ein ähnlicher Weg von dem formlosen Felsblock bis zu den Statuen der griechischen Tempel. Eine besondere Gruppe heiliger Steine bilden die Meteoriten, deren Verehrung dort selten ausblieb, wo man ihren Niedersturz beobachtet hatte.

Wasserkultus. Sehr nahe lag es, Gewässer von göttlichen Wesen bewohnt zu denken, denen man namentlich gern den Tod Ertrunkener zuschrieb. Alle Wassergötter haben demnach etwas Tückisches und Unzuverlässiges an sich. Meeresgötter fanden sich z. B. bei den alten Ariern, die im Binnenlande wohnten, zunächst nicht vor; man half sich, indem man Windgötter, die beim Befahren des Meeres ohnehin Hilfe leisteten, zu Meeresgottheiten umschuf (Poseidon).

Feuerkultus. Feuerkultus ist weit verbreitet, ohne irgendwie allgemein zu sein; in der Regel unterhält man ewige Feuer, in die man Opferspenden wirft oder gießt. Von hoher Wichtigkeit war der Feuerkult bei den östlichen Ariern, den Indern und Persern. Eine sühnende Kraft schreibt man auch anderwärts dem Feuer zu (Gehen oder Springen durchs Feuer), namentlich gilt dies von den Bewohnern wasserarmer Steppen, wie den Mongolen.

Sternkultus. Die Sterne, die weder Nutzen noch Schaden bringen, haben zwar die Phantasie der Naturvölker vielfach angeregt, sind aber selten Gegenstand des Kultus; Ausnahmen finden namentlich dort statt, wo die Gestirne als Seelen Verstorbener aufgefaßt werden, wie bei den Maoris, den Abiponern, im alten Indien und Persien. Selbst der Mond findet auffallend wenig Beachtung, nur allerlei groteske Sagen über die Entstehung der Mondflecken und -phasen

sind allgemein verbreitet. Die Sonne tritt allerdings dort, wo ihr Einfluß entscheidend wirkt, bei den seßhaften Ackerbauern, in den Mittelpunkt des Kultus; aber nur sehr selten ist die Sonnenscheibe als solche Gegenstand der Verehrung, vielmehr gilt sie nur als Wagen, Auge, Wohnort u. dergl. der Lichtgötter, oft auch, wie anderwärts der Mond, als Seelenaufenthalt.

Tierkultus. Die meisten Jägervölker neigen dazu, den Tieren ihrer Wälder, die sie erjagen oder mit denen sie kämpfen, überirdische Eigenschaften beizulegen. So ist bei den Finnen, den meisten Nordasiaten und den Ainos der Bär ein heiliges Tier, anderwärts der Hase, der Wolf, der Tiger. Viehzüchter pflegen dagegen oft den schützenden Genius ihres Viehes in einem besonders schönen Tiere verkörpert zu sehen; Rinder- und Pferdekult tritt hier vor allem hervor. — Besonders erwähnenswert ist der Schlangendienst, der, wenigstens in Spuren, bei kaum einem Volke fehlt. Gern dachte man sich die Seelen der Verstorbenen in Schlangen verkörpert, die man wegen des Ablegens der Haut für unsterblich, wegen des giftigen Bisses für zauberkräftig hielt. In der Phantasie zahlreicher Völker bildeten sich die Schlangen zu Drachen aus; die Ansicht, daß in der Urzeit des Menschen noch wirkliche drachenartige Geschöpfe aus älteren Perioden der Erdgeschichte sich gefunden hätten, ist unhaltbar.

Ahnenkultus. Wie man auf der einen Seite Völker findet, die ihre Toten ängstlich meiden, die Hütten der Verstorbenen verlassen oder verbrennen, während andere die Leichen in ihren Hütten begraben oder sie als Mumien mit sich schleppen, so fürchtet ein Teil der Naturvölker die Toten und sucht sie fernzuhalten, ein anderer Teil ehrt sie und glaubt sie als Bewohner von Pflanzen, Tieren oder künstlichen Bildern hilfreich in seiner Nähe. Oft findet sich auch die Neigung, echte mythologische Göttergestalten nachträglich als *verstorbene* Angehörige des eigenen Volkes aufzufassen *(Euhemerismus)*. Die Sitte, dem Toten Speise mit ins

Grab zu geben, findet sich fast überall, ohne daß sich immer ein Ahnenkultus daraus entwickelte.

Unsterblichkeitsglaube. Ganz ohne Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode ist auch das roheste Naturvolk nicht. Zunächst läßt man die Geister in Pflanzen, Tieren, Steinen wohnen; daraus entwickelt sich die Vorstellung besonderer Geisterländer, zu denen in der Regel ein schwieriger Zugang über schmale Brücken und reißende Ströme führt. Diese Geisterländer denkt man sich, dem beschränkten Gesichtskreis der meisten Naturvölker entsprechend, oft ganz in der Nähe oder unter der Erde, wohl auch auf Bergen, in der Sonne oder im Mond. Von Belohnungen und Strafen im Jenseits ist bei Naturvölkern kaum die Rede; genauere Ausmalungen eines Himmels und einer Hölle dürften meist auf christlichen Einfluß zurückzuführen sein. Auch die indische Lehre von der Seelenwanderung kennt eine Sühne der Verbrechen nach dem Tode, wie überhaupt alle Religionen der Kulturvölker wenigstens Spuren dieses Glaubens aufweisen.

Fetischismus. Die Wurzel des Fetischismus liegt in dem Gedanken, daß man alle möglichen auffallend gestalteten oder sonst bemerkenswerten Dinge von Geistern oder Göttern bewohnt glaubt, die man durch Kultus sich günstig zu stimmen sucht. Daher die willkürliche Wahl der Fetische, die man, falls sie sich unbrauchbar erweisen, gleichgültig fortwirft, wohl auch durch Qualen, die man ihnen bereitet (Einschlagen von Nägeln) zu vermehrtem Diensteifer zu zwingen sucht. Amulete, die man selbst bei Kulturvölkern noch häufig findet, sind im Grunde ebenfalls Fetische.

Zauberei. Eng hängt der Fetischismus mit der Zauberei zusammen, über die in kurzen Worten kaum etwas Genügendes zu sagen ist. Den ersten Anlaß zum Glauben an Zauberei scheint vielfach die unerklärliche Wirkung des Giftes gegeben zu haben. Oft läuft der Zauber auf eine symbolische Handlung hinaus, indem man z. B. das Bild eines Menschen beschädigt, um ihn selbst dadurch zu töten; weit verbreitet ist die Furcht, daß mit Speichel, Blut, Haaren oder Nägeln

eines Menschen feindlicher Zauber getrieben wird. In regenarmen Gebieten ist der Regenzauber ein allgemeines Bedürfnis, Krankheiten sucht man am liebsten durch Zaubermittel zu beseitigen. Diese Wissenschaften sind in der Regel das Monopol einer besonderen Klasse.

Divination. Vor jedem gefahrdrohenden Unternehmen, jeder schwankenden Entscheidung drängt es den Mensch n, Trost und Aufmunterung zu suchen, sei es bei seinesgleichen, sei es in zufälligen Ereignissen, die ihm bedeutungsvoll erscheinen. Auch der „aufgeklärteste“ Europäer ertappt sich zuweilen bei dem Versuche, aus irgend einer Kleinigkeit die Entscheidung seines Schicksals herauszulesen; was hier vorübergehende Schwäche oder besser ein Überrest ursprünglichen Gefühls ist, wird bei den Naturvölkern zur festgewurzelten Gewohnheit. Man achtet auf allerlei glückliche und unglückliche Zeichen, vor allem auf den Ruf der Vögel, Begegnungen, ungewöhnliche Geräusche, man scheut gewisse Tage und Stunden als unheilvoll. Allein bei diesem „passiven Aberglauben“, wie ihn J. Grimm nennt, bleibt man nicht stehen; überall sind Mittel im Gebrauch, die in bestimmten Fällen einen Blick in die Zukunft ermöglichen sollen. Vor allem beliebt ist das Werfen des Loses oder hölzerner Stäbchen, die sich zu Bildern und Buchstaben zusammenlegen; überraschend weit verbreitet ist ferner das Beschauen der Eingeweide geschlachteter Opfertiere. Traumdeutung kehrt überall wieder, ohne sich deshalb allenthalben gleichen Ansehens zu erfreuen; am tiefsten greift sie in das Leben des nordamerikanischen Indianers ein. Das Bleigießen gläubiger Seelen um Neujahr ist der Nachklang einer anderen Gruppe von Divinationsmitteln, die aus der zufällig entstandenen Form gewisser Dinge Weissagungen schöpfen läßt. Ihre höchste Entwickelung erreicht die Divination dort, wo sich die eigentliche Prophetie aus ihr herausbildet. Im ekstatischen Zustande, der oft durch künstliche Mittel hervorgerufen wird, blickt der Seher in die Zukunft und giebt, meist in verworrener, vieldeutiger Rede, Auskunft über seine

Gesichte. Neben harmloseren Mitteln zur Erzielung von Visionen finden sich blutige Gebräuche oder Orgien der wildesten Art. Endlich sucht man auch die Toten zurückzurufen und zu Prophezeiungen zu bewegen. Um bewußten Betrug handelt es sich bei all diesen Dingen ursprünglich nicht; daß er sich sofort einstellen mußte, wo die Prophetie zum Handwerk wurde, versteht sich von selbst.

Priester, Schamanen. Fast allgemein bei den Naturvölkern ist die Ansicht, daß zum Priester, der zugleich Arzt und Zauberer ist, sich nicht jeder Beliebige eignet. Man bevorzugt Personen, die zu Halluzinationen oder Krämpfen neigen; durch Fasten und andere Mittel wird diese Neigung zur Ekstase künstlich verstärkt. Am ausgebildetsten ist diese Art des Priestertums bei den Stämmen des nördlichen Sibiriens (Schamanismus). Der Schamane versetzt sich durch Gesang und Trommelschlag in einen visionären Zustand, in welchem er die Zukunft zu schauen, mit Toten und Geistern zu verkehren glaubt. Anderwärts suchte man Ekstase durch betäubende Musik, Selbstpeinigung oder narkotische Mittel herbeizuführen. — Die Achtung, in der die Priesterschaft beim Volke steht, und ihr Einfluß ist bei den verschiedenen Völkern auch äußerst verschieden. Meist beurteilt man sie nach dem Erfolg ihrer Prophezeiungen und Zauberkünste.

Opfer. Wie man den Häuptlingen einen Teil der Beute, oft auch noch besondere Abgaben überlieferte, so brachte man auch den Göttern Geschenke. Oft sind die Opfer nur noch symbolisch, sie werden vom Geber selbst genossen und nur irgendwelche ungenießbaren Stücke, namentlich gern die Hörner und Schädel der Tiere, werden dargebracht (Schädelbäume). — Von tiefgreifender Bedeutung sind die Menschenopfer; bei keinem Volke haben sie ganz gefehlt, bei einigen sind sie zu furchtbaren Schlächtereien ausgeartet (Azteken, Dahomeh). Am zähesten hielt sich der Brauch, die Weiber und Diener vornehmer Verstorbener umzubringen und dem Toten somit ein würdiges Gefolge im Seelenland zu schaffen. Erfreulicher Weise zeigt sich bei vielen Naturvölkern, auch unabhängig

vom Einfluß der Europäer, ein Streben, die Menschenopfer zu verringern oder durch Tieropfer und andere symbolische Handlungen zu ersetzen.

Religionen der Nomaden. Zu den Religionen, die auf der Grundlage des Nomadismus erwuchsen, gehören vor allem die der Kulturvölker Europas und Westasiens, der Arier und der Semiten. Der Nomade, der nicht fest am Boden haftet, muß entweder seine Götterbilder mit sich tragen, oder er ist gezwungen, die Gestalt eines allgegenwärtigen Himmelsgottes, die bei den meisten Völkern in ihren ersten Anfängen entwickelt ist, weiter auszubilden. Daher sind die ältesten Götter der Arier fast durchweg Luft-, Licht- und Windgottheiten; bei einem Teile der Semiten führte diese Entwickelung endlich zum Monotheismus.

Religionen der Ackerbauer. Erst der Ackerbauer, der in banger Sorge die wärmenden und verdorrenden Wirkungen der Sonne, den befruchtenden und zerstörenden Einfluß des Gewitters auf seine Saaten beobachtete, schuf die eigentlichen Sonnen- und Gewittergötter oder entnahm sie der Mythologie anderer landbebauender Völker. So tritt bei den Griechen Apollo immer mehr in den Vordergrund, bei den Germanen Balder und Froh; Herakles, der in zwölf Heldenkämpfen die Zeichen des Tierkreises als Sonnenheld durchzieht, wandert vom westlichen Asien nach Griechenland und Rom. In unzähligen mythologischen Erzählungen und Sagen spiegeln sich Untergang und Tod der Sonne und ihre Wiederkehr am Morgen oder ihr neues Emporsteigen am Fest der Wintersonnenwende (Julfest, Weihnachten), bis bei den Germanen der Gedanke an Untergang und Erneuerung der Welt daraus hervorging (Götterdämmerung). Daneben begegnen wir bei allen Ariern einem Gewittermythus, der sehr alt ist und in seiner frühesten Form vielleicht selbst den nichtarischen Völkern mit angehört. Nach dem indischen Mythus hat ein Drache sich während der Trockenzeit der befruchtenden *Wolkenkühe* bemächtigt und sie in einem Berge versteckt; *Indra, der Donnergott*, erschlägt den Drachen, spaltet den

Berg und befreit die Kühe, — das erste Gewitter bezeichnet den Beginn der Regenzeit. In den zahllosen Drachenkämpfen der arischen Helden- und Göttersagen kehrt diese Gewitterschlacht wieder. Im Norden wandelt sie sich dem Klima gemäß um: Thor erschlägt den Winterriesen Thrym, der den Hammer Thors geraubt hat (da im Winter die Gewitter schweigen) und durch Vermählung mit der Liebesgöttin Freia die Erde dauernd in die Gewalt des Winters bringen will: Das erste Frühlingsgewitter verkündet die dauernde Besiegung des Winters. Den Wolkendrachen nun kennen auch die mongoloiden Völker, er fehlt ebensowenig bei den Amerikanern, und selbst bei den südlichsten Negerstämmen, den Kaffern, stoßen wir auf verwandte Anschauungen, sodaß wir es hier mit einer der ältesten unter den entwickelteren Göttersagen zu thun haben.

Weltreligionen: Buddhismus. Bei den östlichen Ariern zeigt sich früh eine Neigung zur Abstraktion. In Iran fand man die Lösung des Welträtsels in einem Kampfe zwischen den Göttern des Lichtes und der Finsternis (Ormuzd und Ahriman), und die frischen Göttergestalten der ältesten Zeit vertrockneten hier zu symbolischen Schattenwesen. Bei den Indern entwickelte sich aus dem brahma (Gebet) ein neuer Gott, in dessen Wesen sich Monotheismus und Pantheismus verschmolz; Einfluß und Entartung der Priesterkaste nahmen gleichmäßig zu. Gegen die Priester und gegen die Vorurteile der Kaste, als Verkünder der Menschenliebe und der Welterlösung trat nun Buddha (Siddhârta) im 6. Jahrhundert v. Chr. auf. Der asketische Grundgedanke seiner Lehre, in die sog. vier Wahrheiten zusammengefaßt, lautet: „Aus unserm Sein quillt unser Elend; es entsteht aus der fortgesetzten Anhänglichkeit an die Sinnenwelt; ein Abstreifen dieser Anhänglichkeit ans Dasein erlöst uns von dem Fluche der fortwährenden Wiedergeburt; es giebt einen Weg zu dieser Erlösung (Entsagung und Selbstbeschauung)". Das Erlöschen alles Verlangens und Begehrens ist Nirvana. *Der Buddhismus*, dessen Morallehre auch Schonung der

Tiere gebietet und überhaupt eine der reinsten und erhabensten ist, fand raschen Eingang in Indien; eifrige Missionare verbreiteten ihn nach Ostasien und in die übrigen Nachbarländer Indiens. Obwohl er in seiner eigentlichen Heimat durch den Brahmaismus fast ganz wieder verdrängt worden ist und sich nur auf Ceylon gehalten hat, zählt er doch im übrigen Asien noch mehr als 400 Millionen Bekenner; meist ist er allerdings in trauriger Weise entartet.

Christentum. Der Monotheismus, ursprünglich auf dem Grunde nomadischen Lebens erwachsen, durch nationale Ausschließlichkeit mächtig gefördert, hatte sich im Judentum im Laufe der Zeit zu höchster Vollkommenheit entwickelt. Von Osten her scheinen durch buddhistische Sendboten die Keime einer reinen Moral und weltentsagender Askese auf diesen Boden verpflanzt worden zu sein, und aus diesen Keimen entwickelte sich das Christentum, eine arische Blüte auf semitischem Stamme. Diese Doppelnatur befähigte die neue Lehre, für die Kulturvölker des Westens dasselbe oder noch mehr zu werden, wie der Buddhismus für die des Ostens. Das Christentum teilt mit dem Buddhismus das Verhängnis, im Lande seines Ursprungs erloschen zu sein; bei den Juden hat es nie Eingang gefunden, die übrigen Semiten haben im Islam eine ihrem Charakter mehr zusagende Religion herausgebildet. Die Spaltung des Christentums in mehrere Kirchen ist bekannt genug. Gegenwärtig zählt man etwa 450 Millionen Christen.

Islam. Auf echt semitischem Boden, im westlichen Arabien, schuf Mohammed aus einer Mischung jüdischer, christlicher und heidnischer Anschauungen den Islam. Der Monotheismus ist hier noch schroffer durchgeführt als im arisch beeinflußten Christentum, die Morallehre vielfach verschlechtert und vergröbert, fanatischer Bekehrungseifer ein Hauptcharakterzug. Das heilige, geoffenbarte Lehrbuch ist der Korân, daneben die Sunna (Herkommen). Letztere wird *von den* S c h i i t e n, zu denen hauptsächlich die Perser zählen, *nicht anerkannt*, so daß eine schroffe Scheidung zwischen

ihnen und den Sunniten eingetreten ist; der tiefste Grund der Trennung ist kein äußerlicher, sondern die nationale Verschiedenheit zwischen den arischen Persern und den Semiten und Türken. Auch die vier Hauptsekten der Sunniten lassen deutlich den Einfluß des nationalen und geographischen Elementes erkennen: Die Hanbaliten finden sich vorwiegend in Arabien, die Schafiten in Syrien und Mesopotamien, die Hanafiten im östlichen Iran und Turan und die Malikiten in Nordafrika. Nachdem der Islam im ersten Ansturm das Christentum in Westasien und Nordafrika so gut wie vernichtet und erobernd auf die südlichen Halbinseln Europas übergegriffen hatte, ist hier ein Rückgang eingetreten, der immer verhängnisvoller für die Anhänger Mohammeds zu werden droht. Der Islam bringt indes diese Verluste reichlich wieder ein, da er in Afrika, Indonesien und selbst auf dem asiatischen Festlande gewaltige Fortschritte macht; das Christentum zeigt sich bei Naturvölkern dieser roheren, sinnlichen, leichtfaßlichen Religion sehr wenig gewachsen. Die Zahl der Mohammedaner dürfte jetzt etwa 180 Millionen betragen.

6. Moral und Recht.

Die Moral. Das innerste Wesen und die tiefste Bedeutung der Moral zu enträtseln, ist Sache der Ethik. Die Völkerkunde darf sich damit begnügen, auf die Entwickelung und die Ausdrucksformen der Moral hinzuweisen. Die Moral, als deren äußere Kennzeichen wir das Wohlwollen und das Mitleid bezeichnen dürfen, regt sich zunächst nur im innersten Familien- oder richtiger Geschlechtskreise als Mutterliebe, die ihrerseits im Kinde ethische Gefühle wachruft; die Anfänge der Moral gehören also bereits den tieferen Stufen der Tierwelt an. Während aber z. B. bei den Raubtieren sich das ethische Verhältnis früh löst, entsteht bei den Herdentieren ein gewisser Stammesverband, der zahlreiche Glieder vom verschiedensten Alter umfaßt. Ein Teil der *Menschheit,* so u. a. viele der in kleinste Stämme zersplitterten

Ureinwohner Brasiliens, ist über diesen Zustand noch nicht wesentlich hinausgeschritten. Nur innerhalb des Stammesverbandes findet sich eine entwickeltere Moral, ein gegenseitiges Wohlwollen, während alle, die außerhalb stehen, mit Gleichgültigkeit oder offener Feindseligkeit betrachtet werden; gut ist zunächst alles, was der Geschlechtsgenossenschaft nützt, böse, was sie schädigt oder bedroht. Allein allenthalben zeigt sich die Neigung, größere Gemeinschaften zu bilden und damit das Gebiet der ethischen Gefühle zu erweitern. Bei einem Teile der fortgeschrittensten Völker beginnt bereits die Erkenntnis durchzudringen, daß die Angehörigen der ganzen Menschheit gleichsam Glieder eines einzigen Körpers sind, deren keines verletzt werden darf, ohne daß das Ganze leidet; dabei fehlt es nicht an Anregungen, auch der Tierwelt, namentlich den Haustieren, ein immer wachsendes Maß ethischen Wohlwollens zuzuwenden.

Anfänge des Rechtes. Rechtsgefühl und Moral sind in ihren Anfängen nicht zu trennen; erst auf höheren Stufen der Entwickelung scheidet sich das Recht schärfer von der Sitte. Zunächst finden sich auch innerhalb des engsten Stammesverbandes keine festen Rechtsregeln; jeder Rechtsbruch eines Stammesgenossen gegen einen andern wird ohne weiteres nach den Geboten eines unklaren Rechtsbewußtseins durch leidenschaftliche Gegenwirkung gesühnt, Strafe und Rache sind eins. Reste dieses primitiven Urrechts sind noch im Züchtigungsrecht der Eltern gegen die Kinder enthalten. Nach außen hin tritt der Stammesverband als geschlossene Einheit auf: Für jede Unthat, die ein Glied des Stammes verübt, ist der ganze Stamm verantwortlich, der auch seinerseits jede Verletzung eines seiner Mitglieder gemeinsam zu rächen sucht (Blutrache). — Aus dem Urrecht entwickeln sich nach und nach die vollkommeneren Rechtsbräuche. Zwischen den Rechtsbruch und den Sühneakt tritt ein Urteil, das die Sühne in gerechterer Weise festzustellen sucht; auch diese Urteile werden anfangs rein instinktiv gefällt, bis sich ein gewisses Herkommen bildet, das auf frühere Urteile zurück-

greift, und endlich sich feste Rechtsregeln entwickeln. — Regelmäßige Rückfälle in gänzliche Anarchie beim Tode eines Häuptlings, die bis zur Wahl seines Nachfolgers anhält, sind vielen kulturarmen Stämmen gemeinsam.

Vermögens- und Sachenrecht. Wenn gegenwärtig der einzelne Mensch der Träger aller Besitz- und Verkehrsrechte ist, so erscheint an seiner Stelle in der Urzeit die Genossenschaft der Blutsverwandten, die in völliger Vermögensgemeinschaft leben; das älteste Eigentum ist Kollektiveigentum. Diese Verhältnisse sind bei manchen Naturvölkern noch jetzt fast unverändert; bei den Kulturvölkern sehen wir nur innerhalb der Familie eine Art von gemeinsamem Besitz in den Hausgeräten u. dergl. Ursprünglich sind auch Weiber und Kinder gemeinsames Eigentum der Blutsverwandten. Rechte auf Grund und Boden kannte man in der ältesten Zeit kaum, aber schon bei vielen Jägervölkern finden wir bestimmte Jagdbezirke, die kein fremder Stamm betreten darf. Vermögensrechte des Einzelnen auf bewegliche Gegenstände, vor allem Schmuck, Kleidung und Waffen, Kriegsbeute, müssen sich früh vom gemeinsamen Besitzrecht losgelöst haben, und mit dem Zerfall der alten Verwandtschaftsverbände und dem Entstehen größerer staatlicher Gemeinschaften mußte diese Richtung zur herrschenden werden.

Erbrecht. Innerhalb der primitiven Geschlechter, die in völliger Vermögensgemeinschaft leben, ist ein Erbrecht unnötig und gegenstandslos; höchstens tritt die Möglichkeit ein, daß ein aussterbendes Geschlecht von einem andern, mit dem es in verwandtschaftlichen Beziehungen steht, beerbt wird. Erst später entwickelt sich ein individuelles Erbrecht, das sich zunächst nach dem herrschenden Verwandtschaftssystem (Mutter- oder Vaterverwandtschaft, s. u.) richtet. Als allgemeine Grundsätze finden sich ursprünglich die Ausschließung der Ascendenten und die Regelung der Erbfolge nach der Gradesnähe zum Erblasser; im übrigen herrscht in den Erbfolgeordnungen der Naturvölker größte Willkür und Mannigfaltigkeit.

Der Vertrag. Verträge innerhalb der ursprünglichen Familiengenossenschaft sind kaum denkbar, wohl aber solche zwischen einzelnen Stämmen; der Vertragsbruch ist hier zugleich ein Rechtsbruch und in der Regel ein Kriegsfall oder durch Zahlung einer Buße zu sühnen. Auch später sind vielfach die Verträge zwischen einzelnen Personen nicht bindend, sondern durch Erlegen einer Geldstrafe jederzeit einseitig aufzuheben. Ein obligatorisches Rechtsverhältnis, wie wir es heute kennen, war erst nach dem Zerfall der alten Geschlechterverfassung möglich. Verträge zu beschwören, ist allenthalben üblich, Geiseln zu stellen oder zu nehmen, ist weniger allgemein und deutet schon auf eine höhere Entwickelung.

Gerichtsverfahren. In den primitivsten Verhältnissen ist es schwierig, den Verbrecher nach begangenem Rechtsbruch überhaupt vor Gericht zu bringen; der Kläger ladet ihn selbst und wendet im Falle der Weigerung Gewalt an, wobei er von seinen Blutsfreunden unterstützt wird. Das Richteramt übernimmt der Häuptling oder ein Ausschuß des Stammes, wenn nicht die Gesamtheit der erwachsenen Männer. Der älteste Prozeß kennt kein eigentliches Beweisverfahren. Offenkundige Rechtsbrüche werden, nachdem Kläger und Angeklagter gesprochen haben, ohne weiteres entschieden; ist eine eigene Wahrnehmung des Gerichtes ausgeschlossen, so entscheidet der Eid, oder man sucht durch Zaubermittel, am häufigsten durch Gottesurteile, die Wahrheit zu ergründen.

Der Eid. Der Eid gehört ursprünglich, so weit er beim Gerichtsverfahren angewendet wird, zu den Gottesurteilen, da man für den Meineidigen verhängnisvolle Folgen von ihm erwartet; er ist zunächst stets ein Reinigungseid. Viele Formen des Eides haben sich überlebt und sind unverständlich geworden, andere lassen sich noch deuten. Sehr häufig schwört man auf eine Waffe, die den Meineidigen töten soll, oder genießt eine Speise oder ein Getränk harmloser Natur, die im Falle der Unwahrheit als Gift wirken sollen; noch öfter deutet

man symbolisch durch Zerbrechen eines Gegenstandes oder Töten eines Tieres das Schicksal des Meineidigen an. Das Anrufen der Götter ist nicht überall gebräuchlich. Die Sitte, daß die Blutsverwandten als Eideshelfer die Glaubwürdigkeit des Angeklagten beschwören, findet sich bei mongolischen Stämmen und in Indonesien; in Deutschland war sie früher eines der gewöhnlichsten Rechtsmittel.

Gottesurteile oder Ordalien. Im Gottesurteile überläßt man die Entscheidung über Schuld und Unschuld einer höheren Macht, die man sich übrigens nicht immer als eine bestimmte Gottheit vorstellt; im Gegenteil kann das Gottesurteil nur bei einer gewissen Unklarheit der religiösen Ideen sich einbürgern. Man kann harmlosere Ordalien unterscheiden, die nur darauf hinauslaufen, aus irgend einem Anzeichen Klarheit über die Schuld des Angeklagten zu erlangen, und gefährliche, die im Fälle der Schuld zugleich als Strafe zu betrachten sind. Zu den ersteren gehört das Los, ferner das sogenannte Bahrrecht (die Wunden eines Ermordeten bluten von neuem, wenn der Mörder naht) und viele symbolische Handlungen, die oft zum Ziele führen, da sich der Thäter aus Angst selbst verrät. Zur zweiten Gruppe sind die zahlreichen Feuerproben zu rechnen (Berühren heißer Gegenstände oder kochenden Wassers), das Trinken von Giften (noch im deutschen Sprichwort „darauf will ich Gift nehmen"), die Wasserprobe, der Zweikampf. In China fehlen sowohl die Ordalien wie der Eid; die Folter ist bei Naturvölkern nur ganz vereinzelt in Gebrauch.

Strafe und Sühnung. Die Rache, die unmittelbar dem Rechtsbruch folgt, sucht das gestörte Rechtsverhältnis dadurch auszugleichen, daß dem Beschädiger derselbe oder ein noch schwererer Nachteil zugefügt wird als er selbst verübt hat. Da die Strafe sich aus der Rache entwickelt hat, zeigt sie zuerst ebenfalls die Neigung, Gleiches mit Gleichem zu vergelten („Auge um Auge, Zahn um Zahn"). Bei schweren Rechtsbrüchen erfolgt die Ausstoßung aus der Genossenschaft der Blutsverwandten, die Ächtung oder Friedloslegung; der

Friedlose wird zum Feind, er ist vogelfrei, es ist ein Verdienst, ihn zu töten. Mit dem Aufhören der Vermögensgemeinschaft wird es möglich, die unmittelbare Vergeltung durch Geldstrafen zu ersetzen. Je unsicherer die wirkliche Bestrafung eines Verbrechers und je unvollkommener die Justiz ist, desto grausamer pflegen die Strafen zu sein; daneben erhöht die Vermischung mit religiösen Ideen häufig die Unmenschlichkeit des Rechtsverfahrens — Menschenopfer und Todesstrafe sind auf den ursprünglichen Stufen der Entwickelung oft kaum zu trennen und treten auch später noch vielfach für einander ein. Mit den härtesten Strafen scheinen ursprünglich überall Hexen und Zauberer belegt worden zu sein.

Anfänge des Völkerrechts. Stämme, die früher eine einzige Geschlechtsgenossenschaft bildeten und sich wegen Übervölkerung des Wohngebietes getrennt haben, behalten meist einen gewissen Zusammenhang; ferner entstehen durch Wechselheiraten verwandtschaftliche Beziehungen, die es ermöglichen, daß bestimmte Personen auch im Kriegsfall mit beiden streitenden Parteien ungefährdet verkehren können. Daraus entwickelt sich die Anschauung, daß Boten und Unterhändler überhaupt unverletzlich sind, so besonders in Australien und Polynesien; zuweilen, wie bei den Massai in Ostafrika, halten die Frauen auch im Kriege einigen Verkehr zwischen den feindlichen Stämmen aufrecht. Niederlegen der Waffen und Schwingen grüner Zweige kehren als Zeichen des Friedens und der Unterhandlung überall wieder. Ein andrer Zweig des Völkerrechts, der auf Milderung der Kriegsgebräuche abzielt, ist nur bei den Kulturvölkern höher entwickelt. Verhältnismäßig am häufigsten findet sich noch das Verbot, Fruchtbäume im Feindesland zu beschädigen (Melanesier, Saharavölker); alle Völker mit höherer Kultur verzichten auf vergiftete Waffen und unedle Kampfmittel aller Art, enthalten sich der Mißhandlung Gefangener oder Verwundeter und schonen Weiber und Kinder. Anfänge dieser Milderung finden sich indessen auch bei kulturarmen Stämmen; bei den Australiern von Port Lincoln

ist z. B. der Gebrauch der Widerhakenspeere im Kriege nicht gestattet.

7. Die Gesellschaft.

Urzustände. Man muß annehmen, daß in einer früheren Periode sich die Menschheit aus Geschlechtsgenossenschaften zusammensetzte, die nach außen wenig oder gar keine Verbindung mit einander hatten. Erst allmählich sind aus diesen kleinen Horden, deren jede ihren eignen Dialekt und einen besonderen Kultus hatte, durch Ausbreitung und Verzweigung der einen, durch Zurückdrängung und Aussterben der anderen, größere Völkergruppen hervorgegangen. Innerhalb der Horde scheint es keine Ehe gegeben zu haben; die Weiber galten im allgemeinen als Gemeingut, die Kinder gehörten nicht einer bestimmten Familie, sondern dem ganzen Geschlechte an. Man darf aber zweifeln, ob jemals die Weibergemeinschaft (Hetärismus) mit voller Strenge durchgeführt war; jetzt ist sie kaum irgendwo noch in Geltung. Ihre Spuren allerdings finden sich noch bei sehr zahlreichen Völkern im sog. „Mutterrecht".

Verwandtschaft. Wenn in der Horde ursprünglich die Einzelehe unbekannt war, so hatte es weder einen Sinn, noch war es in den meisten Fällen überhaupt möglich, den Vater eines Kindes festzustellen. Somit mußten alle engeren Verwandtschaftsgruppen, die sich innerhalb der Geschlechtsgenossenschaft herausbildeten, von der Mutter abgeleitet werden (Mutterrecht). Der nächste männliche Verwandte des Kindes war nicht der Vater, sondern der Bruder der Mutter; das Verhältnis zwischen Bruder und Schwester war ein weit engeres, als das zwischen Vater und Kind. Erst nach Einführung des Brautraubes oder -kaufes scheidet das Weib aus seiner Familie aus und geht in die des Mannes über, der nun zum Mittelpunkt des Geschlechtes wird. Man hat aus dem Bestehen des Mutterrechts auf eine herrschende Stellung des Weibes in der Urzeit geschlossen, — gewiß mit Unrecht; die Familie, die der Mutter folgte, trat noch völlig zurück

gegen den Geschlechtsverband, an dessen Spitze die kräftigsten Männer standen. — Die Wichtigkeit und Heiligkeit der Blutsverwandtschaft macht es erklärlich, daß man bei Freundschaftsbündnissen sie oft künstlich herzustellen suchte; die „Blutsbrüderschaft“ in ihren verschiedenen Formen ist ein solcher Versuch, der in keinem der bewohnten Erdteile ganz unbekannt ist. Auch die Adoption ist bei vielen Naturvölkern gebräuchlich.

Die Ehe. Auf zweierlei Weise konnte sich aus der alten Weibergemeinschaft das geregelte Verhältnis des Weibes zu einem bestimmten Manne herausbilden. Einerseits mußte die Geschlechtsgenossenschaft, je umfangreicher sie wurde, um so rascher in einzelne Familien zerfallen, als deren schützendes Oberhaupt nun naturgemäß der Mann hervortritt; damit aber erwirbt er sich ein ausschließliches Eigentumsrecht auf eine oder mehrere Frauen und deren Kinder. Anderseits verschafften Kriegs- und Beutezüge den stärksten Männern Weiber aus fremdem Stamme, die der Genossenschaft nicht mehr überlassen wurden. Bald hat die eine, bald die andere Entwicklung entscheidend durchgegriffen, und so sehen wir die Naturvölker ziemlich scharf in zwei große Gruppen zerfallen, in Völker mit Endogamie und in solche mit Exogamie.

Endogamie. Als Endogamie bezeichnet man die Sitte, ausschließlich Weiber aus dem eignen Stamme zu ehelichen. Da sie unmittelbar aus der Weibergemeinschaft hervorgeht, bewahrt sie manche Züge derselben noch am längsten. Wir finden vielfach bei den Stämmen, die der Endogamie huldigen, die Geschwisterehe erlaubt; es ist selbst dem Vater hie und da gestattet, die eigene Tochter zu heiraten, der Sohn übernimmt beim Tode des Vaters dessen Weiber. Nur die Verbindung zwischen Mutter und Sohn scheint überall untersagt. Noch finden sich Übergänge vom Hetärismus zur Einzelehe. Bei einigen Stämmen Indonesiens muß sich die Braut am Hochzeitstage ihren Verwandten preisgeben und damit deren Rechte gewissermaßen abkaufen; anderwärts hat der Häuptling als Vertreter des Volkes ein Vorrecht auf die Braut (*jus primae noctis*). — Die Endogamie ist im allgemeinen weniger

verbreitet als die Exogamie; am ausgeprägtesten herrscht sie dort, wo eine schroffe Sonderung der Kasten eingetreten ist. Unhaltbar ist die Ansicht, daß man aus Gesundheitsrücksichten von der Verwandtenehe zurückgekommen ist; der Grund scheint mehr auf ethischem Gebiete zu liegen, während man die äußere Anregung auf die Exogamie zurückführen darf.

Exogamie. Mag die Exogamie, also der Brauch, eine Braut aus fremdem Stamme heimzuführen, auch ursprünglich auf Gewalt und Raub beruhen, so mußte sie doch mit der Zeit zum wichtigsten Verbrüderungsmittel der verschiedenen Stämme werden, die auf diese Weise ihre Macht und ihren Einfluß beständig verstärkten. Aus der Sühnung des Brautraubes durch Zahlung einer Buße entwickelte sich der Brautkauf. Die großen Vorteile der Exogamie führten oft zur völligen Verdrängung der Endogamie und jeder Art der Verwandtenehe, während die Kulturvölker einen Mittelweg eingeschlagen haben und nur die Ehe zwischen den nächsten Blutsverwandten noch untersagen. So scheint die eigenartige Stellung der Schwiegermutter zum Schwiegersohne, der sie oft überhaupt nicht sehen und sprechen darf, nur eine Übertreibung der exogamischen Grundsätze. Die schroffe Durchführung der Exogamie hat es bei manchen Kariben- und Kaffernstämmen dahin gebracht, daß die Weiber, die sämtlich bestimmten fremden Geschlechtern entstammen, eine eigene Sprache besitzen, die von derjenigen der Männer ganz verschieden ist.

Levirat. Mit dem besonderen Namen des Levirates bezeichnet man einen Brauch, der aus der Endogamie hervorgegangen ist und sich bei den verschiedensten Völkern wiederfindet: Stirbt einer von zwei Brüdern, ohne Kinder zu hinterlassen, so ist der andere verpflichtet, das Weib des Verstorbenen zu ehelichen; die Kinder dieser Ehe gelten als Nachkommen und Erben des ersten Gatten.

Polygamie. Da die Zahl der Männer unter natürlichen Verhältnissen der Zahl der Weiber ungefähr entspricht, so *ist die Einzelehe* (Monogamie) für das Wohl der Gesellschaft

das Vorteilhafteste und muß mit steigender Kultur immer allgemeiner werden. Zunächst indessen mußte sich aus der Weibergemeinschaft ein Zustand entwickeln, in welchem die stärkeren Männer der Horde die Mehrzahl der Weiber für sich in Anspruch nahmen, oder, wo Exogamie herrschte, mehrere Weiber durch Raub oder Kauf an sich brachten. Die schwächeren Männer blieben von der Ehe so gut wie ausgeschlossen. Naturgemäß hält sich denn auch die Polygamie am hartnäckigsten unter den bevorrechteten Ständen; man darf behaupten, daß die Mehrzahl der Menschen in Monogamie lebt, daß aber verhältnismäßig wenige Völker die Polygamie grundsätzlich aufgegeben haben.

Polyandrie. Vielmännerei oder Polyandrie nennt man die Ehe einer Frau mit mehreren Männern zugleich. Als fest eingewurzelte Gewohnheit findet sich dieser verhältnismäßig seltene Gebrauch namentlich bei einem Teile der Hyperboreer, bei einigen Stämmen Vorderindiens und in Tibet. Mangel an Weibern, eine natürliche Folge des Frauenraubes und Mädchenmordes, mag den Anstoß zur Polyandrie gegeben haben, Sparsamkeitsgründe dürften sie aufrecht erhalten.

Scheidung der Ehe. Je leichter und bedeutungsloser die Eheschließung ist, um so häufiger ist die Scheidung der Ehe; ein Überblick über die verschiedenen Bräuche läßt sich kaum in ein paar Worten geben. Als wichtigster Scheidungsgrund tritt allenthalben Kinderlosigkeit auf, seltner eheliche Untreue, oder Mißhandlung. Während der Mann das mißliebige Weib unmittelbar aus dem Hause zu weisen pflegt, leitet das Weib die Scheidung durch eine Flucht zu Eltern oder Verwandten ein. Rückerstattung des ganzen Kaufpreises oder doch eines Teils ist eine weit verbreitete Vorschrift. Wo der Brautkauf herrscht, ist es der Frau vielfach überhaupt unmöglich, einseitig die Scheidung durchzusetzen; anderwärts ist die Scheidung wenigstens sehr erschwert, Wiederverheiratung einer Geschiedenen nicht gestattet.

Ehelosigkeit. Freiwillige Ehelosigkeit aus religiösen und anderen Gründen findet sich schon hie und da bei Naturvölkern;

so sind die Priesterinnen des Schlangentempels zu Weidah an der afrikanischen Sklavenküste zu beständiger Keuschheit verpflichtet, während den Mitgliedern der Amazonengarde im benachbarten Dahomeh nur die Verheiratung mit dem Könige gestattet ist. Aus der indischen Askese entwickelte sich das Mönchstum des Buddhismus, das vielleicht den Anstoß zum christlichen Klosterwesen gegeben hat. — Eunuchen und Kastrierte sind bekanntlich im Orient seit alter Zeit häufig zu finden; bei Naturvölkern kommt Verstümmelung der Genitalien zuweilen als allgemeine Volkssitte vor, die offenbar den Zweck hat, eine gefährliche Vermehrung des Stammes und daraus folgende Hungersnot hintanzuhalten (Australien).

Prostitution. Die Prostitution ist im Grunde nur ein Rest der alten Weibergemeinschaft und nichts weniger als ein Erzeugnis der Kultur. Bei sehr vielen Naturvölkern unterliegt der geschlechtliche Verkehr der unverheirateten Mädchen keiner Beschränkung, bei noch anderen ist es sogar Sitte, das eigene Weib dem Gastfreund anzubieten. Wirkliche Prostituierte finden sich namentlich in Afrika vielfach; in Aschanti rekrutieren sie sich aus den Mädchen, die sich geweigert haben, den vom Vater bestimmten Gatten zu ehelichen, bei den Niam-Niam verfallen die wegen Unfruchtbarkeit verstoßenen Weiber der gewerbsmäßigen Unzucht. Wo es eine eigene Zunft von Sängerinnen oder Tänzerinnen giebt, wie in den Haussastaaten, stellt diese die Hauptmasse der Prostituierten. Am entwickeltsten sind diese Verhältnisse in den Kulturstaaten des östlichen Asiens.

Päderastie. Die Knabenliebe finden wir nicht nur bei den Völkern des klassischen Altertums als anerkannte Sitte, sondern auch bei manchen Naturvölkern, hier in der Regel eng verknüpft mit religiösen Anschauungen. Auf den Südseeinseln scheint die Einrichtung eines der Mittel gewesen zu sein, die die allzurasche Volksvermehrung hindern sollten. Wie hier treffen wir auch anderwärts Männer in Weiberkleidern, oft als Priester, z. B. bei den Sioux, Osagen und anderen Indianerstämmen, bei den Patagoniern und Hyperboreern.

Fürsten und Adel. Auch in den ältesten Zeiten können die Geschlechtsgenossenschaften so wenig ohne Führer gewesen sein, wie die Herden der Tiere. Die Macht dieser Führer beruhte auf der physischen Kraft und konnte von jedem Stammesgenossen, der sich stark genug fühlte, jederzeit

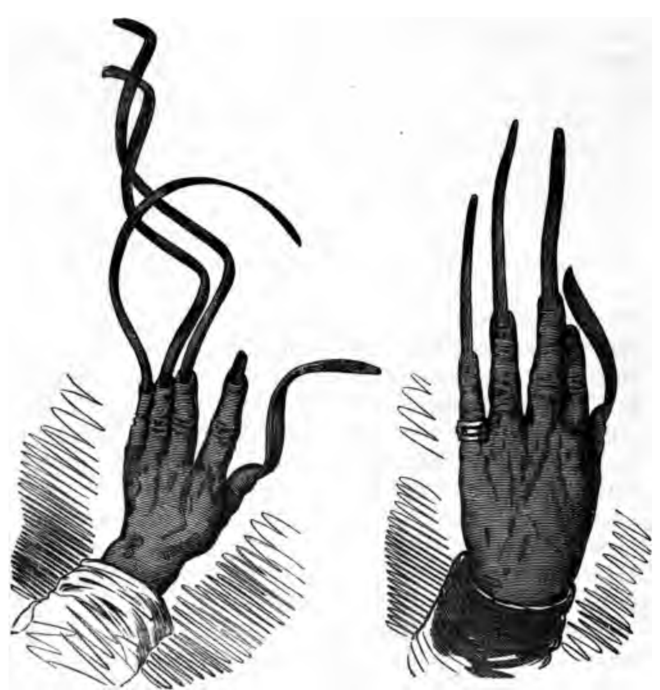


Fig. 27 u. 28. Fingernägel annamitischer Adeliger.

bestritten werden. Über diesen Zustand scheinen manche südamerikanische Indianerstämme noch kaum hinausgeschritten zu sein; bei allen Naturvölkern tritt wenigstens in Friedenszeiten der Einfluß der Häuptlinge sehr zurück. Erst mit der Ausbildung der Familie und des individuellen Besitzes

konnte eine Erblichkeit und damit eine dauernde Befestigung der Häuptlingswürde eintreten; ferner mußte, je mehr die Menschheit sich zusammenschloß, die Macht des Oberhäuptlings beständig wachsen, während die Zahl der in die zweite Linie zurückgetretenen Führer als Adel seinen Thron umgab. Der Adel entsteht indes auch auf andere Weise: Ein ganzes Volk, das ein anderes unterjocht, kann zu einer Adelsklasse werden, indem es den Besitz der Unterworfenen und diese selbst unter sich verteilt; auf diese Art bildet sich der eigentliche Feudaladel heraus, der dann in der Regel durch Endogamie sein Blut rein zu erhalten sucht. Da er sein Recht auf Erblichkeit gründet, legt er nicht nur Wert auf Wappen und Symbole, sondern auch auf körperliche Eigentümlichkeiten, die seine reine Abstammung beweisen. In der Regel ist der Adel hellfarbiger als das übrige Volk. Immer bedroht ihn die Fülle seiner Macht mit unwillkommenen Folgen, Trägheit, geistiger und körperlicher Entartung. Ungeheure Beleibtheit zeichnet den Adel vieler Stämme unvorteilhaft aus, körperliche Schwäche ist der Fluch der vornehmen Klassen Japans; der Gebrauch, die Fingernägel bis zu krallenartiger Länge anwachsen zu lassen (Fig. 27 u. 28), geht als Zeichen vornehmen Standes durch die ganze Welt, weil nur der sich dieses Schmuckes erfreuen darf, der körperlicher Arbeit enthoben ist.

Standesgliederung. Eine gewisse Standesgliederung innerhalb des Stammes ist von der Natur selbst gegeben: Weiber und Kinder stehen den erwachsenen Männern immer als minder berechtigte, wenn nicht völlig rechtlose Klasse gegenüber. Daneben stellt sich früh eine Scheidung nach den Altersstufen oder der Beschäftigung ein; namentlich die Krieger oder Jäger bilden häufig einen besonderen Verband. Eigentümlich ist fast überall die Stellung des Schmiedes, der bald verehrt, bald verachtet und gefürchtet ist; auf manchen Südseeinseln bilden die Kahnbauer eine besondere, ehrwürdige Klasse rc. Eine durchgreifende soziale Gliederung wurde erst möglich, als Glieder fremder Stämme als Sklaven oder Hörige in den Stammesverband aufgenommen wurden.

Sklaverei. Der Gedanke, einen besiegten und gefangenen Feind nicht zu töten, sondern seine Kräfte für den Stamm zu nutzen, ohne ihm deshalb die Rechte eines Geschlechtsgenossen zu gewähren, mag dem Menschen ursprünglich sehr fern gelegen haben; entschloß man sich einmal, einen Gefangenen zu schonen, so mußte er durch Ehe oder Adoption als vollberechtigtes Mitglied in die Geschlechtsgenossenschaft eintreten, wie bei manchen Indianerstämmen Nordamerikas. Bei unsteten Jägervölkern ist überhaupt kein Boden für die Sklaverei; erst für den Ackerbauer ist der Sklave ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt. Standesunterschiede, die auf der Sklaverei und damit im Grunde auf der Verschiedenheit der Abstammung beruhen, sind immer die schroffsten; doch finden wir im Feudalstaate auch die eigenen Volksgenossen nicht selten auf die Stufe der Hörigkeit herabgedrückt. Wenn die Zahl der Sklaven sehr groß ist, kommt wohl auch einmal eine völlige Umkehrung der Verhältnisse und eine Unterdrückung der bisherigen Herren vor, noch häufiger entstehen neue Staaten von Flüchtlingen, die sich zuweilen zu gefährlicher Bedeutung entwickeln.

Kasten. Aus einer Mischung aller Verhältnisse, die zur Standesgliederung führen, entsteht das Kastenwesen, das in Indien seine größte Ausbildung erlangt hat. Innerhalb der arischen Eroberer führte die religiöse, kriegerische und gewerbliche Thätigkeit zu einer Sonderung in Klassen, denen die unterworfene dunkelhäutige Bevölkerung als dienende Kaste gegenüberstand. Nachdem der Buddhismus die ganze Kasteneinteilung für längere Zeit hinweggefegt hatte, ist sie mit dem Wiedererstarken des Brahmanismus von neuem lebendig geworden, allerdings in vielen Einzelheiten verändert und entstellt.

8. Sitte und Brauch.

Geburt. Häufig verläßt die Frau schon vor der Niederkunft die gemeinsame Hütte und siedelt in eine kleinere, eigens für sie erbaute über. Bei der Geburt leisten die älteren

Weiber Beistand, Waschen des Kindes oder Abreiben mit Sand sind allgemein. Die Placenta wird vergraben, wohl auch den Göttern als Opfer dargebracht. Die Zeit des Wochenbettes ist sehr verschieden, oft fehlt es ganz, anderwärts dehnt sich die Periode der Unreinheit auf Monate aus. Jahrelanges Stillen der Kinder ist bei zahlreichen Naturvölkern üblich.

Das männliche Wochenbett. Als wunderlicher, in allen Erdteilen hie und da vorkommender Gebrauch ist das männliche Wochenbett (Couvade) zu nennen. Der Vater des Kindes legt sich nieder, hält eine bestimmte Diät ein, empfängt Beileidsbesuche, kurz, verhält sich völlig wie eine Wöchnerin, während auf die Mutter selbst oft weit weniger Rücksicht genommen wird. Die Erklärung ist nicht leicht, die richtige vielleicht noch nicht gefunden. Möglicherweise kommt man der Wahrheit am nächsten, wenn man den Brauch als einen der Übergänge von der Herdenehe zur Einzelehe deutet: Der Mann bekundet durch seine Beteiligung am Wochenbett seine Rechte auf das Kind und seinen engen verwandtschaftlichen Zusammenhang mit ihm.

Kindesmord. Dem neugeborenen Kinde drohen nicht nur von außen Gefahren, sondern auch von den eigenen Eltern. Kindesmord, sowie Abtreibung der Frucht sind gewöhnliche Laster bei Stämmen, die jede Übervölkerung ihres kargen Wohngebietes ängstlich verhindern müssen, namentlich also bei den Australiern und Polynesiern. Am häufigsten trifft das Schicksal die Mädchen, so daß auf manchen Südseeinseln die Zahl der Männer außerordentlich überwiegt. Anderwärts sind wenigstens alle Kinder, die Verdacht oder Mißfallen erwecken, gefährdet, vor allem Zwillinge, Albinos, Krüppel, Bastarde. Zuweilen entscheidet eine Art Gottesurteil über das Schicksal des Kindes, oder es wird dem Vater vorgelegt, der im günstigen Falle es aufzuheben befiehlt (Hebamme). Aussetzung ist die beliebteste Art der Tötung.

Namengebung. Bei keinem Volke fehlen die Eigennamen; unmittelbar nach der Geburt oder einige Tage später pflegt

man dem Kinde einen Namen zu erteilen, der oft nach Umständen bei der Geburt gewählt ist; bei einigen Völkern giebt es feststehende Reihen von Namen, andere, die dem Ahnenkultus zuneigen, bevorzugen die Namen der Vorfahren, namentlich den des Großvaters oder des Letztverstorbenen. Familiennamen finden sich z. B. bei den Indianern des westlichen Nordamerika, bei Chinesen, Araukanern ꝛc.; anderwärts, wie bei den Arabern, Wallisern und bis in die neuere Zeit selbst bei den Friesen, sind sie erst im Entstehen, indem der Name des Vaters dem des Sohnes hinzugefügt wird (vgl. die deutschen Familiennamen Peters, Hansen u. a.). Im Gegensatz zu diesem Brauche nimmt der Vater bei einigen Völkern den Namen des Sohnes an (Patagonien, Guatemala, Sumatra, Ceram). Im übrigen wird der Name oft zur Zeit der Pubertät gewechselt oder mit dem eines Freundes vertauscht. Weit verbreitet ist die Ansicht, daß im Namen eine magische Kraft liegt; man scheut sich ihn auszusprechen und hütet sich namentlich, Tote beim Namen zu nennen, da sie sonst die Lebenden beunruhigen würden. Um die Eifersucht der bösen Geister zu vermeiden, giebt man den Kindern wohl auch möglichst erbärmliche Namen, so auf Madagaskar.



Fig. 29. Tschuktschische Puppe.

Erziehung, Kinderspiele. Von einer Erziehung in unserem Sinne ist bei Naturvölkern nicht die Rede; nur die zukünftigen Zauberer und Medizinmänner, die den geistigen Besitz des Stammes zu bewahren haben, machen eine kürzere oder längere Lehrzeit durch. Im übrigen erzieht sich die Jugend selbst durch Beobachtung der Erwachsenen, die sie *in ihren Spielen* nachahmt; kleine Bogen und Pfeile und *Speere sind die beliebtesten* Spielsachen bei allen Naturvölkern;

Puppen fehlen natürlich nicht (Fig. 29). Auffallend ist die geringe Neigung zu Spiel und jugendlicher Fröhlichkeit bei den Kindern der meisten tropischen Stämme.

Geschlechtsreife. Der Eintritt der Pubertät ist ein Abschnitt des Lebens, der kaum bei einem Naturvolke ohne Feierlichkeit vorübergeht. Vor allem die Knaben, häufig auch die Mädchen haben besondere Weihen und Prüfungen zu überstehen, eine Zeitlang außerhalb des Dorfes zu leben ꝛc. Hie und da sind diese Prüfungen sogar lebensgefährlich. Als eigentümliche Weihe findet sich die Beschneidung über einen großen Teil der Erde verbreitet.

Beschneidung. Das Abschneiden eines Teils der männlichen Vorhaut ist bei zahlreichen Stämmen der Neger, Australier, Melanesier und Polynesier, Indianer, bei Anhängern des Islam, den Juden ꝛc. gebräuchlich. Meist findet es zur Zeit der Geschlechtsreife statt, bei manchen Völkern, z. B. den Juden, ist es bis zu den ersten Lebenstagen des Kindes vorgeschoben. Hie und da beschneidet man auch die Mädchen. Man hat die Beschneidung, die in der Regel mit religiösen Feierlichkeiten verbunden ist, als Rest oder Symbol eines Menschenopfers (Opfer der Erstgeburt) gedeutet, oder auf Gründe der Reinlichkeit zurückgeführt. In Wahrheit dürfte es, wie Ploß annimmt, ein naiver Versuch sein, die Befruchtung zu erleichtern.

Brautwerbung. Obgleich es nirgends an einzelnen Thatsachen einer leidenschaftlichen Zuneigung und eines romantischen Liebeslebens fehlt, ist doch bei den meisten Naturvölkern die Brautwerbung ein recht nüchternes Geschäft. Der geschlechtliche Verkehr ist zu sehr erleichtert, als daß eine Leidenschaft für ein bestimmtes Weib sich entwickeln könnte. Es ist auffallend, daß gerade von einem der ärmlichsten Völker, den Buschmännern, sich dies noch am wenigsten sagen läßt. Indessen geht der Werbung in der Regel ein gewisses Einverständnis der jungen Leute voraus, und nicht überall ist das Mädchen gezwungen, einem unwillkommenen Mann zu folgen. Als Rest der ursprünglichen Ungebundenheit der Mädchen haben sich bei zahlreichen Völkern die Probe-

nächte erhalten; die Eheschließung findet erst statt, wenn sich Folgen des Umgangs zeigen, andernfalls unterbleibt sie. Anderwärts wird dagegen der höchste Wert auf die jungfräuliche Keuschheit gelegt, ein am Hochzeitstage als schuldig erkanntes Mädchen ohne weiteres getötet, so früher bei den Adelsklassen polynesischer Stämme. Verlobungen von Kindern oder Unerwachsenen sind bei vielen Naturvölkern im Gebrauch.

Die Hochzeit. An die Entwickelung der Einzelehe erinnern gewisse Hochzeitsbräuche, die sich überall wiederfinden. Zwar wird nur in den seltensten Fällen noch die Braut aus einem fremden Geschlechte wirklich geraubt, aber man führt wenigstens noch die Posse eines Brautraubes auf: Der Bräutigam bemächtigt sich anscheinend mit Gewalt der Braut, diese sträubt sich, ein Scheinkampf findet statt. In Wirklichkeit ist an die Stelle des Raubes fast überall der Kauf getreten und die wichtigste Hochzeitszeremonie ist das Erlegen des Kaufgeldes. Bei den Plebejern im alten Rom war auch von dieser Sitte nur noch ein Nachklang übrig, — die Vermählung wurde durch einen Scheinkauf (coëmtio) vollzogen; bei den indischen Ariern war der Kauf der Braut schon früh abgeschafft, die Vermählung nahm die Form einer feierlichen Schenkung an. Symbolische Hochzeitsbräuche finden sich fast überall. Die Hände der Verlobten werden vom Vater der Braut in einander gelegt, die Kleider zusammengeknüpft; zuweilen findet dies vor den Bildern der Ahnen statt; noch öfter vertritt der Priester die Stelle des Vaters und die Eheschließung wird zum religiösen Akte. Anderwärts essen die Verlobten gemeinsam von einer Speise oder trinken zusammen aus einer Schale; andere Gebräuche sind im höchsten Grade cynisch ꝛc. Die Dauer des Hochzeitsfestes ist überaus verschieden.

Umgangsformen. Die Umgangsformen sind bei Naturvölkern oft eben so verwickelt, wie bei den Kulturvölkern, und werden noch peinlicher beobachtet. Viele erscheinen uns allerdings auffallend und zunächst unverständlich. So gilt es vielfach für höchst unanständig, einen Essenden bei seiner Be-

schäftigung zu beobachten. Lautes Aufstoßen nach dem Essen gilt in Indonesien, bei Arabern und Somalis als Schmeichelei für den Gastgeber, anderwärts vermeidet man es sorgfältig. Der geschlechtliche Verkehr wird nirgends öffentlich ausgeübt, im übrigen sind die Anstandsbegriffe auf diesem Gebiete äußerst verschieden; gerade die am wenigsten bekleideten Stämme hüten sich oft am sorgfältigsten vor völliger Entblößung. — Die Arten des Grußes lassen sich in einige Gruppen teilen. Am gebräuchlichsten ist das Entblößen eines Teiles des Körpers, namentlich der Schultern, des Kopfes oder der Füße als Zeichen der Demut und völligen Offenheit. Verbeugungen, Niederknien und -werfen kehren häufig wieder; Händeschütteln ist die gewöhnlichste Form der körperlichen Berührung, neben der sich Umarmung, Bestreichen mit Speichel, Kuß u. s. w. finden. Weit verbreitet ist der „Nasengruß“, als Anriechen des Begegnenden zu deuten (Hyperboreer, Indonesier, Südseeinsulaner). Die zahllosen Grußformeln ließen sich vielleicht auch in bestimmte Reihen ordnen; versucht hat es meines Wissens noch niemand.

Reinlichkeit. Die Reinlichkeit der verschiedenen Völker wird entscheidend von äußeren Umständen beeinflußt. Je wasserreicher das Land ist, desto reinlicher pflegen seine Bewohner zu sein; von den Küstenvölkern sind diejenigen die saubersten, die mit dem Meere am vertrautesten sind. So gelten unter den Bewohnern Großbritanniens die seegewohnten germanischen Engländer für weitaus reinlicher als die keltischen Iren und Schotten, deren Schiffahrt von jeher unbedeutend war. In Europa und Asien wächst die Unreinlichkeit mit der Entfernung vom Meere nach Osten hin, um in den dürren Steppen Hochasiens ihren Gipfel zu erreichen. Das Inselvolk der Japaner ist wieder reinlicher, als die stammverwandten Chinesen auf dem Festlande; die Bewohner der kleinen polynesischen Inseln, vortreffliche Seefahrer, Schwimmer und Taucher, verdienen wegen ihrer Sauberkeit das größte Lob. Natürlich spielen auch mancherlei andere Ursachen mit herein, vor allem Trägheit; vielen schlecht bekleideten Stämmen

ferner dient die Schmutzschicht des Körpers als eine Art Witterungsschutz. Wie sehr aber im allgemeinen immer Fülle oder Mangel des Wassers durchgreifend einwirkt, erkennt man an den Nachkommen der holländischen Kolonisten im wasserarmen Südafrika, den Buren; aus einem der saubersten Völker ist hier eins der unreinlichsten geworden. Abreiben mit Sand muß bei vielen Steppenbewohnern das Wasser notdürftig ersetzen; manche Tatarenstämme hatten sogar Gewissensskrupel gegen das Waschen und Baden. Seife verstehen die wenigsten Naturvölker zu bereiten, doch kennen sie meist Ersatzmittel, namentlich gewisse Pflanzenwurzeln. — Die sonstigen Reinlichkeitsbegriffe sind fast allenthalben sehr primitiv. Verunreinigung des Trinkwassers veranlaßt und verbreitet häufig Krankheiten; Aborte, die angeblich von den Ägyptern zuerst gebraucht wurden, finden sich auch hie und da in Indonesien, besondere Plätze außerhalb des Dorfes, z. B. bei den Maori und auf Hawaï, auch bei manchen Indianer- und Negerstämmen. Von günstigem Einfluß ist oft die Furcht, daß mit dem Unrate böser Zauber getrieben werden könne, weshalb man ihn sorgfältig verscharrt.

Verkehr und Handel. Die feindselige Abgeschlossenheit kleiner kulturarmer Stämme und dem gegenüber das unabweisbare Bedürfnis des Verkehrs führen oft zu den sonderbarsten Bräuchen. Käufer und Verkäufer verhandeln nicht unmittelbar mit einander; die Händler legen die Waren an einem bestimmten Punkte nieder und entfernen sich, dann erscheinen die Käufer und legen den Preis daneben, den die Händler, wenn er ihnen genügt, abholen, worauf denn auch die Käufer nach Entfernung der Händler ihre Waren in Empfang nehmen. Diese umständliche Art des Handels wird selten lange bestehen; der Kaufmann dringt mit seinen Waren verwegen unter unbekannte Völker und in der Regel gelingt es ihm rasch, Verständnis für den Wert friedlichen Verkehrs zu erwecken. So finden wir kein Volk der Erde ohne *Handelsverkehr;* eine rasche Entwicklung aber tritt nur dort ein, wo *ein begehrenswerter* Stoff den Handel gewinnreich macht.

In der Urzeit Europas durchziehen bereits Handelswege den Erdteil, die nach den Bernsteinküsten der Ostsee und den Zinngruben Englands führen. Sehr rasch begreift man auch allenthalben, daß der durchziehende Kaufmann für den Schutz, den er genießt, eine Abgabe, einen Zoll zu entrichten hat; viele Stämme sichern sich ein Handelsmonopol, indem sie den Kaufmann zurückweisen und nur seine Waren erwerben und weiter befördern, — es ist das bekannte System der meisten afrikanischen Küstenvölker.

Geld. Ein entwickelter Handelsverkehr ist ohne feste Wertmesser, ohne Geld, undenkbar. Ansätze zur Schaffung derartiger Wertmesser finden sich überall, reiner Tauschhandel herrscht fast nirgends. Man bevorzugt zunächst gewisse Waren, die einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommen und in Menge gebraucht oder abgenutzt werden, wie Nahrungs- und Genußmittel, Geräte des täglichen Gebrauchs; unter diesen Dingen stehen wieder diejenigen in erster Reihe, die sich lange Zeit aufbewahren lassen oder deren Stoff leicht in eine andere Form zu bringen ist. In Afrika, wo wir die verschiedenen Formen des Geldes am übersichtlichsten neben einander haben, ist im Norden und Osten das Salz ein beliebter Wertmesser; Baumwollstoffe können fast in ganz Afrika als Geld betrachtet werden, da man sie kaum irgendwo zurückweist, anderswo spielen eiserne Geräte — Hacken, Speerspitzen, Wurfeisen — eine ähnliche Rolle. Die zweite große Gruppe der Wertmesser umfaßt Gegenstände des Schmucks. Auch bei den Kulturvölkern sind die Edelmetalle nur deshalb zum Gelde geworden, weil sie der gebräuchlichste und unzerstörbarste Schmuck sind. Das merkwürdigste Geld dieser Art ist vielleicht die Kaurimuschel, die in älterer Zeit im ganzen südlichen und westlichen Asien als Wertmesser diente, in Afrika noch jetzt vielfach in Gebrauch ist und zwar hie und da zurückgedrängt wird, anderwärts sich aber neue Gebiete erobert. Neben metallenen Schmucksachen sind die Perlen als beliebteste Münze der meisten Naturvölker zu nennen. Wo der Handel mit Europäern blüht, dringen auch

die gemünzten Geldsorten ein, so in Nordafrika schon im vorigen Jahrhundert der Maria Theresia-Thaler, der noch immer in der alten Form neu geprägt werden muß. Papiergeld findet sich natürlich nur bei den Kulturvölkern, auch den ostasiatischen.

Kriegsgebräuche. Der Krieg ist ein notwendiges Lebenselement kulturarmer Stämme. Nur höchst selten finden wir durchaus unkriegerische Völker und dürfen dann äußeren Zwang vermuten, falls es sich nicht um Stämme handelt, die parasitisch unter anderen leben. Der Krieg ist die Hauptbeschäftigung der Männer, wie der Ackerbau die der Weiber. Kriegserklärungen, oft symbolischer Art, sind allgemein bekannt, ebenso wie die Sitte, durch Kriegstänze den Mut zu entflammen. Die einzelnen Geschlechter und Familien bilden die Grundlage der Heereseinteilung. Unter den primitiven Naturvölkern sind die Kriege häufig und langwierig, aber selten sehr blutig; zur furchtbaren Geißel werden sie dort, wo das Erbeuten feindlicher Köpfe (Fig. 30) der Hauptzweck ist, wie bei den Kopfjägern Indonesiens. Hie und da findet sich bei kriegerischen Stämmen eine entwickelte Heeresverfassung, so neuerdings bei den Sulus; weibliche Truppen dürften gegenwärtig nur noch in Dahomey unter den Waffen sein. Auch der Friede wird selten ohne besondere Förmlichkeiten abgeschlossen.



Fig. 30. Präparierter Schädel (Nias).

Das Greisenalter. Die Stellung der alten Leute innerhalb eines Stammes zeigt eine Entwickelung, die bei den verschiedenen Völkern nicht gleich weit fortgeschritten ist. So lange die physische Kraft allein den Ausschlag gab, hatte der Altersschwache auf keine Teilnahme zu hoffen; war er nicht mehr im stande, Nützliches zu leisten, so wurde er gleichgültig im Stiche gelassen oder getötet. Noch jetzt bestehen diese Anschauungen hie und da, und es ist schon ein Fortschritt, wenn man den Alten gestattet, ein besonderes Dorf zu beziehen und dort den Tod zu erwarten, wie bei manchen Stämmen am oberen Kongo. Allmählich mußte hier eine Wandlung eintreten, auf die drei Umstände hinwirkten: Einmal das Erstarken ethischer Gefühle, ferner die Furcht, daß die Verstorbenen als Geister rächend zurückkehren könnten, endlich die Erkenntnis, daß die alten Leute zwar nicht durch ihre Körperkraft, wohl aber durch ihre Erfahrung zu nützen vermögen. Ein Rest der alten Anschauung, vermischt mit religiösen Ideen, spricht sich darin aus, daß man Sterbende, die wieder zum Leben erwachen, gewaltsam tötet, wie dies selbst bei christlichen Indianern in Südamerika fast allgemein Brauch ist; einen anderen Übergang zu milderen Sitten sehen wir dort vor uns, wo es den Greisen nur nahe gelegt wird, sich selbst zu töten.

Tod und Bestattung. Den Schmerz um Verstorbene, auch wenn er nicht eben tief gefühlt wird, auf drastische Weise zu äußern, ist allen Naturvölkern eigen. Man begnügt sich selten mit den symbolischen Zeichen der Trauer — Abscheren des Haares, Vernachlässigung der Reinlichkeit, dunkler oder weißer Kleidung —, es darf nicht an lautem Klagegeschrei oder -geheul fehlen, und weit verbreitet ist die Sitte, Haar und Bart auszuraufen und den eigenen Körper blutig zu schlagen oder zu verstümmeln. Daneben sind Tänze und Gesänge allgemein, tagelanges Ausstellen des Toten häufig. Die Arten der Bestattung zerfallen in zwei große Gruppen, die im Grunde auf psychischen Thatsachen beruhen. Zum Teil scheint der Anblick des verwesenden Leichnams Schauder

und Entsetzen einzuflößen; man sucht sich entweder von ihm zu befreien, indem man ihn aussetzt und den Tieren preisgiebt, oder man räumt selbst den Platz und läßt den Toten in seiner Hütte zurück. Es ist nur eine Fortentwickelung dieser Idee, wenn man den Körper rasch zu zerstören und so die Seele ganz von ihrer widerlichen Hülle zu lösen sucht. Anderseits sieht man im Verstorbenen noch immer den Verwandten und Stammesgenossen, dessen Geist nicht von den Resten des Körpers weicht; in diesem Falle versucht man, den Körper durch Mumifizierung so lange wie möglich zu erhalten oder begräbt ihn im Boden der Hütte, die man auch ferner bewohnt. Diese Einteilung der Bestattungsweisen ist vom rein ethnologischen Gesichtspunkt empfehlenswerter als eine andere, die sich mehr an das Äußerliche hält, dafür allerdings übersichtlicher ist. Es sind da zu unterscheiden: Die Aussetzung auf festes Land oder ins Wasser, die Mumifizierung durch Balsamieren, Räuchern u. dergl., gewöhnlich verbunden mit einer oberirdischen Beisetzung auf Pfählen oder in Bäumen, das Begraben in Höhlen, Steinhaufen oder Gruben, endlich das Verbrennen. Aber diese verschiedenen Methoden sind nicht scharf getrennt und folgen bei einem und demselben Volke nicht nur zeitlich auf einander, sondern sind auch nebeneinander im Gebrauch. Bei den Laos in Hinterindien werden die Toten teils verbrannt, teils begraben, zur Zeit von Epidemien aber in den Fluß geworfen. Bei den Burjäten begrub man früher nur die Schamanenleichen, während alle anderen verbrannt wurden; auf den Karolinen sehen wir Begraben, Verbrennen und Aussetzen ins Meer nebeneinander &c. — Stets wird der Tote mit Kleidern, Waffen und Speise versehen, oft werden auch Tiere und Menschen, vor allem die Lieblingsweiber, an seinem Grabe getötet; bei fortgeschritteneren Völkern tritt für diese Gaben die Totenmünze ein, die für den Fährmann der Unterwelt oder ähnliche mythologische Gestalten bestimmt ist. Man wendet allerlei Bräuche an, um die Rückkehr des Toten als schreckendes Gespenst zu hindern, feuert Schüsse hinter ihm ab, vermauert

die Thür, durch die er getragen wurde u. s. w.; auch die Trauerkleider sind ursprünglich vielleicht ein Versuch, sich dem umherirrenden Geiste unkenntlich zu machen. Oft bringt man noch lange Zeit Speise an das Grab; einem natürlichen Entwickelungsgesetz folgend hat sich die Mitgabe von Speisen vielfach in eine Mahlzeit der Trauernden verwandelt. Wiederausgraben des Toten, Reinigen der Gebeine und abermalige Bestattung sind hie und da üblich. Das Bepflanzen der Gräber mit Blumen und Bäumen sollte wohl allenthalben ursprünglich der Seele des Toten Gelegenheit geben, sich sogleich und auf unschädliche Weise in diesen Pflanzen wieder zu verkörpern, daher im alten Griechenland wie in China strenge Verbote, diese Pflanzen zu schädigen.

Zweiter Teil.

Beschreibende Völkerkunde (Ethnographie).

Einleitung.

Aufgabe der Ethnographie. Die Ethnographie soll ein klares, übersichtliches Bild der Menschheit, wie sie gegenwärtig ist, geben. Wie der Maler eines großen Gemäldes muß der Ethnograph durch geschickte Anordnung der zahllosen Einzelfiguren zu kleineren und größeren Gruppen dafür sorgen, daß ein leichter und richtiger Überblick möglich ist; er darf sich nicht durchaus auf die Zustände der Gegenwart beschränken, sondern muß versuchen, sie durch geschichtliche Rückblicke verständlich zu machen, er muß, um den Vergleich mit dem Maler festzuhalten, Perspektive in sein Gemälde bringen.

Einteilung der Menschheit. Es ist demnach zunächst ein rein praktischer Beweggrund, der eine Gruppierung der Menschheit fordert; jede Einteilung in Rassen ist etwas Künstliches, Gemachtes, so sehr man auch versuchen mag, die stammverwandten Völker zusammenzustellen. Die Ursache liegt einfach darin, daß es in der Völkerkunde keine festen *Grenzen, keine* mathematisch genauen Trennungslinien giebt. *Der Ethnograph kann* an eine systematische Einteilung der

Menschheit nur unter einem Vorbehalt herantreten, der sich vielleicht am kürzesten in zwei Sätze fassen läßt: *Alle Völker sind Mischvölker; Völkerberührung heißt Völkermischung.* — Der Kern jedes Volkes ist von einer Zone der Mischung umgeben, wie der Mond bei trübem Wetter von leuchtendem Dunste umzogen scheint.

Gesichtspunkte der Einteilung. Die einfachste und roheste Sonderung ist die rein geographische. In der That hat sich in bestimmten, abgesonderten Wohngebieten eine sehr gleichartige Bevölkerung ausgebreitet (Amerika, Neuholland), andere Länder nötigen durch ihre Lage und Begrenzung immer wieder zu Staatenbildungen, die nach und nach zur Gleichartigkeit der Bewohner führen (Frankreich, England); im allgemeinen sind indessen die geographischen Gesichtspunkte von geringer Bedeutung. Mit größerem Rechte stützt man sich auf die sprachliche Verwandtschaft, während die Untersuchung der körperlichen Merkmale die entscheidendsten Hilfsmittel bietet. Freilich stimmen die Einteilungen nach den Sprachen mit denen, die ausschließlich die körperlichen Eigenschaften betonen, sehr schlecht zusammen. Wie eine gleichmäßige Farbe überzieht die Sprache die verschiedensten Stammesgruppen; vergleicht man z. B. die englisch sprechenden Neger und Indianer Amerikas, die Kelten Irlands und Schottlands und das germanische Volk der Angelsachsen, die der Sprache nach sämtlich nächstverwandt sein müßten, so springt die Unzuverlässigkeit der sprachlichen Sonderung grell in die Augen. Allein bei ausschließlicher Berücksichtigung körperlicher Merkmale macht man kaum bessere Erfahrungen; jenachdem man Hautfarbe, Haarwuchs oder Schädelbildung vorwiegend beachtet, gelangt man zu ganz verschiedenen Ergebnissen, und immer bleibt eine Anzahl Völker übrig, die man endlich willkürlich irgend einer Gruppe zuteilen muß. So ist es unmöglich, zu einer festen Rasseneinteilung zu gelangen, jeder Versuch dieser Art muß immer ein anfechtbarer Kompromiß bleiben. Man wird sich darüber nicht *weiter grämen*, wenn man eben bedenkt, daß all diese mühsame

Einschachtelung und Sonderung nur dem praktischen Bedürfnisse dient, wissenschaftlich aber ohne große Bedeutung ist. — Wie sehr die Ansichten schwanken, ergiebt sich am besten aus einem kurzen Überblick der hauptsächlichsten bisher aufgestellten Systeme.

Die Menschenrassen nach Linné. Der Begründer der wissenschaftlichen Botanik, Linné, hat auch den ersten nennenswerten Versuch unternommen, die Menschheit in größere Gruppen zu zerlegen. Er steht fast ganz auf dem geographischen Standpunkt und unterscheidet demgemäß, nach den vier größeren Erdteilen, den homo Americanus, Europaeus, Asiaticus, Afer. Außerdem nennt er den homo monstrosus und rechnet zu dieser Gruppe die Alpenbewohner (wohl Kretins), die Patagonier, Hottentotten, Chinesen und Kanadier; unter dem „homo ferus“, den er dem „homo diurnus“ (alle bisher genannten umfassend) entgegenstellt, scheint er Mikrocephalen zu verstehen.

Cuviers System. Nachdem bereits Blumenbach ein System aufgestellt, das möglichst vielen Gesichtspunkten gerecht zu werden suchte (s. u.), hat es doch an durchaus einseitigen Systemen auch in der Folge nicht gefehlt. Eines der ansprechendsten ist das von Cuvier aufgestellte, das ausschließlich die Hautfarbe berücksichtigt. Die weiße, gelbe und schwarze Rasse, die er annimmt, sind freilich schwer abzugrenzen; fügt man indessen drei Mischrassen hinzu, die an den Berührungspunkten der drei großen Rassen entstehen mußten, wie Fig. 31 graphisch darzustellen sucht, so gewinnt man eine Einteilung, die noch jetzt nicht so übel erscheint. In neuester Zeit ist Cuviers System durch Topinard erweitert worden, der

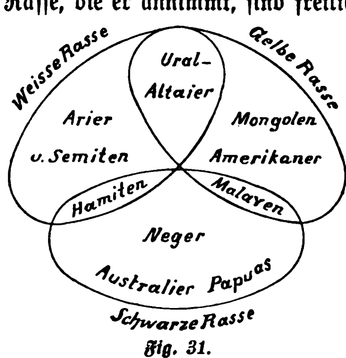


Fig. 31.

ebenfalls drei Hauptgruppen (Weiße oder Schmalnasige, Gelbe oder Mittelbreitnasige und Schwarze oder ebenfalls Mittelbreitnasige) unterscheidet und in der weiteren Einteilung noch Haar, Schädelindex, und Körpergröße berücksichtigt.

Andere einseitige Systeme. Während Buffon und vor allem Prichard und später Waitz sich große Verdienste um die Ethnographie erwarben, ohne eigentliche Systeme aufzustellen, versuchte der sonst unbedeutende französische Forscher Virey zum ersten Male, die Einheit der menschlichen Art zu bekämpfen; er nahm zwei Arten (Orthognathe und Prognathe) an, die in je drei Rassen zerfielen. Andere Ethnologen vermehrten noch die Zahl der Arten, Bory de Saint-Vincent brachte sie auf 15, amerikanische Forscher (Morton u. a.) erhöhten die Zahl noch bedeutend. Bory war übrigens der erste, der vorwiegend den Haarwuchs berücksichtigte. Geoffroy Saint-Hilaire nahm Vireys Idee wieder auf und unterschied nach der Gesichtsbildung die vier Haupttypen der Orthognathen, Eurygnathen, Prognathen und Eury-prognathen. Mehr im Sinne Cuviers teilte der Amerikaner Pickering die Menschheit in die vier Hauptrassen der Weißen, Braunen, Schwarzbraunen und Schwarzen und in elf Unterrassen; Huxley versuchte dagegen eine Einteilung nach Form und Farbe des Haares und unterschied als Hauptrassen den australoiden, mongoloiden, negroiden und xanthochroischen Typus (Zentraleuropäer), als Nebenrasse den melanchroen Typus (dunkelhaarige Arier und Semiten).

Rasseneinteilung nach Retzius. Der gewaltige Aufschwung, den die Schädelmessung nahm, und die übertriebenen Hoffnungen, die man an ihre weitere Ausbildung knüpfte, veranlaßten Retzius, eine Sonderung der Rassen nach der Beschaffenheit des Schädels zu versuchen; wie unbefriedigend die Ergebnisse waren, geht schon daraus hervor, daß er sein System viermal, immer in veränderter Form, veröffentlicht hat (1842, 1844, 1852, 1856). Nach der letzten Fassung teilt er die Menschheit folgendermaßen ein (über die

Bedeutung von dolichocephal, prognath 2c. vgl. den ersten Teil):

1. Gentes dolichocephalae orthognathae: Germanen (Norweger und Normannen in Frankreich und England, Schweden, Dänen, Holländer, Flamänder, Burgunden, Deutsche, Franken, Angelsachsen, Goten in Italien und Spanien), Kelten (Schotten, Irländer, Engländer, Wallonen, Gallier), die alten Römer, die alten Griechen samt deren Abkömmlingen, Hindus, Perser, Araber, Juden.

2. Gentes dolichocephalae prognathae: Alle afrikanischen Stämme, Tungusen, Chinesen, Australneger, Eskimos, mehrere amerikanische Stämme.

3. Gentes brachycephalae orthognathae: Ungarn in Europa, Samojeden, Lappen, Wogulen, Ostjaken, Permier, Wotjäken, Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Magyaren, Finnen), Türken in Europa, Slawen (Tschechen, Wenden, Slovaken, Morlaken, Kroaten, Serben, Polen, Russen, Neugriechen), Letten, Albanier, Etrurier, Rhätier, Basken.

4. Gentes brachycephalae prognathae: Ungern in Asien (Samojeden u. s. w.), Türken, Circassier, Turkomanen, Afghanen, Tataren, Mandschus, Mongolen, Malayen, Polynesier, Papuas, mehrere Stämme Amerikas.

Neuerdings hat Kollmann eine Einteilung der Menschheit in 18 Varietäten versucht, die sich ausschließlich auf die Beschaffenheit des Schädels und des Haarwuchses stützt.

Häckels System. Den bisher genannten Systemen, die an ihrer Einseitigkeit scheitern mußten, reiht sich dasjenige Häckels entsprechend an. Stützten jene sich ausschließlich auf die Hautfarbe bez. den Schädelbau, so glaubt Häckel in der Beschaffenheit des Haares ein entschiedenes Merkmal der Rassentrennung erkannt zu haben, folgt also der Anregung Huxleys. Er unterscheidet zunächst die zwei großen Gruppen der Wollhaarigen (Querschnitt des Haares bandartig abgeplattet) und der Schlichthaarigen (Querschnitt des Haares cylindrisch). Im Einzelnen ist die Einteilung folgende:

I. **Wollhaarige.**

A. Büschelhaarige.	1. Hottentotten.
	2. Papuas.
B. Vließhaarige.	1. Afrikanische Neger.
	2. Kaffern.

II. **Schlichthaarige.**

A. Straffhaarige.	1. Australier.
	2. Hyperboreer oder Arktiker.
	3. Amerikaner.
	4. Malayen.
	5. Mongolen.
B. Lockenhaarige.	1. Dravidas.
	2. Nubes.
	3. Mittelländer.

Daß diese Rasseneinteilung willkürlich und wenig überzeugend ist, ergiebt sich schon aus ihrer Einseitigkeit; völlig erschüttert wird sie durch die Thatsache, daß man von büschelhaarigen Völkern jetzt im Ernste nicht mehr reden kann.

Friedrich Müllers System. Friedrich Müller, der bereits an der Aufstellung des Häckelschen Systems Anteil nahm, hat versucht, es vom sprachlichen Gesichtspunkte aus noch weiter durchzubilden. Eine rein sprachliche Einteilung hat also auch er nicht unternommen. Kaffern und Malayen bezeichnet er als monoglottisch, weil sie einen Volks- und Sprachursprung voraussetzen, Häckels und seine eigene Gruppierung also zusammenfallen, alle übrigen (vielleicht mit Ausnahme der Papuas und Australier) als polyglottisch, d. h. er ist genötigt, die Gruppen Häckels vom sprachlichen Gesichtspunkt weiter zu zerlegen. Die Rassentafel Müllers hier wiederzugeben verbietet leider deren Umfang

Natürliche Systeme: Blumenbach. Man kann die bisher gekennzeichneten Systeme passend mit dem Linnéschen Pflanzensystem, das ausschließlich die Zahl der Staubgefäße berücksichtigte, zusammenstellen. Mußte selbst in der Botanik Linnés Anordnung allmählich einem natürlichen Systeme

weichen, das allen Eigenschaften der Pflanzen Rechnung zu tragen sucht, so ließ sich dieser Vorgang in der Völkerkunde mit noch größerer Sicherheit voraussehen. Man brauchte dabei nur zu dem Standpunkte zurückzukehren, den Blumenbach, der Begründer der wissenschaftlichen Anthropologie und Ethnologie, bereits vor Cuvier eingenommen hatte. Blumenbach unterscheidet fünf Rassen: Die kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische und malayische. Diese Einteilung, in der das ursprünglichste Element, das geographische, noch stark hervortritt, ist für die Gegenwart veraltet, aber doch die Grundlage der meisten neueren Systeme. Ohne Gewaltsamkeiten geht es natürlich bei einer Sonderung in so umfangreiche Gruppen nicht ab. Der Ausdruck „Kaukasier" für die weiße Rasse ist schlecht begründet und wenig charakteristisch.

Die Rassen nach Peschel. Blumenbachs Einteilung wurde von Latham, der die sprachliche Zusammengehörigkeit mehr betonte, verbessert. — Als eine weitere Fortbildung des Blumenbachschen Systems läßt sich das von Peschel aufgestellte bezeichnen. Er nennt folgende sieben Rassen: Australier (und Tasmanier), Papuas, mongolenähnliche Völker, Dravida, Hottentotten, Neger, mittelländische Völker. Hier ist die Blumenbachsche Rasse der Äthiopier in nicht weniger als fünf neue Rassen zerlegt (Australier, Papuas, Dravida, Hottentotten, Neger), während sämtliche übrige Völker in zwei großen Abteilungen untergebracht sind. Das ganze System krankt an einer allzugroßen Berücksichtigung origineller Züge, die sich in abgeschlossenen Wohngebieten entwickeln mußten. So erscheinen bei Peschel gerade die vereinzelten, auf Inseln oder entlegenen Halbinseln hausenden Völker als besondere Rassen, während die Völkermischungen und Übergänge auf den großen Festländern ihn nötigen, sich hier mit zwei ungeheuren Gruppen zu begnügen.

Hartmanns System. Peschels Einteilung ist von R. Hartmann mit großem Glück verbessert worden. Hartmann stellt acht Rassen auf: Mongolen, Indo-Europäer, Syro-Araber, Atlantiden, Neger, Indianer, Malayen, Papuas. Hier sind

also die Indianer wieder als besondere Rasse abgegrenzt, während die kleinen Rassen Peschels mit Recht größtenteils verschwunden sind. Neu ist die Rasse der Atlantiden, welche die Berberstämme am Nordrande Afrikas, Ägypter, Abessinier, Fulbe &c., umfaßt.

Die Rassen nach Quatrefages. Sehr abweichend von der Systematik der deutschen ist die der französischen Ethnologie, die in Quatrefages ihren bedeutendsten Vertreter findet. Quatrefages berücksichtigt vorwiegend die anatomischen Merkmale, insbesondere Hautfarbe und Schädelbildung, und stellt demgemäß drei Hauptrassen auf, die weiße, gelbe und schwarze, zu denen noch zwei große gemischte Rassen treten, die amerikanische und die ozeanische. Auch die weitere Einteilung ist eigenartig und vielfach befremdend.

Ratzels Einteilung. Friedrich Ratzel giebt in seiner „Völkerkunde" zwar kein Schema einer Rasseneinteilung, bringt aber in der Anordnung der Völker einen neuen, sehr beachtenswerten Gesichtspunkt zur Geltung, die Kulturhöhe. Dabei verzichtet er allerdings mit Bewußtsein auf den Versuch, die gemeinsame Abstammung größerer Völkergruppen schon in einer äußerlichen Übersicht anschaulich zu machen. Um so vorzüglicher dient diese Einteilung dem praktischen Zwecke eines allgemeinen Überblicks, für den sie einzig bestimmt ist. Ratzel vermeidet mit gutem Grunde das Wort „Rasse" und führt den weit passenderen, den verschwimmenden Grenzlinien der Ethnographie völlig entsprechenden Begriff „Völkerkreis" ein. Seine Einteilung, bei der auch das geographische Moment wieder bedeutsam hervortritt, ist die folgende:

I. Die Naturvölker.

1. Die Naturvölker Afrikas (1. Südafrikaner, 2. Zentralafrikaner, 3. Westafrikaner).
2. Die Naturvölker des Stillen und des Indischen Ozeans. (1. Australier, 2. Polynesier, Mikronesier, Melanesier, 3. Malayen, 4. Madagassen).

3. Die Naturvölker Amerikas.
4. Die Naturvölker der Polarländer.

II. Die Kulturvölker.

1. Erythräischer Völkerkreis (Araber, Berber, Sudanvölker, Abessinier ꝛc.).
2. Innerasiatischer Völkerkreis (Mongolen, Turkvölker, Tibetaner ꝛc.).
3. Indischer Völkerkreis (Indier, Iranier, Hinterindier).
4. Ostasiatischer Völkerkreis (Chinesen, Japaner, Koreaner).
5. Altamerikanische Kulturvölker.
6. Mittelländisch-atlantischer Völkerkreis (Kaukasusvölker, Europäer).

Erweitert und umgestaltet hat Ratzel dieses System neuerdings im zweiten Teil seiner Anthropogeographie, in der er folgendes Schema der anthropologischen und ethnographischen Hauptgruppen der Menschheit giebt:

<table>
<tr><th></th><th>Eisen.</th><th colspan="2">Stein.</th></tr>
<tr><td colspan="2">I. Asiatisch-Amerikanisches Gebiet (Mongoloide): Nordische Randvölker:
Europäische u. asiatische Hyperboreer.</td><td colspan="2">Eskimo.</td></tr>
<tr><td>II. Das nordwest-atlantische Gebiet (Kaukasier). Osteuropäer, Südeuropäer, Westasiaten, Nordafrikaner und Nordostafrikaner.</td><td>Turkvölker.
Mongolen.
Chinesen.
Japaner.
Hinterindier.
Malayen.</td><td colspan="2">Nordwestindianer.
Nordostindianer.
Kulturvölker Mittelamerikas.</td></tr>
<tr><td>III. Das indoafrikanische Gebiet. Nordsüdliche Uebergangsvölker und Negroide. Saharavölker. Inder.</td><td>Madagassen.</td><td>Polynesier.</td><td>Südostindianer.
Kulturvölker Südamerikas.</td></tr>
<tr><td>Negroide.
Sudanneger.
Bantuneger.
Südliche Randvölker:
Südafrikanische Neger.</td><td>Negroide Stämme Südasiens.</td><td>Ostneger.
Australier und Tasmanier</td><td>Patagonier und Feuerländer.</td></tr>
</table>

I. Gruppe der negroiden Völker.

1. Australier und Tasmanier.

A. Australier.

Verbreitung. Die ursprünglichen Wohnsitze der Australier sind geographisch leicht zu begrenzen: Sie umfassen das ganze Festland von Australien und einige seiner unmittelbar benachbarten Küsteninseln (Melville-I., Bathurst-I., Prinz Wales-I. zc.). Charakteristisch für dieses ganze Gebiet ist die Wasserarmut oder doch die große Ungleichheit der Wasserverteilung, die Einförmigkeit der Landschaft und die Entlegenheit von allen Ländern höherer Kultur. Gegenwärtig sind die Eingeborenen durch die europäische Einwanderung teils ganz aus den besseren Gebieten verdrängt, teils zwangsweise angesiedelt, aber dann im raschen Aussterben begriffen. Eine Abgrenzung ihres wahren Gebietes ist deshalb unmöglich; verhältnismäßig am ungestörtesten sind sie im Innern und an der Nordküste geblieben.

Körperliche Merkmale. Ein Teil der körperlichen Merkmale der Australier ist unmittelbar durch ihre dürftige Lebensweise bedingt und tritt deshalb bei besser genährten Personen stark zurück; hierher ist die geringe Muskelentwickelung, die Magerkeit, zum Teil gewiß auch die geringe Körpergröße der meisten Australier zu rechnen. Bestimmte Durchschnittszahlen der Körperlänge sind leider nicht zu finden und nur zu bemerken, daß die mittlere Größe des Europäers selten erreicht wird. Der Schädel des Australiers ist prognath und ausgesprochen dolichocephal (mittl. Breitenindex 72—73). Die Nasenwurzel ist schmal und tief eingedrückt, so daß eine Linie von Auge zu Auge gezogen nur einen flachen Bogen bildet, die Nase meist mehr breit als hoch, das Kinn klein und zurücktretend. Am häßlichsten erscheinen dem europäischen Beobachter der breite Mund mit den verhältnismäßig entwickelten Lippen und die kleinen, tiefliegenden, dunklen Augen. Auffallend ist die Breite der Brust und die Wadenlosigkeit der Beine. — Haar und Bart

sind allenthalben stark entwickelt; im übrigen ist die Beschaffenheit des Haares keine gleichartige, schwankt vielmehr zwischen der Straffheit des malayischen und der Kräuselung



Fig. 32. Australischer Knabe, Queensland.

des papuanischen Haares, wenn auch die Straffhaarigkeit vorzuwalten scheint. Ebenso unsicher ist die Bestimmung der *Hautfarbe*, die in den meisten Fällen als dunkel-schokoladenbraun *bezeichnet* wird, aber zwischen bräunlichgelb und

nahezu samtschwarz die mannigfaltigsten Schattierungen aufweist.

Rassenverwandtschaft. Die außerordentlichen Unterschiede in Hautfarbe und Behaarung weisen von selbst darauf hin, daß die Bevölkerung Australiens aus zwei Typen gemischt ist, dem papuanischen und dem malayischen, oder geographisch ausgedrückt dem melanesischen und dem indonesischen. Malayische Einflüsse sind an der Nordküste noch jetzt nachzuweisen und im übrigen an der helleren Hautfarbe und der Straffhaarigkeit kenntlich, während die dunkle Farbe und das wollige Haar dem papuanischen Teile der Mischung zuzuschreiben sind, der im ganzen der zahlreichere gewesen sein mag. Klima, Lebensweise und Abgeschiedenheit haben dafür gesorgt, daß aus diesen Bestandteilen ein verhältnismäßig einheitliches Volk hervorgegangen ist.

Charakter. Die unstete, ärmliche Lebensweise, die geringe Zahl und der niedrige geistige Horizont der Australier mögen es genügend entschuldigen, daß sich Gutes und Schlimmes nur in kleinlicher Entwickelung zu zeigen vermag. Die rührenden Züge von Anhänglichkeit, Kindesliebe, Rechtlichkeit, an denen es nirgends fehlt, haben so wenig Raum, sich durchgreifend zu bethätigen, wie die grausamen Instinkte im stande sind, sich bis zur Furchtbarkeit zu erheben. Unfähigkeit, die Denkweise der Eingeborenen zu verstehen, hat oft ungerechte Urteile hervorgerufen. Viele der heimtückischen Überfälle, der unbegreiflichen Feindseligkeiten sind nichts als Versuche, Grenzverletzungen zu rächen, die man hätte vermeiden können; immerhin ist die Regel der europäischen Ansiedler, niemals einem bewaffneten Eingeborenen den Rücken zu kehren, durch manche schlimme Erfahrung erworben. Die kriegerische Tüchtigkeit der Australier ist sehr ungleich. Leichtsinn und Sorglosigkeit sind ihnen mit den meisten Naturvölkern gemeinsam.

Begabung. Auch bei der Beurteilung der geistigen Fähigkeiten darf man weder die Ärmlichkeit des Daseins noch die geringe Zahl des Volkes vergessen. Wenn unter der

kleinen Menge australischer Missionsschüler sich kein nennenswertes Talent fand, so ist die Thatsache als solche gewiß bemerkenswert; aber man urteilt ungerecht, wenn man die 30 000 Australier mit den hunderten von Millionen der Neger unmittelbar vergleicht. Der Zwang, beständig alle Kräfte zur Fristung des nackten Lebens aufzubieten, hat die niederen geistigen Fähigkeiten sich vorwiegend entwickeln lassen. So zeigt sich der Australier zu allen mechanischen



Fig. 33. Australier vom Herbert River, Queensland.

Arbeiten geschickt; Lesen und Schreiben machten den Kindern in den Missionsschulen verhältnismäßig weniger Mühe als das Rechnen. In der That ist bei den Eingeborenen der Sinn für Zahlen sehr schwach ausgebildet, zum Teil gewiß eine Folge der Zersplitterung in winzige Stämme mit geringer Kopfzahl.

Sprache. Die Sprachen der Australier sind noch *ungenügend bekannt;* indes haben die bisherigen Forschungen *manches Bestätigende* für die Vermutung beigebracht, daß

diese Sprachen unter einander verwandt sind. Im übrigen sind sie isoliert und mit keiner anderen Sprachgruppe in Beziehung zu bringen. Alle australischen Sprachen sind mehrsilbig (polysyllabisch), der Akzent der Wörter liegt meist auf der vorletzten Silbe; die Laute h, f, s, z scheinen ganz zu fehlen. Die Wortformen werden durch Anfügung von Suffixen gebildet, während die malayischen und papuanischen Sprachen sich der Präfixe bedienen. Abkürzungen, Nachlässigkeiten der Aussprache, Neubildungen von Wörtern und Synonymen sind häufig und führen zu beständiger Umformung der Dialekte; man hat indessen vermocht, einige größere Sprachgruppen auszusondern, namentlich im Süden.

Lebensweise. Die Australier bieten in ihrer Lebensweise das typische Beispiel eines unsteten, auf schmalster Basis ruhenden Daseins. Das Land, in verhältnismäßig früher Zeit vom Zusammenhang mit den Festländern der alten Welt losgerissen, ist arm an größeren Jagdtieren und an Nutzpflanzen. Wenn der Eingeborene überhaupt bestehen wollte, war er auf die intensivste Ausnutzung der von der Natur gebotenen Nahrungsmittel angewiesen, und war ferner gezwungen, durch Wanderungen das Gebiet zu erweitern, dem er seinen Lebensunterhalt entnahm. Anbau von Nutzpflanzen ist dem Australier eben so unbekannt, wie die Züchtung von Haustieren, wenn wir vom Hunde absehen, der mit dem Menschen nach Australien gekommen sein mag. Da die Jagd wenig ergiebig ist, bildet das Ausgraben von Wurzeln, die man meist am Feuer röstet, und das Einsammeln wilder Früchte eine Hauptbeschäftigung der Eingeborenen. Auch Insekten, Maden und dgl. werden gern verspeist, obwohl keineswegs alles Eßbare verzehrt wird, sondern auch hier Speiseverbote noch manches von der ärmlichen Liste der Nahrungsmittel streichen. — Eigentliche Genußmittel fehlen fast ganz; doch wird z. B. in Queensland das Laub des Pituribaumes als Narkoticum gekaut.

Wohnung. Es ist nur eine Folge des Wanderlebens, daß der Hüttenbau sich nirgends über die einfachsten Anfänge

erhebt. Höhlenwohnungen sind in Australien ungemein häufig, Schutzwände oder -dächer aus Baumrinde, Laub u. dergl. müssen vielfach genügen. Im Innern finden sich wohl auch dauernde Wohnstätten, in denen der wandernde Stamm während einer bestimmten Jahreszeit haust. Auf einer höheren Stufe steht der Hausbau bei den Völkern der nördlichen und nordwestlichen Küste; es ist nicht zu verkennen, daß hier die Papuas eine Art Kultureinfluß ausgeübt haben.

Kleidung und Schmuck. Die Behauptung, daß so gut wie sämtliche Australier gewohnheitsmäßig nackt gehen — eine Ansicht. mit der man Naturvölkern gegenüber immer sehr rasch bei der Hand ist —, muß bei genauerer Untersuchung stark beschränkt werden. Fast nirgends fehlt der Gürtel aus Bast oder Haaren, der wohl als Rest einer Verhüllung des Unterleibes gelten darf, die unter den menschenarmen, vereinsamten Stämmen der Australier nicht mehr als Notwendigkeit empfunden wurde. Von einer Tracht, die dem Schutze gegen das wechselvolle Klima namentlich des Südens dienen soll, ist wenig zu bemerken, abgesehen von Fellmänteln, die aber keineswegs allgemein sind. Eine Art Tragkleid aus Fellen, in das die Mütter ihre Kinder hüllen, verdient ebenfalls genannt zu werden. — Der Sinn für Schmuck und Tand ist den Australiern so wenig fremd, wie irgend einem andern Volke der Erde. Charakteristisch ist insbesondere die Art der Tättowierung: Sie besteht aus einfachen, starken Querschnitten über die Brust, die Oberarme, Schultern, seltener Rücken und Lenden. Das Gesicht ist niemals tättowiert. Die Operation wird mit Glas- oder Muschelscherben ausgeführt und mehrmals wiederholt, bis die Narben die gehörige Breite haben. Frauen sind überall in geringerem Grade tättowiert als die Männer, einige wenige Stämme kennen die Sitte überhaupt nicht. Bemalung des Körpers, die manchmal nicht ohne Geschmack ausgeführt wird, ist allgemeiner Brauch; die einzelnen Farben scheinen oft eine bestimmte Bedeutung zu haben. Im übrigen muß die Beute der Jagd und des Fischfanges ihren Beitrag zum Schmucke liefern, so namentlich Zähne,

Muscheln, Federn u. s. w. Im Norden haben papuanische Moden sich eingebürgert. Ausschlagen von Zähnen ist vielfach Sitte und scheint als Verschönerung des Körpers zu gelten, während das Abschneiden von Fingergliedern auf religiöse Beweggründe zurückgehen dürfte.

Waffen. Die Angriffswaffen der Australier sind Speer, Keule und Wurfholz (Bumerang). Der Speer aus Eukalyptusholz, etwa 2 m lang und mit gehärteter Spitze, dient in der Regel als Wurfwaffe; kürzere Speere werden auf der Jagd, künstlicher geformte auch zum Fischfang verwendet. Spitzen aus Fischgräten oder Stein sind verhältnismäßig selten. Beim Wurfe bedient man sich des Wurfbrettes (Wommera), das nur in Westaustralien teilweise fehlt, eines Holzstückes, das durch seine hebelartige Wirkung die Kraft und Sicherheit des Wurfes verstärkt. Wurf- und Hiebwaffe zugleich ist die Keule, durchschnittlich 1/2 m lang, mit knopfartiger Verdickung an dem einen Ende; aus ihr hat sich das flache Wurfholz, der Bumerang, entwickelt, der, wenn er sein Ziel verfehlt, zum Standorte des geschickten Werfers zurückkehrt. Die Krümmung des Bumerang wird durch Befeuchten und Erhitzen des Holzes erzielt. Steinäxte und -messer sind wenigstens in gewissem Sinne zu den Waffen zu rechnen; Pfeil und Bogen sind nur im äußersten Norden, am Kap York, verbreitet. Schwerter aus schwerem Holze finden sich in Queensland. Von Schutzwaffen ist nur der Schild gebräuchlich, der aus leichtem Holze gefertigt wird und mit einer geschnitzten Handhabe versehen ist; er ist in der Regel klein und sehr schmal (Fig. 13 u 14 S. 52).

Geräte. Neben den eben erwähnten Beilen und Messern ist der Grabstock hervorzuheben, mit dem die Frauen Wurzeln und Knollen aus der Erde scharren, und ein flacher Stein, mit dem sie die Wurzeln zerklopfen. Netze werden mit Hilfe eines Stabes aus Grashalmen oder Wurzeln geflochten, Matten und Körbe fertigt man in ähnlicher Weise; auch das Nähen mit Hilfe von Knochensplittern und Känguruhsehnen ist bekannt. Ein Sack, in dem diese und ähnliche Dinge verwahrt

werden, ist der unerläßliche Begleiter des Weibes auf der Wanderung.

Fahrzeuge. Die Australier kannten nur Rindenboote der primitivsten Art, im Norden auch Einbäume. Die Schiffahrt ist auf der niedrigsten Stufe stehen geblieben, sodaß selbst nahe gelegene Küsteninseln von den Eingeborenen nicht besucht wurden.

Religion. Es ist schwer, über die Religionen einer so wenig gekannten Völkergruppe etwas Zutreffendes in kurzen Worten zu sagen. Auffallend ist zunächst der Mangel an Götterbildern irgend welcher Art; indes sind wir deshalb nicht berechtigt, über die religiösen Vorstellungen der Australier allzu gering zu denken. Die unstete Lebensweise verhindert das Entstehen lokaler Kultusformen und Heiligtümer; dafür ist die Mythologie, die sich an die überall sichtbaren Naturerscheinungen, an Sternbilder und Himmelszeichen knüpft, verhältnismäßig reich. Der Glaube an eine Art Göttervater fehlt so wenig wie allerlei Schöpfungssagen. Weit tiefer als diese phantastischen Träumereien greift die Furcht vor Zauber und Geisterspuk in das Leben des Australiers ein. Krankheit und Tod werden als Folgen feindseliger Hexerei angesehen, die Urheber aufgesucht und bestraft. Zauberer und Ärzte von Beruf fehlen nirgends und stehen in großem Ansehen.

Kunst. So beliebt der Tanz auch ist, so ärmlich sind doch die Musikinstrumente, deren Klänge die Tänzer anfeuern. Meist begnügt man sich mit Händeklatschen oder schlägt mit Stäben auf Schilde, Wurfbretter oder Felle; Trommeln und Flöten finden sich nur ganz vereinzelt. Der bekannteste Tanz der Australier ist der Korroberry, der bei verschiedenen Anlässen, z. B. als Zauber- oder Kriegstanz, aufgeführt wird. Gesänge, die oft in epischer Breite Jagderlebnisse und dergl. schildern, dienen nur zum Teil als Begleitung der Tänze. — Die zahlreichen Zeichnungen an Felsen und in Höhlen legen Zeugnis für eine gewisse künstlerische Begabung des Australiers

ab. Die Ornamente an Waffen und Geräten sind allerdings sehr einfach, meist Reihen schräger Striche oder Wellenlinien; dennoch hat sich aus ihnen eine Art Zeichenschrift entwickelt, die auf Botenstäben (Fig. 23 S. 76) eingeritzt zu werden pflegt.

Die Familie. Ein großer Teil der Neugeborenen wird, da ein Aufziehen mehrerer unerwachsener Kinder während der Wanderung fast unmöglich ist, ohne weiteres getötet; die Überlebenden werden dagegen mit Sorgfalt und selbst Zärtlichkeit aufgezogen. Den Eintritt der Pubertät bezeichnen Weihen und Festlichkeiten, wie sie auf der ganzen Erde wiederkehren; sie sind oft mit Martern und Entbehrungen verbunden, die für die Gesundheit von verhängnisvollen Folgen sind. Die Beschneidung ist allgemein üblich. Die Weihen der Mädchen sind weniger langwierig als die der Knaben. Während man auf jungfräuliche Keuschheit und eheliche Treue keinen allzugroßen Wert legt, unterliegt die Wahl der Gattin strengen Gesetzen: Die Ehegebräuche ruhen durchaus auf exogamischer Grundlage und werden durch das Kobongsystem geregelt, das dem Totemismus der nordamerikanischen Indianer völlig entspricht. Jeder Stamm zerfällt in eine Anzahl Familien oder richtiger Gruppen, deren Angehörige nur Personen aus ganz bestimmten anderen Familien heiraten dürfen; die Kinder folgen im Rang der Mutter, werden aber in eine andere Gruppe versetzt, als die der Eltern war. Natürlich fehlt es nicht an Abweichungen von diesem Gesetze. Infolge der streng durchgeführten Exogamie ist der wirkliche oder fingierte Brautraub die gewöhnlichste Form der Eheschließung, neben der Tausch (meist der Schwestern) und Kauf vorkommen. Polygamie ist erlaubt und nicht selten, die Behandlung der Weiber schlecht. Beim Tode eines Familiengliedes folgt auf das unvermeidliche Weinen und Klagen eine Art Totengericht, das den Zauberer ermitteln soll, der an dem Todesfall schuld ist. Hie und da findet sich die Sitte, als Zeichen der tiefsten Trauer Teile des Leichnams zu verspeisen. In der Regel werden die Leichen begraben, seltener mumifiziert man sie und schleppt sie dann

lange Zeit umher, bis man sie im Wipfel eines Baumes aufhängt.

Der Stamm. Viele der kleinen und zersplitterten Stämme scheinen ohne Oberhaupt zu sein. Bei größeren Stämmen, die aus einer Anzahl Familien oder Stammesgruppen zusammengesetzt sind, findet sich zuweilen ein Häuptling, der dem ganzen Volke vorsteht. Die Familien haben Wahlhäuptlinge (Kupulle) und einen Rat der Ältesten, der zugleich als Gerichtshof dient. Blutrache ist eine allgemein anerkannte Einrichtung. Die Beziehungen zwischen benachbarten Stämmen sind selten vertraulich; auch der Handel stand vor Ankunft der Europäer auf niedriger Stufe und hat sich seitdem nur wenig gehoben. Als Boten zwischen den Stämmen werden in der Regel Knaben gebraucht, die man in besonderer Weise für ihren Beruf vorbereitet. Kriege sind nicht selten, aber nicht sehr blutig; zuweilen werden sie, wenigstens in Queensland, in der Form geordneter Zweikämpfe (Vorbobi) zum Austrag gebracht.

Einteilung und Volkszahl. Eine politische Sonderung in größere Gruppen von Stämmen hat in Australien nie stattgefunden; die Beschaffenheit des Landes hat dafür gesorgt, daß auch Unterschiede anthropogeographischer Art sich nicht herausbilden konnten. Die Schiffahrt hatte kein Ziel und konnte nicht das Entstehen seetüchtiger Küstenvölker begründen, und ebensowenig haben sich in den Bergländern des Südostens charakteristische Gebirgsvölker entwickelt. So bleibt nur eine unklare Sonderung nach der Kulturhöhe möglich: Die Völker am Nordrande, häufiger Berührung und Mischung ausgesetzt, waren fortgeschrittener als die ärmlichen Stämme im Süden. Topinard hat darauf hingewiesen, daß die Stämme des Innern kräftiger sind als die der Küste; seine Zerlegung der Australier in zwei Gruppen, die er daraufhin versuchte, unterliegt indessen schweren Bedenken. — Die Zahl der Australier ist nur schätzungsweise zu ermitteln. Vor Ankunft der Europäer mag sie zwischen 2—300 000 betragen haben (die Schätzungen schwanken zwischen 1 100 000

und 60 000!), 1851 wurde sie auf 55 000 angegeben und ist seitdem beständig zurückgegangen. In den Jahren 1836 bis 1881 sank die eingeborene Bevölkerung Victorias von 5000 auf 770; der Stamm der Narrinyeri in Südaustralien bestand im Jahre 1842 aus 3200 Köpfen, im Jahre 1875 noch aus 511.

B. Tasmanier.

Ehemaliger Wohnsitz. Das Schicksal des Aussterbens, das den Australiern droht, hat die Bewohner der Insel Tasmanien, die südlichen Nachbarn der Australier, bereits ereilt. Als England im Jahre 1803 die Insel in Besitz nahm, schätzte man die Zahl der Eingeborenen auf 5—6000; von diesen waren 1860 noch 16 übrig, 1876 starb die letzte Tasmanierin, Trucanini.

Rassenmerkmale. Die Tasmanier lassen sich als Australier bezeichnen, bei denen das papuanische Element besonders stark hervortritt. Die Hautfarbe war graulichschwarz, das Haar wollig, die Nase breit, aber nicht platt, der Mund groß. Die Gestalt wird als mittelgroß und nicht übel proportioniert bezeichnet. Von Charakter waren die Tasmanier heiter und gutmütig, geistig nicht unbegabt.

Kulturbesitz. Ihr Kulturbesitz war dem der Australier sehr ähnlich, nur noch ärmlicher. Da sie meist als Fischer an den Küsten lebten, besaßen sie Fellboote und Flöße, wagten sich aber nie weit ins Meer. Von den australischen Waffen fehlte ihnen Bumerang und Wurfbrett; ihre häufigen Kriege fochten sie mit Speer, Keule und Axt aus. Zum Teil wohnten sie in ausgehöhlten Baumstämmen, zum Teil bauten sie Hütten der primitivsten Art, ohne einem bestimmten Stile zu folgen. Bemerkenswert ist, daß sie den Kopfschemel kannten, der in Melanesien und Polynesien das gewöhnlichste Hausgerät ist, in Australien aber fehlt. Die Tasmanier gingen völlig nackt, nur die Frauen hüllten sich und ihre Säuglinge in ein Tragkleid.

2. Papuas, Melanesier, Negritos.

A. Papuas und Melanesier.

Wohnsitz. Der Hauptsitz und Mittelpunkt der papuanischen Völker ist die Insel Neuguinea. Im Süden schließt sich Australien mit seiner papuanisch-malayischen Mischrasse an, die wir bereits besprochen haben. Westwärts findet sich auf zahlreichen Inseln des Sunda-Archipels und selbst auf dem Festlande von Asien der papuanische Typus wieder in den Stämmen der Negritos, freilich stark verändert und entstellt, sodaß wir diese Gruppe der Übersichtlichkeit wegen gesondert behandeln müssen. Ostwärts sind die Verwandten der Papuas über ganz Melanesien verbreitet, während auf den Inseln Mikronesiens eine Zumischung papuanischen Blutes zur malayo-polynesischen Bewohnerschaft nicht zu verkennen ist. Zu Melanesien rechnet man folgende größere Inselgruppen: Den Bismarck-Archipel (Neubritannien), die Salomons-Inseln, die Kg. Charlotte-Inseln, die Neuen Hebriden, Neukaledonien, die Loyalty-Inseln und die Fidschi-Inseln. Auch auf einigen Inselgruppen östlich von Fidschi hat man eine Zumischung melanesischen Blutes erkennen wollen, ebenso vermutet man auf Neuseeland eine papuanische Urbevölkerung.

Körperliche Merkmale. Der echte Papua ähnelt in überraschender Weise dem Neger. Die Haut ist schwarzbraun, indes fehlt es nicht an helleren Schattierungen. Auch das Haar ist dunkel, an den Spitzen oft rötlich, rauh und gekräuselt und erreicht ebenso wie der Bart meist beträchtliche Länge. Was die Form des Schädels betrifft, so gehören die Papuas und Melanesier zu den dolichocephalen Stämmen (Breitenindex auf Fidschi 69.5, auf den Salomonen 72); das Gesicht ist in mäßigem Grade prognath und zeigt eine breite, etwas gebogene Nase und dicke Lippen. Über die durchschnittliche Körpergröße fehlen brauchbare Angaben, wenn es auch zweifellos scheint, daß die Durchschnittshöhe des Europäers von ihr nicht erreicht wird (Fig. 34).

Charakter. Leichte Erregbarkeit nach der guten und bösen Seite hin, geringe Zurückhaltung, ein Selbstbewußtsein, das mehr in Prunk und Prahlerei seine Genüge sucht, als



Fig. 34. Knaben von Meoko.

im Streben nach dauernder Übermacht, sind die bemerkenswertesten Züge des papuanischen Charakters. Nachsucht, die *zu wilden Grausamkeiten* verführt und der wahrscheinlich der

Kannibalismus der meisten Melanesier zuzuschreiben ist, wird besonders hervorgehoben.

Begabung. Wenn auch das Urteil über die Begabung der Melanesier, die ja bei den verschiedenen Stämmen große Unterschiede zeigen mag, noch beträchtlich schwankt, so ist es doch bei näherer Bekanntschaft durchgängig anerkennender geworden. Namentlich die Fähigkeiten der Fidschi-Insulaner werden gerühmt. Natürlich flößt auch hier dem Beobachter die Findigkeit und das Geschick zu mechanischen Arbeiten ebensoviel Bewunderung ein, wie ihn die Abneigung gegen alles abstrakte Denken in Erstaunen setzt.

Sprache. Die Sprachen der Papuas sind nur sehr mangelhaft bekannt; wie die Melanesier selbst vielfach von Malayen, sind auch die Sprachen, besonders im Westen, von malayo-polynesischen Elementen durchsetzt. Sie scheinen sämtlich zur Gruppe der Präfixsprachen zu gehören. Bezeichnend ist die Zersplitterung in zahllose Dialekte, wie sie namentlich auf Neuguinea herrscht.

Lebensweise. Der Ackerbau ist keinem papuanischen Volke fremd, erstreckt sich aber nicht überall auf die gleichen Kulturpflanzen, unter denen Taro, Bananen, Yam, Zuckerrohr vorzüglich zu nennen sind. Als Fruchtbäume werden die Kokos-, Areka- und Sagopalme, die Brotfrucht u. a. angepflanzt. Von Haustieren finden sich außer dem Hunde, der auf Neuguinea als Schlachttier gehalten wird, nur das Schwein und das Huhn. Die Jagd liefert manchen Stämmen einen beträchtlichen Teil ihres Unterhaltes. Sehr bedeutend ist die Fischerei, die mit Speeren, Netzen und Handreusen, auf den Salomonen auch mit Angeln betrieben wird. — Die Hauptnahrung besteht aus Vegetabilien, im Osten vorwiegend aus der Tarowurzel, im Westen aus Sago; Schweine, Hühner, Fische, Schildkröten 2c. liefern die Fleischkost. Die Zubereitung ist oft sehr mannigfaltig und geschickt. Geistige Getränke scheinen hie und da ganz zu fehlen, im größten Teile Melanesiens versteht man dagegen aus der Kawawurzel denselben

berauschenden Trank herzustellen, der auch bei den Polynesiern allgemein verbreitet ist.



Fig. 35. Häuser auf Fergusson.

Wohnung. Fast durchgängig finden sich langgestreckte Hütten mit rechteckigem Grundriß, tief herabhängendem Dache und hohem Firste, der namentlich in einigen Dörfern am Augustafluß in Neuguinea eine außerordentliche Größe

erreicht. Daneben kommen auch kegelförmige Hütten vor. Pfahlbauten sind überall gebräuchlich, wo es die Örtlichkeit gestattet, am häufigsten auf Neuguinea.

Kleidung und Schmuck. Soweit die Melanesier nicht von außen her entweder Kleidungsstoffe oder die Fertigkeit, sie herzustellen, erhielten, begnügen sie sich mit sehr dürftigen und ziemlich kunstlos verfertigten Hüllen. Baumrinde, Gras



Fig. 36. Papua.

und Blätter bilden allenthalben den Hauptbestandteil der Kleidung und nur die mehr oder weniger geschickte Zubereitung und Verflechtung dieser Stoffe bedingt bemerkenswertere Unterschiede. Das männliche Geschlecht geht oft völlig nackt oder begnügt sich mit einer ganz unzureichenden Hülle. Auf Fidschi, wo die polynesische Kunst der Tapabereitung bekannt *ist, ist die Kleidung* verhältnismäßig am reichsten. — Weit

mannigfaltiger als die Kleidung ist der Schmuck; der Mangel an Metall, die Nähe des Meeres erklären die Vorliebe für Muschelschmuck, neben dem sich buntes Strohgeflecht, Zähne, Samenkörner u. s. w. finden. Die Haartrachten, durch das reichliche Wachstum des krausen Haares begünstigt, erfreuen sich besonderer Pflege, während die Tättowierung nur stellenweise bedeutend entwickelt ist.

Waffen und Geräte. Speer und Keule sind die Lieblingswaffen der Melanesier. Die Speere sind in der Regel nichts als zugespitzte Stäbe aus hartem Holze, deren Schaft gut geglättet und geschmackvoll verziert ist; seltener sind Speere mit Spitzen aus Knochen oder Stein (Basalt), wie auf den Admiralitätsinseln. Sehr kunstvoll gearbeitet sind die verschiedenartig geformten Keulen; am häufigsten ist die Ruderform. Ferner müssen die Äxte erwähnt werden, deren undurchbohrte Steinklinge durch Umschnürung an den Stiel befestigt ist. Bogen und Pfeile sind lückenhaft verbreitet, ebenso die Schleuder und der Wurfpfeil; auch der Schild fehlt in einem großen Teile Melanesiens. — Unter den Geräten der Melanesier sind vor allen die Thongefäße zu nennen, die den übrigen Völkern des Stillen Ozeans unbekannt sind. Neben Steinäxten sind oder waren allerlei Werkzeuge aus Muscheln und Zähnen in Gebrauch, während man die Felder mit zugespitzten Stöcken bearbeitet. Das Hausgerät besteht aus Matten, Kopfschemeln, Körben, Flaschen, Holzschüsseln, Kochtöpfen, Löffeln u. dergl. — Die in ihrer Art vortrefflichen Fahrzeuge der Melanesier ähneln denen der Mikronesier; Masten, Auslieger und Doppelkähne mit verbindender Brücke, auf der die Hütte des Kapitäns und der Steuerleute errichtet ist, finden sich auch hier.

Religion. Da gerade über die religiösen Anschauungen eines Volkes am letzten Zuverlässiges erforscht zu werden pflegt, und da wir es mit Stämmen zu thun haben, die uns größtenteils nur ganz oberflächlich bekannt sind, so ist es unmöglich, einen Überblick über die melanesischen Religionsformen zu geben. Es ist übrigens von vornherein anzunehmen,

daß sich diese Formen auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung befinden; umso unlösbarer sind dafür alle Sitten und alle Einrichtungen des Volkslebens mit religiösen Satzungen durchflochten. Tempel, Priester, Opferbräuche sind überall anzutreffen. Unverkennbar ist der außerordentliche Einfluß polynesischer Anschauungen auf die Mythologie der Melanesier, die aber in jeder Beziehung roher und unentwickelter ist. Auf Fidschi kreuzen und durchdringen sich die Sagen beider Rassen am vollkommensten. Der wichtigste Zug in den melanesischen Religionen ist wohl das Hervortreten des Seelenkultus, der in geschnitzten Bildern der Verstorbenen seinen sichtbaren Ausdruck findet.

Kunst. Der Tanz ist so beliebt und häufig, wie bei allen Naturvölkern der wärmeren Zonen; immerhin scheinen die kunstvolleren Arten des Tanzes vielfach von den Polynesiern entlehnt zu sein. Die geringen Anfänge der Dichtkunst zeigen vorwiegend didaktischen Charakter, nur die Bewohner von Fidschi besitzen längere epische und lyrische Gesänge. Die bildende Kunst ist selten zur Nachschaffung natürlicher Motive vorgedrungen, sie verliert sich vielmehr in eine phantastische Ornamentik, die durch das Vorherrschen der parallelen Bogenlinien ausgezeichnet ist, oder in fratzenhafte Formen. Hervorzuheben ist die Bemalung der Geräte und Schmucksachen mit den Farben Schwarz, Weiß und Rot, die namentlich den Sammlungen von Gegenständen aus Deutsch-Neuguinea ein so charakteristisches Gepräge verleiht.

Familienleben und Stammesverfassung. Die geschlechtliche Sittlichkeit steht in Melanesien durchschnittlich auf einer höheren Stufe als in Polynesien. Die Eheschließungen sind durch das Veve- oder Veitasystem hier ganz in derselben Weise beschränkt, wie durch das Kobongsystem in Australien; Wappentiere als Stammeszeichen fehlen ebenfalls nicht. Die Gliederung des Volkes ist im übrigen wenig entwickelt; im allgemeinen steht nur eine Adelskaste dem übrigen Volke gesondert gegenüber, und nur die Beschäftigung läßt hie und da Unterschiede unter dem letzteren entstehen, wie es denn

z. B. in Fidschi besondere Dörfer für Krieger, Fischer, Zimmerleute, Töpfer u. s. w. giebt. Sklaverei ist überall gebräuchlich; als notwendiges Gegenstück finden wir auch die gefürchteten Geheimbünde wieder, deren bekanntester der Duk-Duk auf Neulauenburg ist.

Einteilung. Die Gliederung der inselbewohnenden Stämme Melanesiens ist durch die geographische Lage gegeben; jede Inselgruppe hat in ihrer Abgeschlossenheit bestimmte Ausprägungen des melanesischen Typus sich entwickeln lassen. Diese Einteilung ist freilich rein ethnologisch zu fassen. In politischer Hinsicht sind die Bewohner der verschiedenen Inseln in zahlreiche Stämme gespalten, die niemals zu einer größeren Einheit zusammengetreten sind; nirgends ist diese Zersplitterung auffallender, als gerade auf der größten papuanischen Insel, auf Neuguinea.

B. Negritos.

Verbreitung. Das Gebiet, über welches die westlichen Papuas oder die Negritos verbreitet sind, ist sehr umfangreich, die Verbreitung selbst aber völlig lückenhaft und eine scharfe Abgrenzung schon deshalb unmöglich, weil Übergänge und Mischungen überall zu bemerken sind. Während wir es in Melanesien mit einem Inselgebiet zu thun hatten, das mit geringen Ausnahmen von einer einheitlichen Rasse bewohnt war, ist in der Inselflur Indonesiens, dem Wohngebiet der Negritos, die dunkle Rasse überall im Zurückweichen begriffen. Wir haben hier eines der charakteristischsten Beispiele insulärer Völkergruppierung: die Malayen haben sich der Küsten bemächtigt und eine Anzahl Inseln ganz durchsetzt; auf anderen Inseln haben sich die papuanischen Urbewohner in das Innere oder an die verkehrsarme Seite des Landes zurückgezogen. Als Inseln, die von Negritos bewohnt sind, muß zunächst der größte Teil der Philippinen genannt werden, insbesondere das nordöstliche Luzon, Tablas, Panay, Palawan, Negros, Cebu und Mindanao. Negritos oder wenigstens gemischte Stämme finden sich ferner auf den Sulu-Inseln, Gilolo und

Halmahera, Timor, Flores, Borneo, Java und Sumatra, ferner auf der Halbinsel Malakka und auf den Andamanen. Papuanische Mischvölker glaubt man auch auf den Nikobaren, auf Formosa und selbst im südlichen Japan entdeckt zu haben.

Körperliche und geistige Merkmale. Was oben von den Papuas gesagt wurde, gilt auch von den Negritos, soweit nicht die Mischung mit Malayen Veränderungen bewirkt hat. Der Schädel scheint weniger dolichocephal zu sein als der der Papuas, meist sogar ausgesprochen brachycephal, die Körpergröße durchschnittlich noch geringer (bei den Aëtas auf Luzon 1.40—1.50 m). Die Lebhaftigkeit des Charakters tritt durch den Gegensatz zu dem schweigsamen Wesen der Malayen bei den Negritos besonders auffallend hervor.

Kulturbesitz. Die ungünstige Lage der meisten Negritos bringt es mit sich, daß sie an Kulturbesitz durchgängig ärmer sind, als die Papuas, und daß sie überdies vieles von den Malayen einfach übernommen haben. Rindenkleider scheinen die ursprünglichste Tracht der Negritos zu sein, die aber vielfach durch eingeführte Stoffe verdrängt ist. Die Bewaffnung ähnelt der der Papuas, nur fehlt den meisten Negritos die Keule; die Häuser sind weniger sorgfältig gebaut als die der Papuas. Die außerordentliche Zersplitterung der Völkergruppe macht es erklärlich, daß es an gemeinsamen Eigenheiten und Besitztümern fehlt.

Die einzelnen Stämme der Negritos. Obwohl auch bei den Negritos von größeren Staatenbildungen keine Rede ist, bedingt doch die Art ihrer Verbreitung eine natürliche Einteilung in eine Anzahl größerer Gruppen, die zum Teil besondere Namen führen. Auf den Philippinen heißen die papuanischen Stämme Aëtas (Schwarze); es sind unstete, kulturarme Jägervölker ohne nennenswerten Ackerbau oder Viehstand, zweifellos stark mit malayischem Blute gemischt, sodaß über ihre Rassenangehörigkeit noch nicht völlige Klarheit herrscht. Die Negritos des östlichen Indonesiens hat man zuweilen unter dem Namen „Alfuren“ zusammengefaßt, aber sehr mit Unrecht, da das Wort nur im allgemeinen

die unkultivierten Inlandstämme bezeichnet. Auf Java scheinen die Kalang den Negritos zuzugehören. Besonders deutlich findet sich der papuanische Typus bei einigen Waldstämmen der Halbinsel Malakka wieder, den Semang und Sakai, weniger ausgesprochen bei den Bewohnern der Andamanen, den Minkopis. Ob auf den Nikobaren sich im Innern der Inseln eine negroide Bevölkerung findet, ist noch immer fraglich. Dasselbe gilt übrigens von mehreren der Sundainseln; die Sonderung zwischen Küsten- und Binnenstämmen, auch wenn sie der gleichen Rasse angehören, ist weit auffallender und durchgreifender, als die anatomischen Unterschiede. — Die Zahl der Negritos ist nicht einmal schätzungsweise anzugeben, da die notwendige Vorbedingung, eine scharfe ethnologische Absonderung, völlig fehlt.

3. Die negroiden Völker des asiatischen Festlands und Ceylons.

Allgemeines. Will man den Rest der asiatischen Negroiden unter eine gemeinsame Bezeichnung zusammenfassen, so kann es nur eine rein geographische sein. Die Völker, die wir hier zu besprechen haben, sind z. T. völlig von einander verschieden, überdies als Bewohner des Festlandes noch weit mehr der Rassenmischung ausgesetzt, als die Eingeborenen Indonesiens. Das einzige durchgehende Rassenmerkmal ist die dunkle Hautfarbe, allenfalls noch der negerhafte Gesichtstypus; das wollige Haar fehlt dagegen fast gänzlich. Immerhin ist die Einordnung dieser dunkelhäutigen Völker unter die große Gruppe der Negroiden noch die natürlichste, vielleicht entspricht sie sogar einer thatsächlichen Verwandtschaft, deren Spuren nur durch Mischung mit hellfarbigen Stämmen stark verwischt sind. Man teilt die asiatischen Negroiden aus sprachlichen Gründen in zwei große Gruppen, die Mundavölker oder die kolarische Familie, und die Dravidavölker; anhangsweise müssen die Singhalesen und Weddas auf Ceylon und die längst verschwundenen Kuschiten Mesopotamiens hier angereiht werden.

A. Die Mundavölker.

Verbreitung. Zu den Mundavölkern ist nur eine kleine Zahl kulturarmer Stämme zu rechnen, die westlich von Kalkutta ein größeres zusammenhängendes Gebiet bewohnen, im übrigen in den Zentralprovinzen zerstreut sind.

Körperliche und geistige Merkmale. Sämtliche Mundavölker haben eine Anzahl anatomischer Besonderheiten gemeinsam: Der Körper erreicht selten die Mittelgröße, die Augen sind klein, die Nase ist dick und breit, die Stirn niedrig, die Backenknochen hervortretend, das Haar schwarz, grob und straff. Ein starker Unabhängigkeitssinn hat diese Völker vor dem Aufgehen unter den Hindus bewahrt.

Lebensweise und Kulturbesitz. Die Mundavölker sind Waldbewohner, die sich vorwiegend von Jagd und Fischerei nähren, obwohl ihnen der Ackerbau nicht unbekannt ist. Ihre Lebensweise ist eben so ärmlich wie ihr Kulturbesitz. Bogen und Pfeil sind die bevorzugten Waffen, Steingeräte noch vielfach in Gebrauch. Ihre Religionen lassen sich als Naturdienst bezeichnen, der bis zur Anbetung von Idolen fortgeschritten ist.

Stammesnamen. Die wichtigsten der Mundavölker sind folgende: Mit dem Gesamtnamen „Kolh" bezeichnet man eine Gruppe von Stämmen im Hochland von Tschota-Napur südwestlich von Kalkutta, unter denen die Santal, Bhumidsch und Munda-Kolh hervorzuheben sind; in Radschputana und Malva wohnen die Billa, Mera und Mina.

B. Die Dravidavölker.

Verbreitung. Das Gebiet der Dravidasprachen umfaßt die Südspitze der vorderindischen Halbinsel und erstreckt sich lückenhaft bis zum südwestlichen Bengalen. Das Brahui im südlichen Belutschistan ist ebenfalls den Dravidasprachen zuzurechnen.

Körperliche und geistige Merkmale. Da wir vorläufig gezwungen sind, bei der Bildung der Dravidagruppe aus-

schließlich auf die Sprache Rücksicht zu nehmen, so ist es fast unmöglich, anatomische Gemeinsamkeiten festzustellen; wir müssen uns auf die kurze Charakteristik der einzelnen Völker beschränken, die weiter unten folgt. Begabung und Kulturhöhe sind ebenfalls ganz verschieden. Wo der Einfluß der Hindus noch nicht übermächtig geworden ist, finden sich einige bemerkenswerte Züge, so die verhältnismäßig freie und geachtete Stellung des Weibes und Einrichtungen, die an das Kobongsystem der Australier erinnern.

Sprache. Die Dravidasprachen sind agglutinierend und folgen insofern den Gesetzen der Lautharmonie, als der Vokal der Endung auf den des Stammes zurückwirkt. Die Verwandtschaft mit den ural-altaischen Sprachen, die man aus diesem Grunde vermutet hat, ist unbeweisbar.

Die Dravidavölker. 1. Die Tamulen. Der gebildetste und edelste Zweig der Dravidagruppe, die Tamulen, bewohnt die Landschaft Karnatik zwischen Madras und Kap Komorin, findet sich ferner im nördlichen Ceylon und ist in kleineren Kolonien als Klings oder Kalingas in den Seestädten Hinterindiens und Indonesiens verbreitet. Die Zahl der Tamulen mag 10 Millionen betragen. Die Hautfarbe des Volkes ist dunkel, doch von sehr verschiedener Schattierung; die Körpergröße bleibt meist unter dem Mittelmaß. Angenehme, etwas grobe Züge, weiches, lockiges Haar und große dunkle Augen sind für den Tamulen charakteristisch. Das Volk erfreut sich einer alten Kultur und einer reichen Litteratur, als deren Hauptwerk der „Kural" des Dichterkönigs Tiruvalluver gilt.

2. Die Telugu oder Telingas. Das Gebiet der Telugu umfaßt das Küstenland zwischen Madras und dem südwestlichen Bengalen (Orissa), dürfte sich aber früher bedeutend weiter nach Norden erstreckt haben. Die Telugu ähneln den Tamulen und huldigen wie diese dem Brahmaismus; ihre Zahl dürfte 14 Millionen betragen.

3. Die Kanaresen. Die Kanaresen, Kannadis oder Karnatas bewohnen das innere Dekhan westlich von den

Telugu und Tamulen; ihre Zahl erreicht 5 Millionen. Während die eigentlichen Kanaresen kultiviert und Anhänger des Brahmaismus sind, gehören einige sprachlich verwandte Stämme zu den unkultiviertesten Eingeborenen Indiens; es sind namentlich die Kotar, Badagar und Kudagu, sämtlich in Maisur wohnhaft.

4. Die Tulus oder Tuluvas. Die Sprache der Tulus, einst weit verbreitet, ist immer mehr im Rückgang und wird nur noch von etwa 150 000 Menschen gesprochen, die die Küste um Mangalur bewohnen.

5. Die Malabaren oder Malayalas. Die Malabaren bewohnen die Küste Malabar von den Tulus südwärts bis Kap Komorin in der Zahl von gegen 2 Millionen. — Alle bisher genannten Dravidavölker erfreuen sich einer gewissen Kultur und sind zum größten Teil dem Brahmaismus ergeben, zum kleinen Teile dem Islam.

6. Die Todas oder Tudas. Die Todas, ein kleiner Hirtenstamm in den Nilagiris, sind ein hochgewachsenes, kräftiges Volk mit edlen Gesichtszügen und starkem, lockigem Haarwuchs. Sie huldigen einer eigenartigen Religion, die in engster Beziehung zu ihrem Hirtenleben steht.

7. Die Gond. Das Volk der Gond bewohnt die Landschaft Gondwana in den Zentralprovinzen. Die Gond haben eine dunkle Hautfarbe, dicke Lippen und dichtes schwarzes Haar.

8. Die Khond. Die Khond wohnen in den Waldgebirgen der Provinz Orissa (südwestliches Bengalen). Sie treiben Ackerbau, dessen Gedeihen sie früher durch grausame Menschenopfer zu fördern suchten. Ihr Land, Radschwara, zerfällt in ungefähr dreißig kleine Distrikte unter besonderen Häuptlingen.

9. Die Paharia. Das Volk der Paharia oder Maler (Bergbewohner) sitzt im Berglande südwestlich von Radschmahal am unteren Ganges. Es ist der am weitesten nach Norden vorgeschobene Dravidastamm Indiens.

10. Die Brahu. Noch etwas nördlicher, weit getrennt von allen übrigen Dravidavölkern, wohnen die Brahu im südlichen Belutschistan. Sie sind ein rohes, unverdorbenes Nomadenvolk, wahrscheinlich der Rest einer dunkelfarbigen Urbevölkerung, die einst ganz Vorderindien und die angrenzenden Teile Irans einnahm und erst nach und nach von den Ariern verdrängt wurde.

C. Die Ureinwohner Ceylons.

1. Die Singhalesen.

Wohnsitz. Die Singhalesen bewohnen den Süden der Insel Ceylon, als dessen Ureinwohner (zugleich mit den Weddas) sie zu betrachten sind.

Sprache. Die Sprache der Singhalesen, das Elu, ist in ihrem Bau zwar den Dravidasprachen verwandt, hat sich aber völlig abweichend entwickelt, sodaß sie das einzige Glied einer besondern Gruppe bildet. Von den arischen Sprachen der Inder ist sie stark beeinflußt.

Charakteristik. Äußerlich ähneln die Singhalesen in hohem Grade den Hindus, was wohl auf Mischungen mit diesem Volke zurückzuführen ist. Besonders auffallend ist die Weiberähnlichkeit der Männer, die noch überdies durch weibische Kleidung und Haartracht hervorgehoben wird. Die Singhalesen sind kleinwüchsig, dolichocephal, mit rötlichbrauner Haut und gut entwickelter Nase. Dem weiblichen Äußern entspricht ein weicher Charakter, dem es indessen nicht ganz an kriegerischen Zügen mangelt. — Die Religion des Volkes ist der Buddhismus, der sich hier im Süden seiner alten Heimat erhalten hat, nicht ohne allerdings Einiges von Dämonenglauben in sich aufzunehmen.

2. Die Weddas.

Wohnsitz. Die Weddas bewohnen das Waldland des östlichen Ceylon, das sie als unstetes Jägervölkchen durchziehen. Zum größten Teil haben sie sich bereits ihren kultivierten Nachbarn angeschlossen und dürften in absehbarer

Zeit völlig unter ihnen aufgehen. Die Zahl der „wilden" Weddas beträgt kaum mehr 300.

Sprache. Der Sprache nach gehören die Weddas zu den Singhalesen, da sie einen alten, von indischen Einflüssen unberührten Dialekt des Elu sprechen.

Charakteristik. Die Weddas sind von dunkler Hautfarbe und geringer Größe. Der Schädel hat einen Breitenindex von 66—78. — Ihre unstete Lebensweise macht es erklärlich, daß sie im besten Fall höchst einfache Hütten aus Baumzweigen bewohnen. Sie nähren sich von den Früchten und Wurzeln des Waldes und von der Jagdbeute, die sie mit ihren Waffen, Pfeil und Bogen, zu erlegen vermögen.

D. Die Kuschiten. Nachträge.

Ehemalige Wohnsitze. Die Kuschiten oder richtiger Urkuschiten sind ein dunkelfarbiges Volk, über das wir nur aus den Inschriften und Bildwerken Babyloniens und allenfalls aus hinterlassenen Spuren des Volkes selbst Kunde erhalten. Die dunkelfarbigen Kuschiten scheinen ein weitverbreiteter nomadisierender Stamm gewesen zu sein, dessen Wanderzüge sich hauptsächlich über Mesopotamien, Syrien und Iran erstreckten. Ob man die Lemluns, die Bewohner des Marschlandes an der Mündung des Schatt-el-Arab, mit Recht als Überreste dieses Stammes betrachten darf, ist noch sehr die Frage. — Nicht zu verwechseln sind diese älteren Kuschiten mit einem gleichnamigen jüngeren Stamme hamitischen Ursprunges.

Charakteristik. Wie aus den alten Abbildungen von Ninive hervorgeht, war die Farbe der Kuschiten zwischen Schwarzbraun und Hellbraun abgestuft, die Lippen dick und wulstig, die Nase dagegen fein und gerade. Das Haar erscheint oft gekraust, aber nie wollig; der Wuchs war schlank, aber nicht hoch.

Nachträge. Wenn es zweifellos ist, daß die negroiden Völker des asiatischen Festlandes einst weiter nach Norden reichten als gegenwärtig, so ist eben so sicher, daß allenthalben

Völkermischungen stattgefunden haben, deren Spuren zum Teil noch deutlich wahrzunehmen sind. Auch die Arier Indiens haben sich in den ersten Zeiten der Einwanderung mit dem „schwarzen, nasenlosen“ Urvolk stark vermischt und erst später sich schroff abgeschlossen. Überdies mögen hie und da Teile der negroiden Stämme im Norden zurückgeblieben sein, und so erklärt es sich leicht, daß man zuweilen gewisse Gebirgsstämme von Assam und andere im Himalaja der negroiden Völkergruppe zugerechnet hat. Ähnliche Reste hat man in Hinterindien zu finden gemeint und namentlich auf die wenig bekannten Moïs in den Gebirgen von Annam hingewiesen; alle diese Vorkommnisse bedürfen indessen noch einer genaueren Untersuchung.

4. Die Neger.

Allgemeines.

Verbreitung. Als Neger bezeichnet man die dunkelhäutigen Eingeborenen Afrikas, die den größten Teil dieses Erdteils zwischen der nördlichen und der südlichen Steppen- und Wüstenzone bewohnen. Von den afrikanischen Inseln besitzen das westliche Madagaskar, ferner Fernando Po, St. Thomé und die Kapverdischen Inseln teilweise eine negroide Bevölkerung. Freiwillig haben sich die Neger anscheinend nie über die Grenzen Afrikas hinausverbreitet; um so wichtiger ist die unfreiwillige Auswanderung, die durch den Sklavenhandel verursacht wurde und auf die Ethnographie namentlich Amerikas entscheidend eingewirkt hat.

Körperliche Merkmale. Das allgemeinste und wichtigste Merkmal aller Neger ist die dunkle Hautfarbe, die allerdings zwischen sehr weiten Grenzen, vom schmutzigen Gelb bis nahe zur Ebenholzschwärze, zu schwanken vermag. Auch die Schleimhäute der Augen und des Mundes enthalten etwas Pigment und erscheinen schmutzig graurot. Das Haupthaar ist schwarz, wollig und meist kurz, der Haarwuchs am übrigen Körper verhältnismäßig spärlicher als beim Europäer. Der Schädel

ist durchschnittlich hoch und dolichocephal (Index 72—69), die Stirn zurückliegend, das Nasenbein schwach entwickelt, um so stärker ausgebildet die fleischigen Teile des Gesichts

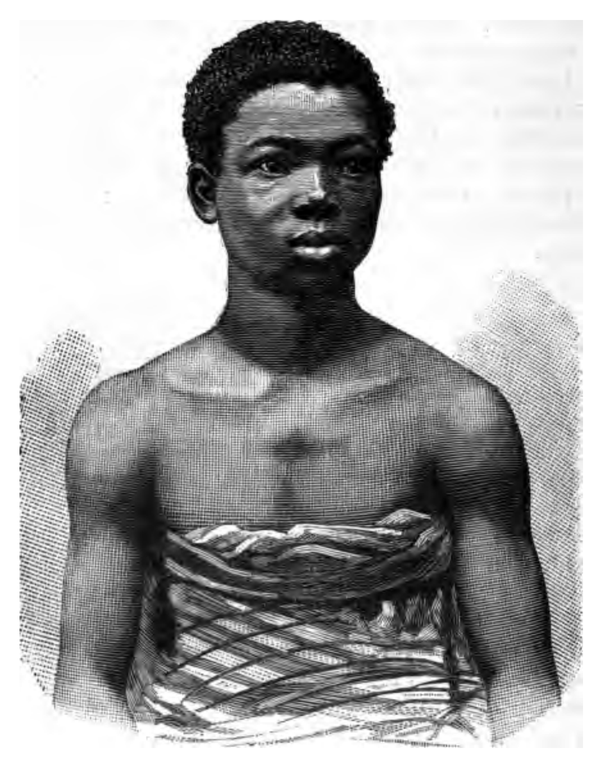


Fig. 37. Wei-Neger.

und die Lippen; der Gesichtswinkel ist ausgesprochen prognath. Die durchschnittliche Körpergröße mag von der des Europäers wenig abweichen; Messungen an einer großen Zahl von Negern in Nordamerika ergaben 168 cm. Bemerkens-

wert ist noch die Dicke des Halses, die verhältnismäßig geringe Biegung der Wirbelsäule, das enge, keilförmige Becken, die Dicke und Elastizität der Haut. Die geringe Entwickelung der Wadenmuskeln kann nicht als allgemeines Rassenmerkmal gelten, kommt aber ungemein häufig vor. An Körperkraft ist der Neger durchschnittlich dem Europäer nicht gewachsen, er übertrifft ihn aber an Ausdauer, soweit rein mechanische Thätigkeit in Betracht kommt.

Charakter und Begabung. Gegenüber der außerordentlichen Verschiedenheit der einzelnen Negerstämme ist es vielleicht gewagt, auch nur in den allgemeinsten Zügen den Charakter und die Fähigkeiten des Negers zu schildern. Immerhin treten ein paar Einzelheiten stets wieder unverkennbar hervor. Zunächst ist der Neger vorwiegend von sanguinischer, heiterer Gemütsart, die seiner gesunden, derbkräftigen Natur entspricht; daneben aber ist seine nüchterne, phantasiearme Denkweise bemerkenswert. Beide Eigenschaften erklären Vieles in seinem Wesen. Er wird schwerlich jemals von jener Daseinsmüdigkeit ergriffen werden, die anderen Naturvölkern verhängnisvoll geworden ist, sondern er paßt sich ohne besonderen Kummer oder falschen Stolz auch ungünstigen Lebensverhältnissen, vor allem der Sklaverei, an; die Negerstämme sind unbedingt die gesundesten, zukunftsreichsten „Wilden“ der Erde. Anderseits wird seine Armut an Phantasie und Geschmack den Neger fast immer hindern, an geistiger Kraft und Gewandtheit den höchsten Leistungen der Kulturvölker nahe zu kommen; aus den Negern Nordamerikas sind viele tüchtige Persönlichkeiten hervorgegangen, aber kaum eine geniale Natur. Eine gewisse Kindlichkeit des Charakters bleibt dem Neger bis ins Alter; auch wenn er grausam und blutdürstig scheint, darf man den Fehler mehr der kindischen Unbesonnenheit als tiefgewurzelter Bosheit zuschreiben.

Religion. Die Phantasielosigkeit des Negers wird durch kein Zeugnis auffallender bestätigt als durch die geringe Entwickelung des mythologischen Teils sämtlicher Negerreligionen. Immerhin ist es sehr oberflächlich, von „grobem Fetischis-

mus" zu reden. Unter den Kaffern z. B. sind Fetische fast unbekannt, während der Ahnenkultus bedeutsam in den Vordergrund tritt. Wenn die Mythologie unentwickelt ist, so spielt dafür das Zauberwesen eine um so größere Rolle. Zauberer, Wahrsager u. dgl. sind überall zahlreich vorhanden, erlangen aber doch selten großen Einfluß; die meisten sogenannten Fetische wären richtiger als Abwehrmittel gegen Hexerei zu bezeichnen. Grausame Hexenprozesse sind eine natürliche Folge dieser ganzen Gedankenentwickelung. — Die wenigsten Negerreligionen sind genügend untersucht; nur soviel scheint festzustehen, daß überall der Glaube an einen ältesten und höchsten Himmelsgott wiederkehrt, der sich aber nicht um die Menschen kümmert, und daß es nach der Anschauung des Negers allenthalben von Geistern wimmelt, die gelegentlich in irgend einem natürlichen oder künstlichen Gegenstand ihre Wohnung aufschlagen und dann durch Geschenke günstig gestimmt werden können. Der Glaube an Unsterblichkeit der Seele wird vielfach durch die Menschenopfer bestätigt, die beim Begräbnis Vornehmer dargebracht werden.

Kunst. Auch der Kunstentwickelung ist die Nüchternheit des Negers höchst ungünstig. Die Tänze sind selten anmutig, die Dichtung steht auf einer niederen Stufe, die Verzierung der Geräte und Waffen verrät wenig Sorgfalt, und der Körper wird oft durch massenhaften Schmuck verunstaltet. Immerhin ist die Geschmacklosigkeit nicht so groß, wie die Karikaturen von der Westküste uns glauben machen, und namentlich die Vorstellung, daß grelle Farben dem Geschmack des Negers ausschließlich zusagen, ist sehr irrtümlich. Die Neger des zentralen Sudan entwickeln übrigens eine hervorragende Kunstfertigkeit, die allerdiugs von außen her angeregt sein mag.

Einteilung. Sprachliche Rücksichten sind es zunächst, die uns veranlassen, die Neger in die zwei großen Gruppen der Bantuvölker und der Sudanneger zu teilen. Diese Einteilung bietet den Vorteil einer ziemlich scharfen Abgrenzung, die überdies mit der Grenze höherer und niedrerer Kultur leidlich

genau zusammenfällt; im übrigen dürfen wir aber nicht vergessen, daß hier so wenig wie anderwärts die sprachliche Zusammengehörigkeit auch einen engeren ethnologischen Zusammenhang zu bekunden braucht.

A. Die Bantuvölker.

Verbreitung. Die Bantuvölker bewohnen den keilförmigen südlichen Teil Afrikas, mit Ausnahme der südafrikanischen Gebiete, die von den Hottentotten, Buschmännern und verwandten Stämmen besiedelt sind. Die Nordgrenze der Bantusprachen verläuft von der Bai von Guinea aus (Kamerun einschließend) nach einem Punkte der Ostküste, der ungefähr zwischen Sansibar und dem Äquator liegt; das Land an den großen Seen fällt dem Gebiete der Bantusprachen zu.

Sprachen. Sämtliche Bantusprachen bilden eine Gruppe verwandter Idiome, die im übrigen selbständig dastehen und höchstens Anklänge an die hamitischen Sprachen zeigen. Die Worte lauten stets vokalisch aus; Anhäufungen von Konsonanten finden sich nicht. Charakteristisch für alle Bantusprachen ist der Gebrauch von Präfixen: die Beugungssilben folgen nicht den Wörtern nach, sondern gehen ihnen voran. Am auffallendsten erscheint dieser Gebrauch bei der Benennung von Ländern und Völkern, die infolgedessen oft zu Irrtümern Anlaß gegeben haben; so heißen die Bewohner des Landes U-gogo (in Ostafrika) Wa-gogo, ein einzelner des Volkes M'gogo. Das Zeitwort hat zahlreiche und komplizierte Formen. — „Bantu“ bedeutet in vielen der hierhergehörigen Sprachen „Menschen“ (Plural von Umu-ntu, Mensch, Mann).

Lebensweise. Ein Teil der Bantuvölker, insbesondere die Kaffern, sind Viehzüchter in größtem Maßstabe; der bei weitem größere Teil ernährt sich durch Ackerbau, der ungemein fleißig, wenn auch mit primitiven Mitteln, betrieben wird. Die Düngung mit Exkrementen ist unbekannt, so daß ein häufiges Wechseln des Kulturbodens und zeitweilig selbst der Wohnsitze erfolgen muß. Als Werkzeug des Ackerbaues ist

an der Küste allgemein die eiserne Hacke eingeführt, an deren Stelle im Innern noch vielfach hölzerne Geräte vorkommen. Die ursprünglichsten und verbreitetsten Feldfrüchte sind einige Hirsearten, Panicum, Sorghum und Eleusine; Bohnen sind ebenfalls in vielen Gegenden ein Hauptnahrungsmittel. Mit großer Schnelligkeit haben sich zwei amerikanische Nahrungspflanzen, Mais und Maniok, in Afrika verbreitet; dasselbe gilt vom Tabak, während von Osten her der Hanf (Dacha) eindringt und hie und da schon die Westküste erreicht hat. Als höchst wichtige Nährpflanze ist noch die Banane zu nennen. — Da die Aufbewahrung des geernteten Getreides, insbesondere der Hirse, mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, so wird das Brauen großer Mengen von Bier fast zur Notwendigkeit; im übrigen wird die Hirse meist in breiiger Form genossen. Mehr als Zukost ist das Fleisch zu betrachten, das zum Teil die Jagdtiere, zum Teil der Viehstand des Negers liefern. Rinder und Schafe scheinen seit älterer Zeit in Afrika bekannt zu sein, während die Ziege wahrscheinlich später eingeführt ist und das Schwein sich noch nicht durchgängig verbreitet hat. Das Pferd ist allen Bantuvölkern ursprünglich fremd.

Gewerbe. Töpferei (ohne Verwendung der Drehscheibe), Schnitzerei, Flechtkunst sind allgemein bekannt. Von höchster Wichtigkeit für die Physiognomie der Negergerätschaften ist die hohe Entwickelung der Eisenindustrie, der Schmelzkunst sowohl wie der Schmiederei; von einer „Steinzeit“ kann in Afrika so gut wie nirgends mehr die Rede sein. Höchst merkwürdig ist die Verbreitung des Webstuhles. Als Werkzeug der Baumwollweberei hat er sich an der Ostküste und dem Sambesi aufwärts verbreitet; die Völker des Kongogebietes kennen ihn auch, aber sie verweben auf ihm die Fasern der Raphiapalme. Die Anfertigung von Rindenstoffen erreicht ihre höchste Blüte in den Wahumastaaten an den großen Seen, ist aber auch sonst in vielen einzelnen Gebieten bekannt. Felle werden nicht durch Gerben, sondern durch Schaben und Einfetten zum Gebrauche hergerichtet.

Wohnungen. Im ganzen Gebiet der Bantuvölker kommen nur zwei nennenswerte Arten des Hüttenbaues vor: die Kegelform und die länglich viereckige Form; die erstere ist weitaus die verbreitetste. Die bienenkorbförmige Hütte ist ohne Fenster und mit sehr niedrigem Eingange; in der Hauptsache besteht sie aus einem entsprechend gestalteten Stangengerüst, das mit Stroh, Gras u. dgl. dicht gedeckt ist. Sehr mannigfaltig sind die Formen der Getreidespeicher.

Schiffahrt. Die Schiffahrt der Bantuvölker wie auch der übrigen Neger ist höchst unentwickelt; die besten Boote und die verwegensten Fischer und Schiffer findet man an der Westküste, die schlechtesten Fahrzeuge auf den Strömen und Binnenseen. Die Hauptschuld am Zurückbleiben in allen Künsten der Seefahrt trägt die geringe Küstenentwickelung Afrikas und die Inselarmut der umgebenden Meere.

Handel. Für Handel und Handelsgewinn hat der Neger schon früh Verständnis gezeigt, nicht minder für die gewinnreichen Begleiter des Handels, Monopole und Zölle. Trotzdem haftet allem Handelsverkehr der Eingebornen ein kleinlicher Zug an; endloses Markten und Feilschen ist unvermeidlich, da die Zeit keinen Wert hat. Die meisten Küstenstämme haben es vermocht, den Handel mit dem Inland ganz in ihre Hände zu bringen, während anderseits von Seiten der Europäer Anstrengungen gemacht werden, das Monopol dieser unproduktiv gewordenen Stämme zu beseitigen.

Stammesverfassung. Sklaverei ist in ganz Afrika üblich und die notwendige Grundlage des gesellschaftlichen Aufbaues; der Sklave ist rechtlos, aber selten in so schlimmer Lage, wie man gern glaubt. Im übrigen herrscht gemäßigter Despotismus oder richtiger Oligarchie. Die Würde des Häuptlings ist in der Regel erblich, aber vielfach hält man wenigstens an einer scheinbaren Wahl fest. Der Häuptling ist von einem Hofe von Würdenträgern umgeben, die ihn, wenn er eine energische Natur ist, kaum an der Entfaltung einer uneingeschränkten Willkürherrschaft hindern, die aber unter Umständen auch alle wirkliche Macht in ihre Hände bringen.

Weibliche Häuptlinge sind nichts Unerhörtes. Dem Hofe steht das Volk als wenig gegliederte Masse gegenüber, die gewöhnlich ohne merklichen Einfluß ist, aber unter Umständen auch einmal entscheidend eingreift.

Einteilung. Als scharf unterschiedene Gruppe treten uns zunächst die nomadischen, kriegerischen Kaffern mit ihren Verwandten, den Betschuanen, entgegen. Die ackerbauenden Bantuvölker teilt man am richtigsten nach rein geographischen Gesichtspunkten in drei weitere Gruppen: die Völker am oberen Sambesi, die Ostafrikaner und die Bewohner des Kongogebietes, also des eigentlichen Zentralafrikas und eines Teils der Westküste. Anhangsweise muß auch die ethnologisch gemischte Bewohnerschaft der Wahumastaaten zu den Bantuvölkern gestellt werden.

1. Die Kaffern.

Wohnsitze. Die Kaffern sind die am weitesten nach Südosten vorgeschobene Gruppe der Bantuvölker. Die Südgrenze ihres Gebietes bildet gegenwärtig der Große Fischfluß im östlichen Kaplande, während die Westgrenze ungefähr mit der Kalahari zusammenfällt. Die nördliche Begrenzung ist ganz unsicher. Schon jenseits des Limpopo finden wir neben den Kaffern, die als Eroberer im Lande sitzen, unterjochte Stämme, und dieses Verhältnis bleibt weiter im Norden die Regel. Kaffernhorden sind bis weit jenseits des Sambesi vorgedrungen, haben namentlich die Eingeborenen um den Nyassasee zersprengt oder unterworfen und selbst den Süden des jetzigen deutschen Schutzgebietes verwüstet. Infolgedessen ist die Ethnographie dieser Landstriche ganz unklar geworden; überdies haben zahlreiche Mischungen stattgefunden und es ist selbst vorgekommen, daß ganze Stämme friedlicher Ackerbauer Tracht und Waffen der Kaffern annahmen, um nun selbst als Räuber und Eroberer aufzutreten. Nur ganz im allgemeinen kann man jetzt die Breite von Sansibar als nördlichste Grenze der Kaffern angeben; die äußerste Westgrenze bildet nördlich vom Sambesi etwa der 30.° ö. L.

Körperliche und geistige Merkmale. Unter allen Bantuvölkern sind die Kaffern die energischsten und kriegerischsten, körperlich vielleicht die kräftigsten. Der Schädel des Kaffern ist dolichocephal (Index 72); die Hautfarbe schwankt von gelbbraun bis nahezu schwarz. Der Charakter zeigt die hervorstechenden Eigenschaften eines echten, herdenreichen Nomadenvolkes, das immer bereit ist, schwächere Nachbarn zu bekriegen und zu berauben, aber auch eine gewisse ritterliche Gesinnung seiner Angehörigen begünstigt. An Tapferkeit übertreffen die Kaffern unbedingt ihre Nachbarn, obwohl sie Europäern gegenüber kaum jemals einen Krieg glücklich zu Ende geführt haben.

Kleidung und Schmuck. Die Kleidung des Kaffern wird, soweit er nicht Stoffe europäischer Herkunft bevorzugt, ausschließlich aus den Fellen gefertigt, die ihm seine Herden liefern. Der männliche Kaffer geht nackt bis auf eine röhrenförmige lederne Schamhülle und den Isinene, ein Stück Fell, das von einem Hüftgürtel vorn herabhängt, während hinten ein größeres Stück in derselben Weise befestigt ist. Die Frauen schlagen außerdem eine Rindshaut um die Lenden, die bis zu den Knieen herabfällt und zuweilen auch bis zur Brust emporreicht; in der Regel ist die letztere aber durch ein besonderes Stück verhüllt. Als hauptsächlichster Schmuck werden große Massen von Perlen getragen, die an Stelle der bunten Samenkörner getreten sind, wie man sie früher trug. Armringe, Federn 2c. werden gern hinzugefügt.

Waffen. Hauptwaffe ist der Wurfspeer (Inkusa), der bis zu 2 m lang und aus leichtem Holze gefertigt ist. Bei den Sulus wurde er auf Befehl Tschakas durch den Stoßspeer (Assegaie) ersetzt, dessen 15 cm lange Stahlklinge an einem 1 m langen Schafte befestigt ist. Der Schild der Kaffern wird aus Rindshäuten gefertigt, ist von ovaler Gestalt, etwa $1^1/_2$ m hoch und mit bunten Farben verziert, die bei den Sulus zugleich als Abzeichen der einzelnen Regimenter gelten. Als dritte Waffe ist die kurze, hölzerne Wurfkeule zu nennen, die mehr zur Jagd als zum Kriege gebraucht wird.

Wohnungen. Die bienenkorbförmigen Hütten einer Kaffernsiedelung sind im Kreise um die Viehhürde geordnet und nach außen mit einer gemeinsamen Dornhecke umgeben. Die Hütte des Häuptlings unterscheidet sich von den übrigen nur durch ihre Größe.

Lebensweise. Die Herden sind der Reichtum der Kaffern und liefern ihnen einen großen Teil der Nahrungsmittel, vor allem Milch. Daneben wird eifrig Ackerbau getrieben; Hauptfrucht ist das Kafferkorn (Hirse) und der Mais. Im September beginnt die Aussaat, im Januar die Ernte. Das Nationalgericht ist gekochte und zerquetschte Hirse (oder Mais) mit saurer Milch.

Die Hauptstämme der Kaffern. Nimmt man einfach die Verhältnisse der Gegenwart als Grundlage an, so empfiehlt es sich, die Kaffern in folgende Hauptgruppen zu zerlegen: die Südostkaffern, die Sulus, die Matabele, die Betschuanen und die nördlichen Kaffern.

a. Die Südostkaffern.

Wohnsitze. Unter dem Namen „Südostkaffern" fassen wir die südlichsten Kaffernstämme zusammen, die im Osten des Kaplandes bis zur Grenze von Natal hin wohnen.

Geschichtliches. Nachdem die Besiedelung des Kaplandes durch die Holländer in größerem Maßstabe begonnen hatte, wurde als Südostgrenze der Kaffern der Große Fischfluß festgestellt (1780). Da diese Abgrenzung die natürliche Ausbreitung der Kaffern hinderte, entstanden endlose Zwistigkeiten und Kriege. 1797 begann das Eingreifen der Engländer, denen es erst 1811 gelang, die Kaffern wieder über den Großen Fischfluß zurückzuwerfen. Größere Kriege fanden ferner 1835 und 1846 statt; noch gefährlicher war der Krieg von 1850—53, der mit einem Aufstande der Hottentotten zusammenfiel. Erst 1857, als die Kaffern auf Geheiß einer Prophetin ihre Rinder schlachteten nnd durch Hungersnot zwei Drittel ihrer Leute verloren, war ihre Kraft endgültig gebrochen.

Die einzelnen Stämme. Das Volk, das die eben erwähnten Kämpfe in der Hauptsache ausfocht, sind die Kosa oder Xosa, der südlichste Zweig der Kaffernfamilie. Kleinere Stämme in der Nähe ihres Gebietes sind die Galeka und die Temba. Weiter östlich bis zur Grenze von Natal wohnen die Pondo (60 000). Aus zersprengten Trümmern anderer Stämme hat sich das Volk der Fingu gebildet, das sich in den Wohnsitzen östlich vom Großen Fischfluß, die ihm von den Engländern zugewiesen wurden, bis auf nahezu 80 000 Seelen vermehrt hat.

b. Die Sulus.

Wohnsitze. Die Sulus bewohnen Natal und das eigentliche Sululand nördlich vom Tugela. Aus diesen Gebieten sind mehrere Stämme erobernd nach Norden vorgedrungen, insbesondere die Matabelen, über die weiter unten zu berichten sein wird.

Geschichtliches. Der erste in der Reihe hervorragender Sulufürsten, die ihr Volk zu dem kriegerischsten und bestgeordneten Südafrikas machten, ist Tschaka. Er unterwarf zahlreiche Stämme und vereinigte sie mit den Sulus, sodaß er an der Spitze einer furchtbaren Macht stand, als er 1828 auf Anstiften seines Bruders Dingan ermordet wurde. 1838 begannen die Kämpfe mit den Buren und den Engländern, die endlich zu Ungunsten der Kaffern ausfielen. Auf Dingan folgte Mgande und auf diesen nach langen Thronstreitigkeiten Ketschwäyo (1872), der in Voraussicht eines Kampfes mit den Engländern sein Heer bis auf 40 000 Mann vermehrte. Der Krieg begann im Jahre 1879 und endete trotz einer schweren Niederlage der Engländer mit der Gefangennehmung Ketschwäyos. Seit der Zeit herrscht verhältnismäßige Ruhe, da sich England in die inneren Angelegenheiten der Sulus wenig einmischt.

Charakteristik. Das Volk der Sulus, über das im übrigen das von den Kaffern im allgemeinen Gesagte gilt, ist in bewundernswerter Weise kriegerisch organisiert und gegliedert.

Die waffenfähige männliche Bevölkerung zerfällt in die drei Gruppen der Knaben, der jungen Soldaten und der Veteranen; das Abzeichen der beiden letzteren ist der Haarkranz auf dem im übrigen glattrasierten Schädel. Diese Gruppen zerfallen wieder in Regimenter, die von Häuptlingen (Induna) geführt werden; alljährliche Paraden vor dem König waren wenigstens früher gebräuchlich. Die Schlachten, die von den Heeren der Sulus geschlagen wurden, waren keine Scheingefechte, sondern erbitterte und blutige Kämpfe. Erlaubnis zum Heiraten erhielten fast nur die älteren Soldaten; das Heer wurde vom König ausgerüstet und ernährt.

c. Die Matabelen.

Wohnsitz. Die Matabelen bewohnen als Herrscher über unterjochte Stämme das Matabeleland, d. h. den Strich zwischen dem mittleren Sambesi und dem Limpopo einerseits, dem 26. und 32. ö. L. anderseits. Die Grenzen sind unbestimmt, da die Wanderlust der Matabelen noch nicht ganz geschwunden ist.

Geschichtliches. Die Matabelen sind ein Zweig der Sulu. Sie sind aus einem Heere hervorgegangen, das der Sulukönig Tschaka unter Moselikatse nach Nordwesten entsendet hatte. Auf Moselikatse folgte Lobengula, der seine Residenz nach Gubulewayo verlegte.

Charakteristik. Im allgemeinen haben die Matabelen alle Züge des Sulucharakters bewahrt; nur in sozialer Hinsicht sind sie verändert, indem die Herrschaft über unterworfene Ackerbauer ihren Müßiggang und damit ihre Wildheit und Raublust fördert. So hat sich im Gebiete der Matabelen stellenweise der Kannibalismus entwickelt.

d. Die Betschuanen.

Wohnsitz. Das Volk der Betschuanen bewohnt die Mitte Südafrikas zwischen der Kalahari und den Drakenbergen; die Südgrenze ist der Oranje-Fluß, während im Norden die

Betschuanen, allerdings schon mit unterworfenen Völkern gemischt, bis zum Sambesi reichen. Die Zahl sämtlicher Betschuanen dürfte 350 000 kaum übersteigen.

Charakteristik. „Der Betschuane ist“, wie Ratzel treffend bemerkt, „die weichere Ausprägung des Kafferntypus“. Er ist weniger kriegerisch, aber um so geeigneter, sich der Kultur anzupassen. Naturgemäß erklären sich diese Eigenschaften teils aus der Lage und Beschaffenheit des Landes, teils aus Mischungen mit benachbarten Völkern. — Die Tracht der Betschuanen ist reichlicher zugemessen, als die der übrigen Kaffern; der Fellmantel, Karoß, der bei den Ostkaffern wenig oder gar nicht zu finden ist, wird hier zum unentbehrlichsten Kleidungsstück. Der Waffenvorrat ist verhältnismäßig reich und umfaßt Speere, Streitäxte, Dolchmesser, Wurfkeulen, Schilde, bei einigen Stämmen auch Bogen und Pfeile. — Bemerkenswert sind die „Städte“ des Betschuanenlandes, in denen sich eine außergewöhnlich zahlreiche Bevölkerung zusammendrängt; Schoschong hatte z. B. um die Mitte des Jahrhunderts gegen 15 000 Einwohner.

Die Stämme der Betschuanen. Von den zahlreichen Stämmen, in die das Volk der Betschuanen zerfällt, mögen hier nur die wichtigsten genannt werden. Die Basuto („Bettler“) sind aus versprengten Bakwena entstanden, die von den Matabelen in die Drakenberge gedrängt wurden (1831). Hier haben sie sich so vermehrt und gekräftigt, daß sie 1879 sich von der Regierung des Kaplandes so gut wie unabhängig machen konnten. Die Makololo, ursprünglich den Basutos stammverwandt, drangen nordwärts vor und hatten um 1850 ein großes Reich zwischen Sambesi und Tschobe sich unterworfen; durch einen Aufstand der Barutse wurden sie nahezu vernichtet. Teils am Ngami-See, teils nordwestlich vom obern Limpopo sitzen die West- und Ost-Bamangwato, letztere mit der Hauptstadt Schoschong. Südlich von den östlichen Bamangwato wohnen die Bakwena, westlich im eigentlichen Steppengebiet die verkümmerten Bakalahari.

e. Die nördlichen Kaffern.

Wohnsitze. Räuberische Kaffernvölker sind im östlichen Afrika bis nahezu zur Breite von Sansibar erobernd nach Norden vorgedrungen. Alle diese Stämme haben sich mit den Unterworfenen in einer Weise vermischt, die eine scharfe ethnologische Sonderung fast zur Unmöglichkeit macht. Nach Osten hin begrenzt das Meer die Raubgebiete der Kaffern, nach Westen hin der Tanganjika und obere Kongo (Luapula).

Die einzelnen Stämme. Das wichtigste der erobernden Kaffernvölker ist das der Watuta, ursprünglich ein Zweig der Maviti, die am Nyassasee verwüstend vorgedrungen sind. Die Watuta drangen in Unjamwesi ein, gelangten vorübergehend bis an den Victoria Nyanza und ließen sich endlich in Ugomba nieder; längere Zeit hatte ihr Häuptling Mirambo im Gebiet der großen Seen eine beherrschende Stellung eingenommen. — Als Maviti bezeichnet man auch einen Stamm, dessen Angehörige richtiger Mahindsche (Mahenge) oder Magwangwara genannt werden, und der zum größten Teil aus Trümmern nördlicher Völker besteht, die sich um einen Kern echter Maviti gesammelt haben; die gegenwärtigen Sitze des Volkes, mit dem die deutsche Schutztruppe hartnäckige Kämpfe zu bestehen hatte, liegen am oberen Rufidschi. — Die Wahehe, den Watuta verwandt, bewohnen das Gebirgsland Uhehe zwischen Usagara und dem Nyassa-See, haben aber die umliegenden Landstriche sich zum Teil unterworfen. — Am rechten Ufer des untern Sambesi hausen die Landins, die zum Stamme der Sulus gehören, andere Abkömmlinge der Sulus beherrschen das Gasaland nördlich vom Limpopo. Südlich vom Rovuma an der Küste wohnen die Wayao. Unechte Sulus, „Sulu-Affen“, sind die Walungu, die jetzt zu ihrer früheren friedlichen Beschäftigung zurückgekehrt sind.

2. Die südwestlichen Bantuvölker.

Allgemeines. Die südwestlichen Bantuvölker sind als eine nach rein geographischen Gesichtspunkten ziemlich willkürlich

zusammengestellte Gruppe zu betrachten, die alle Bantustämme im südwestlichen Afrika, von der Nordgrenze der Hottentotten und Buschmänner bis zum Oberlauf der südlichen Zuflüsse des Kongo, umfaßt. Im ethnologischen Sinne ist das Gebiet nur in einer Hinsicht zu charakterisieren: es ist das Übergangsland, das sich zwischen die südliche Steppe mit ihrer Nomadenbevölkerung und die reinen Ackerbaugebiete des zentralen Afrikas einschiebt; der Grundtypus der Bevölkerung ist dem der innerafrikanischen Bantuvölker verwandt, aber durch die Einwirkung der Steppenvölker mannigfaltig beeinflußt und verändert.

Einteilung. Die politische Lage des Gebietes gestattet es, zunächst zwei große Gruppen auszuscheiden: die Bewohner des Marutse-Mambundareiches und die des Lundareiches. Die übrigen können zusammengefaßt werden als die Stämme südlich vom Cunene, Ovaherero, Ovambo und Bergdamara umfassend, und die Stämme im Quellgebiet des Sambesi. Die Küstenvölker von Mossamedes werden gemeinsam mit den Zentralafrikanern besprochen werden.

a. Stämme südlich vom Cunene.

Die Ovaherero oder Damara. Die Bewohner des Damaralandes im nördlichen Teile des deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebietes sind erst seit etwa hundert Jahren von Nordosten her in ihre jetzige Heimat eingewandert. Die Herero sind im allgemeinen hochgewachsene, kräftige Gestalten, deren Gesichtszüge verhältnismäßig wenig den negroiden Typus zur Schau tragen; ihr Charakter weist wenig liebenswürdige Züge auf. Sie sind ein ausgesprochenes Hirtenvolk, dessen ganzer Reichtum in großen Herden von Rindern, Schafen und Ziegen besteht, während der Boden des Landes als gemeinsames Eigentum des Stammes gilt. Durch beständige, meist unglückliche Kriege mit den südlich wohnenden Hottentotten sind die Herero geschwächt und zurückgekommen; Mischstämme, die sog. Bastards, haben sich an den Grenzen beider Völker gebildet. — Die Tracht der Herero besteht

aus Fellen, die um die Lenden geschlagen werden; die Frauen tragen einen eigentümlichen Kopfschmuck mit lang herabhängenden Lederfransen, oft auch ein Leibchen, das aus aufgereihten Stücken von Straußeneierschalen besteht. Hauptwaffen sind Speer und Wurfkeule, zu denen noch Dolchmesser, Bogen und Pfeile treten. Gewehre sind schon vielfach in Gebrauch. — Bemerkenswert ist der Baumkultus der Herero, der wohl auf Ahnenkultus zurückweist, sowie die Heiligkeit des Feuers.

Die Bergdamara. Mitten unter den Herero wohnt ein unterdrücktes und verachtetes Völkchen, vielleicht die Urbewohner des Landes; es sind die Bergdamara oder Haukoin, wie sie sich selbst nennen. In körperlicher Hinsicht ähneln sie den Herero oder noch mehr den Ovampo, während ihre Sprache hottentottisch ist. Ihr Kulturbesitz ist im allgemeinen derselbe, wie der der Herero. Sie bewohnen die Berge des Landes und besitzen kleine Herden von Rindern, Schafen und Ziegen.

Die Ovampo. Das Ovampoland wird im Süden durch das Damaraland, im Norden durch den Oberlauf des Cunene einerseits, des Kubango anderseits begrenzt; das Land ist bereits reichlich genug bewässert, um Getreidebau zu gestatten. Die Ovampo sind plumper gebaut als die Herero, ihre Gesichtszüge sind gröber; sprachlich stehen sie indessen ihren südlichen Nachbarn ziemlich nahe. Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der Ovampo, doch treiben sie auch Handel mit den angrenzenden Völkern, dessen Hauptgegenstand Elfenbein ist. Ihre Waffen sind denen der Herero sehr ähnlich, ebenso ihre Tracht. Die Ovampo zerfallen in eine Anzahl kleinerer Stämme.

b. Das Marutse-Mambunda-Reich und benachbarte Stämme.

Ausdehnung. Feste Grenzen besitzt das Reich der Marutse nicht; unter starken Herrschern erweitert es sich, indem es die benachbarten Stämme sich unterwirft, die bei günstiger Gelegenheit sich wieder unabhängig zu machen

wissen. Das Marutse-Reich ist eines jener Gebilde, die an der Grenze der Steppe und der Kulturzone entstehen müssen; energische Stämme unter despotischen Fürsten herrschen über fleißige, aber unkriegerische Ackerbauer. Als ungefähre Südgrenze des Reiches sind der Sambesi und Tschobi zu betrachten; den Kern des Landes bilden das Sambesithal und die vom Sambesi bogenförmig umschlossenen Landschaften bis zum 13. oder 14.° südlicher Breite, im Osten bezeichnet der Lauf des Loango ungefähr die Grenze. Zugleich mit den Völkern des Marutse-Reiches mögen einige benachbarte Stämme besprochen werden, die zum Teil in einer gewissen Beziehung zu den Marutse stehen oder, wie die Bayeye, von den Betschuanen bedrückt werden.

Staatsverfassung. Die herrschenden Völker sind, nachdem die Herrschaft der Makololo (s. S. 169) abgeschüttelt ist, die Marutse und die Mambunda. Der König hat einen engeren Rat, aus dem Scharfrichter, Ärzten oder Zauberern und einigen anderen Hofleuten bestehend, und einen weiteren Rat um sich, der aus den übrigen Hofbeamten und Häuptlingen zusammengesetzt ist; die despotische Willkür des Fürsten wird dadurch nur wenig beschränkt. Bemerkenswert ist das Handelsmonopol des Königs, das sich insbesondere auf die europäischen Waren erstreckt und eine höchst ergiebige Einnahmequelle darstellt.

Kulturbesitz. Was von den Marutse zu sagen ist, gilt im allgemeinen auch von den übrigen Stämmen des Gebietes. Zur Tracht der Marutse, die größtenteils aus Fellen besteht, treten hier bereits inländische (daneben natürlich auch europäische) Baumwollstoffe. Die Waffen sind mannigfaltiger als im Süden; Speere, Beile, Wurfkeulen, Messer, Bogen und Pfeile sind besonders zu nennen, während der Kaffernschild erst durch die Makololo eingeführt ist. — Im Lande der Barutse, das alljährlich vom Sambesi überschwemmt und befruchtet wird, ist der Ackerbau sehr lohnend; der Viehstand ist nicht groß. Fischfang und Jagd werden mit Geschicklichkeit ausgeübt.

Einzelne Stämme: 1. Die Marutse und die Mambunda. Von diesen beiden Herrschervölkern bewohnen die Marutse das Tiefland am Sambesi, während die Mambunda nördlich und nordöstlich von ihnen sitzen. Sie sind keine Nomaden, wie ihre Vorgänger, die Makololo, sondern vorwiegend Ackerbauer.

2. Die Batoka (Matonga). Die Batoka wohnen an beiden Ufern des Sambesi von der Tschobi- bis zur Kasuemündung (25.—29.° ö. L.). Sie sind dunkelfarbiger und negerartiger als ihre Nachbarn. Die westlichen Teile des Volkes sind den Marutse tributär, die südlich vom Sambesi wohnenden zum Teil den Matabele; die nordöstlichen Batoka haben sich unabhängig erhalten.

3. Die Maschukulumbwe. Die Wohnsitze der Maschukulumbwe, eines Hirtenvolkes von mißtrauischem und gewaltthätigem Charakter, liegen östlich vom Lande der Marutse, mit denen die Maschukulumbwe in erbitterter Feindschaft leben. Die Anlage der Dörfer erinnert an die der Kaffern; charakteristisch sind die langen, spitzen Haartrachten der Männer.

4. Die Bakuba und Bayeye. Die Bakuba sind ein Ackerbauvolk, das unter dem 18.° südlicher Br. am Tonka wohnt; ihre Verwandten am Ngamisee, die Bayeye, sind ein unkriegerischer, von den Betschuanen unterjochter Stamm, der sich in die Sümpfe und auf die Inseln des Ngami und seiner Zuflüsse zurückgezogen hat. Äußerlich gleichen die Bayeye am meisten den Ovampo.

5. Die Makalaka. Auf beiden Ufern des Sambesi in der Gegend der Victoriafälle sitzen die Makalaka, die sich in Felle und Rindenstoffe kleiden, mit Speer und Schild bewaffnet sind und als Ackerbauer und Schmiede Tüchtiges leisten. Die südlicher wohnenden Baschapatani scheinen ein versprengter Zweig der Makalaka zu sein.

c. Stämme im Quellgebiet des Sambesi.

Allgemeines. Zwischen dem Reiche der Marutse, Lunda und dem portugiesischen Küstenland erstreckt sich ein Gebiet,

das von unabhängigen Stämmen bewohnt ist, die allerdings früher und zum Teil vielleicht noch jetzt dem Marutsereich tributär waren. Sämtliche Stämme sind Ackerbauer und beschäftigen sich mit der Kultur der Baumwolle, die offenbar am Sambesi aufwärts sich verbreitet hat, da sie weder im Norden noch im Süden des Gebietes bekannt ist. Drei Völker sind hier hauptsächlich zu nennen.

1. Die Ganguella. Die Ganguella wohnen im Süden und Osten des wichtigen Handelsplatzes Bihé bis zum oberen Kubango hin, nach unsicheren Nachrichten sogar bis zum Cunene. Das Volk zerfällt in eine Anzahl einzelner Stämme, die kein politisches Ganze bilden; der bekannteste unter ihnen ist der Stamm der Kimpande.

2. Die Luchaze. Das Volk der Luchaze wohnt östlich von den Ganguella. Verwandt mit ihm scheinen die nördlicher wohnenden Quiboko zu sein.

3. Die Ambuella. Sie bewohnen das Gebiet des oberen Kuando und sind sprachlich den Ganguella verwandt. Der Ackerbau ist bei ihnen hoch entwickelt; ihre Ansiedelungen mit viereckigen Hütten sind meist auf Pfählen in Sümpfen errichtet.

d. Das Lundareich.

Ausdehnung. Vom 12.° südl. Br. reicht das Lundareich im Nordosten etwa bis zum 8., im Nordwesten bis zum 5.° südl. Breite. Die Westgrenze ist bis nahe zum Kuango vorgeschoben; im Osten liegen kleinere Reiche, deren Herrscher dem des Lundavolkes verwandt und tributär sind, das Reich der Kazembe und des Kasongo.

Staatsverfassung. Dem Könige des Lundareiches, dem Muata Jamvo, steht eine weibliche Herrscherin (nicht seine Gattin) zur Seite, die Lukokescha. Beide sind von einem Hofstaate umgeben, dessen Angehörige in eine höhere und niedere Klasse zerfallen und von denen einige beständig den König begleiten müssen. Unter Umständen wird auch die Volksversammlung vom König befragt oder doch von seinen

Entschlüssen unterrichtet. Das Land wird von tributären Häuptlingen verwaltet, die im Lehensverhältnis zum Muata Jamvo stehen.

Kulturbesitz. Die Tracht besteht teils aus Fellen, teils aus eingeführten Baumwollstoffen; Bemalung und Tättowierung sind viel mehr üblich als bei den südlichen Bantuvölkern. Von Waffen sind eiserne und hölzerne Speere, Pfeile und Bogen, kurze Schwerter, Beile und Dolche in Gebrauch. Die Flechtkunst ist wenig entwickelt, etwas höher steht die Holzschnitzerei und das Schmiedehandwerk.

Einzelne Stämme. 1. Die Kalunda. Das herrschende Volk im Lundareiche sind die Kalunda, ein im allgemeinen dunkelfarbiges Volk von nicht auffallend negroidem Typus, unter dem es auch an helleren Elementen nicht zu fehlen scheint. Sie sind reine Ackerbauer.

2. Die Kioko. In den westlichen Teilen des Lundareiches hat sich neuerdings ein von Süden kommendes Volk verbreitet, das vielleicht bestimmt ist, die Herrschaft der Kalunda durch seine eigene zu ersetzen. Es sind die Kioko, geschickte Jäger, Händler und Schmiede, die vorläufig noch an den Muata Jamvo Tribut entrichten.

3. Kasembe. Das Tributärreich des Kasembe liegt im Südosten des Lundareichs und erstreckt sich bis zum oberen Luapula (zwischen Moëro und Bangweolo-See). Der Muata Kasembe ist von einem ähnlichen Hofstaat umgeben wie der Muata Jamwo; zeitweilig sind die Tributzahlungen an den letzteren unterblieben.

3. Die seßhaften ostafrikanischen Bantuvölker.

Allgemeines. Gleichartigkeit der Abstammung und des Schicksals vereinigt die Ackerbauer des östlichen Afrika zu einer großen Gruppe. Von Süden her durch die Kaffern, von Norden her durch die hamitischen Hirtenvölker bedrängt, durch arabische Sklavenhändler verfolgt und geschwächt, sind diese Stämme der natürlichen Vorbedingungen des Gedeihens beraubt, liefern aber zugleich durch ihren passiven Widerstand

gegen alle auf sie eindringenden Schädlichkeiten einen glänzenden Beweis für die Lebenszähigkeit der negroiden Rasse. Zweckmäßig trennt man die Ackerbauer Ostafrikas in zwei Hauptgruppen, in die Völker am Nyassa und die Stämme zwischen der Küste und den großen Seen. Gemeinsam ist allen diesen Völkern die Rindentracht, neben der einheimische Baumwollstoffe im Süden und in Unyamwesi, ferner Felle und ausländische Zeuge zur Verwendung kommen.

a. Die Stämme am Nyassa und untern Sambesi.

Allgemeines. Die seßhaften Völker im Südosten Afrikas sind durch die Angriffe der Sulus in ihrer Entwickelung gehemmt und geschädigt. Zum Teil haben sie sich unterworfen, zum Teil auf die Berge oder die Inseln der Flüsse und Seen zurückgezogen. Daneben finden sich noch Landstriche mit verhältnismäßig hoher Kultur.

Einzelne Stämme: 1. Tongastämme. Im Gasalande wohnen die am weitesten nach Süden vorgeschobenen Ackerbauer, die Tonga, die von einer kleinen Zahl von Sulus unterworfen sind. Ihre Herden sind von den Sulus geraubt worden, sodaß einige Stämme Hunde als Schlachtvieh züchten.

2. Die Manganja. Das wichtigste Volk am Nyassa, Schire und linken Sambesiufer ist das der Manganja; Maravi, Marimba und Matschewa sind Teile dieses Volkes. Die Manganja sind dunkelfarbige Menschen mit wenig entwickeltem Prognathismus, fleißige, friedliebende Ackerbauer und Handwerker. Als Schmuck ist das Pelele oder der Lippenring, der in einer Öffnung der Lippen getragen wird, gebräuchlich; die Tättowierung ist häufiger als im Süden. Speere, Bogen und Pfeile sind die Hauptwaffen.

3. Die Banyai. Am südlichen Sambesiufer wohnen die Banyai vom Gebiete der Makalaka an bis hinab nach Tete. Sie sind den Manganja sehr ähnlich, aber zum Teil hellfarbiger; die Weiber tragen das Pelele. Die Gesetzlosigkeit nach dem Tode eines Häuptlings bis zur Wahl



Fig. 38. Mareale, Sultan von Marangu am Kilimandscharo.

eines neuen ist bei diesem Stamme zur stehenden Einrichtung geworden.

4. Die Babisa. Die Babisa bewohnen die Landstriche zwischen dem Westufer des Nyassa und dem Oberlauf des Kongo. Ihr Aussehen soll auffallend an das der Buschmänner erinnern; gegenwärtig sind sie in schlimmer Lage und von den Masitu dezimiert.

b. Stämme zwischen der Ostküste und den großen Seen.

Allgemeines. Die ackerbauenden Völker Ostafrikas sind auch nördlich vom Sambesi und Nyassa hart bedrängt; die Raubzüge der Kaffern reichen weit nach Norden, Masai, Galla und Somali dringen südwärts bis zu den großen Karawanenstraßen vor, die von der Küste gegenüber Sansibar auslaufen, und zwischen beide Bedränger schieben sich die arabischen Sklavenräuber ein. Der Einfluß der Europäer ist an der portugiesischen Grenze ganz unbedeutend und weiter im Norden erst durch das Eingreifen der Deutschen stärker zur Geltung gekommen.

Stämme zwischen dem Nyassa und der Küste. Im Hinterlande von Kilwa wohnen die Mamwera, südlich von ihnen die Makua; beide Stämme sind im Rückgang, die Makua, noch immer zahlreich, sind besonders durch das Eindrängen der Wayao geschwächt worden. Ein Handelsvolk sind die Makonde nördlich vom Rovuma. Südlich vom Rovuma hausen die wenig bekannten Mavia.

Küstenstämme vom Rufidschi bis zum Tana. Die Wasaramo (im Lande Usaramo) am Norduser des Rufidschi sind wenig zahlreich; zum Teil sind sie selbst zu Sklavenhändlern geworden. Ihnen verwandt dürften die Wakhutu sein, die weiter stromaufwärts wohnen. Im Hinterlande von Bagamoyo finden sich die einst gefürchteten, jetzt bedeutungslosen Wadoë, weiter nördlich die Waseguha, im Hinterland von Pangani die Waschensi, bei Mombas die Wanika, am Tana die Wapokomo. Am Kilimandscharo sitzen die Wadschagga.

Stämme des Innern. Dringt man aus dem Küstenlande gegenüber Sansibar nach dem Innern vor, so erreicht man zunächst das Bergland von Usagara; die Wasagara, ein scheues, mutloses Volk, haben sich vor den Sklavenjägern auf die Berge zurückgezogen. Das nächste Gebiet, das Steppenland Ugogo, ist von einem energischeren Stamme,



Fig. 39. Wasukuma-Weib.

den Wagogo bewohnt. Das Hauptland des Innern ist Unjamwesi, das bis zum Tanganjika reicht und in viele kleinere Provinzen zerfällt. Die Wanjamwesi mit vielen kleineren Stämmen (Wasukuma u. a.) sind ein rühriges Handelsvolk, das große Karawanen zur Küste sendet und von den Arabern in jeder Hinsicht stark beeinflußt ist. Am Südostufer des Tanganjika wohnen die fleißigen Wafipa; viele

andere kleine Stämme müssen hier notgedrungen übergangen werden.

4. Stämme am Kongo und in Niederguinea.

Allgemeines. Das Kongogebiet ist der am letzten erschlossene Teil Afrikas, wenn wir von geringfügigen Rückständen absehen. Die Entdeckungsfahrt Stanleys, der sich bald die Reisen und Berichte gründlicherer Forscher anschlossen, gestattete uns mit einem Male einen Blick in eine fast unberührte, eigenartig entwickelte Welt. Immerhin stehen die Stämme am mittleren Kongo nicht unvermittelt den übrigen gegenüber. Vor allem sind es die Küstenvölker Niederguineas, deren Kulturbesitz sich mit dem der Kongostämme deckt, so weit nicht die europäische Einfuhr zerstörend auf die einheimische Kunstfertigkeit gewirkt hat; diese Küstenbewohner mögen deshalb mit den Stämmen des Innern gemeinsam besprochen werden. Auffallende Beziehungen verknüpfen auch die Kongovölker mit den Stämmen am oberen Binuë; im Osten greifen andere Kulturgebiete, die einerseits in Uganda, anderseits im Monbuttuland ihren Mittelpunkt haben, auf das obere Kongobecken über, und nach Süden hin ist die Grenzlinie gegen das Lundareich ebenfalls nicht scharf zu ziehen. — Die Tracht des Gebietes wird fast durchgängig aus den Blattfasern der Raphiapalme hergestellt, die auf dem Webstuhl verwoben werden. Die Bewaffnung ist ebenfalls scharf charakterisiert durch das Auftreten der kurzen, breitblattigen, streng symmetrisch geformten Schwerter oder Messer. In einem Teile des Gebietes ist das Wurfmesser zu finden, ferner eigentümliche krumme Säbel. Tättowierung ist häufig und erreicht bei einigen Stämmen hohe Vollendung. — In politischer Hinsicht herrscht völlige Zersplitterung, größere Reiche finden sich gegenwärtig nirgends, während in früherer Zeit das „Königreich Kongo“ im Süden der Kongomündung eine bedeutende Macht in sich vereinigte; von den Portugiesen unterstützt schlug der König des Landes 1490 ein eroberndes, kaffernähnliches Volk, das aus dem Innern nach der Küste

drang, die Mundequete oder Dschagga. Um eine leichtere Übersicht zu ermöglichen, mögen die Stämme des umfangreichen Gebietes in drei große Gruppen gesondert werden, deren erste die Stämme von Angola umfaßt, während die zweite die Küstenvölker nördlich vom Kongo und die dritte die Stämme am mittleren und oberen Kongo und dessen Nebenflüssen in sich begreift.

a. Küstenstämme südlich vom Kongo.

Allgemeines. In älterer Zeit war der verkehrslose Atlantische Ozean nur eine Schranke, die der Verbreitung der Binnenvölker Halt gebot, ohne auf ihre Eigenart einen wesentlichen Einfluß zu üben. Die abweichenden Merkmale des Küstentypus haben sich erst seit der Besitznahme des Landes durch die Portugiesen (Ende des 15. Jahrhunderts) herausgebildet. Allenthalben an der Küste sind die ursprünglichen Sitten und Gebräuche zurückgedrängt und die Stammesgrenzen verwischt; die Stämme weiter im Innern sind dagegen zu Zwischenhändlern geworden, die die Beförderung der Waren nach dem Innern vermitteln.

Begrenzung. Das von der Küste aus stärker beeinflußte Gebiet erstreckt sich im Süden bis zum Oberlauf des Cunene, im Norden bis zur Westgrenze des Lundareichs, also bis über den Kuango hinaus.

Einzelne Stämme. Schreiten wir von Süd nach Nord vor, so sind folgende Hauptstämme zu nennen. Die Mundombe, die in ihrem Äußern noch sehr an die benachbarten Südafrikaner erinnern, finden sich in Mossamedes und ebenso in Bihé, wo allerdings infolge des Sklavenhandels eine Mischrasse entstanden ist (Biheños). Im Küstengebirge wohnt das kriegerische Hirtenvolk der Killengue. Als Angola-Neger bezeichnet man die stark europäisierten Küstenstämme; verhältnismäßig am eigenartigsten haben sich die Kissama (südlich vom unteren Kuanza) erhalten. Im Süden der Kongomündung wohnen die Mussikongo. Weiter landeinwärts treffen wir die eigentlichen Handels-

völker an, so die Bangala am oberen Kuango, die Songo südwestlich vom letzteren, die Minungo am Kuango südlich von den Bangalas.

b. Küstenstämme nördlich vom Kongo.

Allgemeines. Während die eben besprochenen Küstenvölker gegenwärtig außer von den Europäern nicht von kriegerischen Eroberern behelligt werden, haben wir an der nördlichen Küste ein unruhiges Erobervolk, die Fan, das sich wie ein Keil in die friedlichen Küstenvölker eindrängt; da nun auch einige der ansässigen Stämme, wie die Dualla, erst in neuerer Zeit eingewandert sein dürften, so ist das ethnologische Bild dieses Gebietes ziemlich verworren; die südlichen Stämme sind denen am Kongo verwandt, die nördlichen verdienen eine besondere Besprechung.

Die Bewohner der Loangoküste. In vielen Einzelheiten bekunden die Neger von Loango ihren engen Zusammenhang mit den Binnenstämmen des Kongogebietes. Südlich von den eigentlichen Loangonegern wohnen an der Kongomündung die Musserongo, nördlich die Balumbo.

Die Stämme von Gabun. In Gabun ist eine ursprünglich einheimische Bevölkerung zu unterscheiden, die im allgemeinen den Kongonegern nahe steht. Zu ihnen gehören die Akelle und die unbedeutenderen Stämme der Okande, Okota und Apingi.

Die Fan (Pahuin). Das kriegerische Kannibalenvolk der Fan drängt aus dem Innern nach der Küste und hat bereits eine bedeutende Strecke des Küstenlandes besetzt. Die Fan unterscheiden sich scharf von den Kongostämmen, ähneln dagegen in ihrem Äußeren den Niam-Niam (S. 199). Auch ihre Tracht, die aus Rindenzeug und Fellen besteht, sowie ihre Bewaffnung mit Speer, Bogen und Wurfmesser erinnert an die Ausrüstung dieses Volkes. — Als Völker, die nach der Küste drängen, sind noch die Bateke am oberen Ogowe und die Apfuru am Alima zu nennen.

Die Bewohner Kameruns. Die Küstenbewohner Kameruns sind die Dualla, die infolge des Handelsmonopols völlig zu einem müßigen Handelsvolke ohne besondere Eigenart geworden sind. Nördlich von ihnen wohnen die Bakhwiri, ein zum Teil noch unverdorbener, harmloser Menschenschlag.

c. Stämme am mittleren und oberen Kongo.

Allgemeines. Am Kongo liegen die Gebiete Afrikas, die bis in die neueste Zeit weder von der europäischen noch von der arabischen Kultur berührt waren. Sie bilden ein eigenartiges Kulturgebiet. Bis zu den Stanleyfällen und dem Mittellauf der nördlichen Zuflüsse herrscht allgemein die Palmfasertracht; oberhalb dieser Grenzen beginnt die Rindenkleidung. Die rechteckige Form der Hütten ist allgemein. Die höchste Entwickelung dieser innerafrikanischen Kultur hat an den Ufern des Kongo und Kassai stattgefunden, während an einigen Nebenflüssen sehr zurückgebliebene Stämme zu finden sind.

Einzelne Stämme. Gehen wir von der Mündung des Kongo stromaufwärts, so treffen wir zunächst vier Stämme, die die Bantusprache Kikongo (Fiot) sprechen, nämlich die schon erwähnten Musserongo und Mussikongo, und bis zum Stanley-Pool hin die Mussimboma und Bakongo. Vom Pool bis zum Kassai wohnen die Bateke und die Bajansi. In der Gegend der Ubangimündung findet sich der wichtige Stamm der Bangala, weiter stromaufwärts die Mobeka, Mokoni und Marundscha. Oberhalb der Loikamündung wohnen dann die zahlreichen Lukeréu-Stämme, unter denen die Basoko besonders zu nennen sind. Von den Stanleyfällen bis Nyangwe endlich sind die Wagenia verbreitet. Am obersten Kongo (Luapula) liegt das Gebiet von Urua, wo sich bereits ost- und südafrikanische Kulturmerkmale mit den zentralafrikanischen mischen; das Land ist dem Namen nach dem Lundareiche tributär. — Die Stämme am Oberlauf der nördlichen Nebenflüsse gehören bereits zu einem neuen Kulturgebiet. An den südlichen Zuflüssen sind

zu nennen: die Balolo am Tschuapa, die Badima und Bakutu am unteren Kassai. Wichtiger sind die verhältnismäßig hochkultivierten, schön und kräftig gebauten Bakuba und das Volk der Hanfraucher, die Baluba (Tuschilange), das erst neuerdings nach einem blutigen Kampf der jüngeren Leute gegen die Alten im Handelsverkehr mit benachbarten Völkern, besonders den Kioko, getreten ist und eine merkwürdig humane neue Religion eingeführt hat.

5. Die Bewohner der Wahumastaaten.

Wohnsitze. Wenn auf der weiten, von Völkerströmungen beständig überfluteten Hochebene des zentralen Afrika Staatenbildungen selten von Dauer sind, so müssen doch fester gefügte politische Gebilde überall da entstehen, wo natürliche Verhältnisse die Einförmigkeit der Hochfläche unterbrechen und Schutz gegen die Angriffe wandernder Völker gewähren. Nicht nur Gebirge bieten diesen Schutz, sondern auch ausgedehnte Wasserflächen, und so ist es begreiflich, daß wir in dem Landstriche kräftigen Staatsbildungen begegnen, der von den großen Seen, Victoria Nyanza, Albert Nyanza, Muta Nsige und Tanganjika, umschlossen und im Norden überdies durch den Nil gedeckt ist; es sind die sog. Wahumastaaten, als deren wichtigste Uganda, Unjoro und Karagwe genannt werden müssen.

Charakteristik der Bevölkerung. Das Volk der Wahumastaaten zerfällt in zwei Gruppen, die sich im anthropologischen Sinne noch scharf von einander unterscheiden, deren Kulturbesitz aber sich zu einer untrennbaren Mischung vereinigt hat. Der eigentlich herrschende Stamm ist das Hirtenvolk der Wahuma, das der hamitischen Völkergruppe angehört und vor längerer Zeit erobernd eingedrungen ist; den Hauptteil der Kultur verdankt das Land dagegen den Bantuvölkern, die auch jetzt noch an Volkszahl die herrschende Rasse übertreffen, den Waganda, Wanjoro 2c.; die Bantusprache ist auch die allgemeine Verkehrssprache.

Diese Bantu sind Leute von dunkel-schokoladenfarbiger Haut mehr als mittelgroß, kräftig und gut gebaut.

Kulturbesitz. Die Tracht, die hier reichlicher zugemessen erscheint als bei irgend einem anderen Bantuvolke, wird mit großer Kunstfertigkeit teils aus Baumrinde, teils aus Fellen hergestellt. Die Hütten sind kegelförmig, aber wenigstens durch Größe oftmals ausgezeichnet. Als Waffen werden Speere von etwa 2 m Länge und spitzelliptische Holzschilde bevorzugt, ferner Bogen und Pfeile. Die Schmiedekunst ist hoch entwickelt.

Staatsleben. Die Bedeutung des Königs beruht hauptsächlich auf seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr. Das ganze Volk ist kriegerisch organisiert, wenn auch nicht in dem Maße, wie die Sulu. Der Rat des Königs besteht aus den Wakungu (Adligen), deren Stellen z. T. erblich sind; der Große Rat (Luchiko) bildet die eigentliche regierende Macht.

Die einzelnen Staaten. Der wichtigste Wahumastaat ist Uganda (1500 Quadrat-Meilen groß), die nordwestliche Uferlandschaft des Victoria Nyanza. Bevor das Land durch die Thronstreitigkeiten der letzten Jahre zerrüttet war, besaß der König ein bedeutendes Heer und eine große Flotte auf dem Victoria Nyanza. Das Land ist fruchtbar und gut bevölkert. — Unjoro (1500 Quadrat-Meilen) liegt südöstlich vom Albert Nyanza und scheint der älteste der Wahumastaaten zu sein; zeitweilig war es Uganda tributär. — In Karagwe (etwa 300 Quadrat-Meilen), am Westufer des Victoria Nyanza, führt der negroide Teil der Bevölkerung den Namen Wanjambo. Zu den Wahumastaaten gehören noch Uhaja und Usinsa am westlichen und südwestlichen Ufer des Victoria Nyanza.

B. Die Sudanneger.

Allgemeines. Die Negervölker des Sudân sind von hellfarbigen Stämmen durchsetzt, die zum größten Teile der hamitischen Völkergruppe zuzurechnen sind. An Mischungen fehlt es infolgedessen nicht; Kultureinflüsse, deren Eindringen

von Norden her durch die Sahara nur unvollkommen aufgehalten wurde, haben das ganze Wesen der Sudanneger umgestaltet und bereichert. Die meisten Landschaften des Sudan sind dem Islam gewonnen; überdies sehen wir die negroiden Ackerbauer fast allenthalben von kriegerischen Steppenbewohnern unterjocht und beherrscht, wenn auch im Laufe der Zeit Sieger und Besiegte vielfach zu einem neuen Volke zusammengeschmolzen sind. Alle diese Verhältnisse machen es erklärlich, daß wir innerhalb des Sudan den grellsten ethnologischen Gegensätzen begegnen und daß eine allgemeine Charakteristik seiner Bewohner nicht wohl möglich ist. Die verschiedenen Sprachgruppen stehen sich ebenfalls fremdartig gegenüber.

Einteilung. Die negroiden Sudanesen zerfallen ungezwungen in vier Hauptgruppen. Wir unterscheiden zunächst die Bewohner der Westküste und des anschließenden Binnenlandes bis zum oberen Niger, ferner die Völker der Haussastaaten; als dritte Gruppe betrachten wir die Einwohner des zentralen Sudan mit den Staaten Bornu, Baghirmi, Wadai und Dar-Fur, als vierte endlich die Stämme am oberen Nil und Ubangi.

1. Die Völker des Küstenlandes von Guinea.

Wohnsitze. Neger sitzen an der afrikanischen Westküste, die wir bis nach Kamerun hin von Bantustämmen bewohnt sahen, weiter nach Norden hin noch bis zum Südufer des Senegal, worauf hamitische Stämme an ihre Stelle treten. Weiter im Innern reicht die Grenze der negroiden Völker noch weiter nordwärts. Die ungefähre Ostgrenze der hier zu besprechenden Stämme mögen die westlichsten Teile der Haussastaaten bilden.

Allgemeine Charakteristik. Die fast allgemeine Verbreitung einer gewissen Kultur über das ganze Gebiet giebt den verschiedenen Stämmen eine äußerliche Gleichartigkeit. Besonders bemerkenswert ist die Baumwollkultur und Baumwollweberei, die nur einigen versprengten Völkertrümmern

an der Küste unbekannt ist. Die Kultur dieser Landstriche ist nun nicht etwa von der Küste her, sondern aus dem Innern vorgedrungen; wir finden sie höher entwickelt bei den Binnenstämmen, verhältnismäßig ärmlich am Meeresstrande. Hier hat zwar seit längerer Zeit die europäische Kultur ihren Einfluß geübt, aber sie hat mehr zerstörend als befruchtend gewirkt.

Die einzelnen Völker: 1. Stämme im Gebiet der Nigermündung. Kamerun war das nördlichste Küstenland der Bantuvölker. Westwärts von Kamerun, in Kalabar, finden wir die Efik, deren Sprache den gleich zu erwähnenden Ewesprachen verwandt ist. Die Bewohner des Nigerdeltas und der angrenzenden Gebiete, die Ibo oder Igbo, sprechen eine andere Sprache, die mit den Dialekten nordwestlich wohnender Stämme eine eigene Gruppe bildet. Übrigens werden noch mehrere ganz abweichende Sprachen am unteren Niger gesprochen, so in Bonny und Braß. Nach Westen hin schließen sich die Stämme von Benin und die Yebu an, die mit den Bewohnern von Dahomeh nahe verwandt sein dürften.

2. Stämme der Sklavenküste. An der Sklavenküste herrscht die Ewesprache, die im Innern auch in Dahomeh und Yoruba verbreitet ist. Das Land Yoruba bildet keine politische Einheit, während wir in Dahomeh ein festgefügtes Staatsgebilde mit despotischer Regierungsform vor uns haben. Dahomeh — wie auch Aschanti — verdankt seine Macht dem Sklavenhandel; die Blütezeit des Landes ist somit vorüber. Die bei den fortwährenden Feldzügen, an denen sich die berühmte Amazonengarde hervorragend beteiligt, erbeuteten Sklaven werden jetzt massenhaft hingeschlachtet, hauptsächlich als Totenopfer für die verstorbenen Könige. — Bemerkenswert ist der ausgebildete Schlangenkult an der Küste, besonders in Waidah, der weiter im Innern zurücktritt.

3. Stämme der Goldküste. Wie an der Sklavenküste Dahomeh, so ist an der Goldküste das Negerreich Aschanti

das Hinterland eines Gebietes, das von europäischen Mächten in Besitz genommen ist. Sprachlich bilden die Bewohner der Goldküste, die Fanti, Akim, Akwapim, Akwambu und Akra mit den Aschantis eine Gruppe (Odschi-Sprache). Auch Aschanti ist von seiner früheren Höhe tief herabgesunken.

4. Stämme der Zahn- und Pfefferküste. Der Hauptstamm des Gebietes und durch seine Arbeitslust und Brauchbarkeit einer der wichtigsten Negerstämme überhaupt sind die Krus im Hinterland von Liberia bis Kap Palmas; verwandt mit ihnen scheinen die Avekvom der Zahnküste zu sein. Die Krus sind ein kräftiger Menschenschlag von dunkler Bronzefarbe, kenntlich an einer blauen Tättowierung der Stirn; sie sind überall in den Faktoreien der Küste als Arbeiter beschäftigt, ohne sich indes außerhalb ihrer Heimat dauernd niederzulassen. Die eigentlichen Herren von Liberia sind die Angehörigen eines Mischvolkes, das zum größten Teile aus den Nachkommen befreiter amerikanischer Sklaven besteht. Dasselbe gilt von den „zivilisierten" Negern der Küste von Sierra Leone. Die fleißigen und intelligenten Wei im Hinterland von Sierra Leone und West-Liberia gehören der Mandingogruppe an; sie bedienen sich einer selbsterfundenen Schrift, die allerdings fremden Mustern nachgebildet sein mag.

5. Die Stämme Senegambiens. Das Hinterland der bisher besprochenen Gegenden ist wenig erforscht, und seine Bewohner üben nur einen geringen Einfluß auf die Küstenstämme aus. Anders in Senegambien, wo zwei schiffbare Ströme den Weg aus dem Innern nach der Küste gebahnt haben und auch die Nähe der hamitischen Steppenbewohner schon fühlbar wird. Neben mächtigen Stämmen, die aus dem Hinterlande vorgedrungen sind, finden wir in den sumpfigen Küstenlandschaften auch kulturarme, versprengte Völkertrümmer. Von den kleineren Stämmen Senegambiens sind zu nennen: die kannibalischen Bobo nordöstlich vom Senegal, die Fulup am Gambia, die Banyun südlich vom Gambia, die Papel auf den Bissagos-Inseln und dem

benachbarten Festland, die Tyapi, Susu (Verwandte der Mandingo) und Landuma südlich vom Rio Grande und am Rio Nuñez, die Baga und Nalu südlich von letzterem Flusse. Wichtiger ist das Volk der Jolof oder Wolof, das zwischen Senegal und Gambia wohnt. Die Jolof sind von dunkler Hautfarbe und hoher Gestalt mit echt negroiden, aber verhältnismäßig wohl gebildeten Zügen; ihre Sprache steht isoliert da. Sie sind vorwiegend Ackerbauer und durch eine soziale Kasteneinteilung merkwürdig. Die Serere, die innerhalb von deren Gebiete wohnen, sind als ein verwandter Stamm zu betrachten.

6. Stämme am oberen Senegal und Niger. Mächtige Reiche, wie wir sie überall am Südende der Sahara sich bilden sehen, haben auch im Hinterlande Senegambiens in früherer Zeit bestanden. Das älteste negroide Volk dieser Gegend, das in historischer Zeit schon überall zurückgedrängt oder unterworfen erscheint, sind die Serrakolet oder Soninke; sie sind ein friedliches Ackerbauvolk von verhältnismäßig heller Hautfarbe, das sporadisch vom Gambia und oberen Senegal bis an den oberen Niger wohnt. Als Herrscher folgten ihnen die Mandingo, die im Anfang des 13. Jahrhunderts das mächtige Reich Melle gründeten. Die Mandingo bewohnen ursprünglich das Hochland im Süden des oberen Gambia, haben sich aber als Eroberer und Verkünder des Islam im westlichen Sudan und in Senegambien weithin verbreitet und mit anderen Stämmen gemischt. Die Hautfarbe ist braunschwarz, der Gesichtsschnitt oft wenig negerartig. Als Zweig der Mandingo sind die Bambara zu betrachten, sowie die schon erwähnten Susu und Wei. Die Tukulör sind ein Mischvolk von Fulbe, Mandingos und Jolof und haben als fanatische Islamiten in Senegambien und im westlichen Sudan eine wichtige Rolle gespielt.

2. Die Bewohner der Haussastaaten.

Allgemeines. Mag einerseits die erzwungene Abwehr der kriegerischen Steppenbewohner die Ackerbauer des Sudans

zu kräftigem staatlichen Zusammenschluß nötigen, mögen diese Steppenbewohner selbst in die Staaten der Ackerbauer eindringen, sie beherrschen und fester organisieren — allenthalben ist als Ergebnis das Entstehen einer Reihe kultivierter und dauerhafter Staatsgebilde am Südrande der großen Wüste zu bemerken. Im westlichen Sudan ist eine ganze Gruppe dieser Staaten zu einer größeren Einheit zusammengefaßt, es sind die Haussa-, Fulbe- oder Fellatahstaaten am Niger und Binuë. Begründet und ursprünglich beherrscht wurden diese Reiche vom Negervolk der Haussa, während gegenwärtig die hamitischen Fulbe der regierende Stamm sind. Die hohe Blüte der Industrie und des Kunstgewerbes ist durch das Eindringen der Eroberer nicht merklich geschädigt worden.

Einzelne Stämme: 1. Die Haussa. Die Haussa sind der Hautfarbe nach echte Neger, lassen aber durch ihre Gesichtsbildung auf starke Zumischung hamitischen Blutes schließen. Sie sind die eigentliche Kulturrasse des westlichen Sudan und scheinen früher als Träger der Kultur sich weithin ausgebreitet zu haben, wie die Ausdehnung ihres Sprachgebietes beweist. Von dem Oasenland Air oder Asben südwärts beherrscht die Haussasprache das Gebiet der sieben sogenannten echten Haussastaaten zwischen Niger und Tsadsee und wird als Sprache des Verkehrs oder der herrschenden Rasse in den „unechten Haussastaaten“ Yoruba, Korórofa ꝛc., ferner am Westufer des Niger und am Unterlauf des Stromes angewendet. Die Haussa sind gewerbfleißig, Anhänger des Islam, ohne fanatisch zu sein, und brauchbare Soldaten, die namentlich in den englischen Kolonien Westafrikas gute Dienste thun. Ihre Sittlichkeit steht nicht eben auf hoher Stufe. Was die Tracht anbetrifft, so tritt hier wie auch im zentralen Sudan an Stelle der einfachen Schamhülle das Hemd (Tobe) und bei Vornehmeren arabische Kleidung.

2. Die Sonrhay. Zwischen Timbuktu und der Oase Air liegen die Sitze des Sonrhay-Volkes. Dieses Volk zerstörte im 16. Jahrhundert das Mandingoreich Melle und

breitete als herrschende Rasse seine Sprache über das Gebiet östlich vom oberen Niger aus. Die Sonrhay sind Mischlinge, unter denen das Negerblut vorwaltet, wenn auch die Kreuzung mit Fulbe, Tuareg, Marokkanern und Arabern ihre deutlichen Spuren hinterlassen hat.

3. Heidnische Stämme. Während die islamischen Kulturvölker des Sudan einen Gebietsstreifen bewohnen, der im Westen am breitesten ist und nach dem Nilthale hin immer schmaler wird, finden sich neben ihnen und namentlich im Süden kulturarme heidnische Stämme, die im Haussalande noch sporadisch auftreten, östlich aber in einer breiten Zone im Süden der Sudanstaaten wohnen, bis sie im Nilthale zur ausschließlichen Herrschaft gelangen. Diese heidnischen Neger stehen fast nirgends in fest geregeltem Verhältnis zu den Sultanen des Sudan. Teils beunruhigen sie als Räuber die Straßen, — so besonders in den Haussastaaten —, teils sind sie selbst die Opfer beständiger Raubzüge, ihr Land eine Vorratskammer von Sklaven für die islamitischen Reiche. Schon innerhalb der Haussaländer ostwärts vom Niger treten uns kleine Stämme dieser Art entgegen. In Adamaua bilden sie bereits einen Hauptteil der Bevölkerung; erwähnenswert sind die Bula und Bassama nördlich vom mittleren Binuë, sowie die Marghi und die Wandala, Grenzvölker zwischen Adamaua und Bornu.

3. Völker des zentralen Sudan.

Allgemeines. Vier Negerreiche sind im zentralen Sudan dem Südrande der Sahara vorgelagert: Bornu, Baghirmi, Wadaï und Dar-Fur. Die Grenzen sind nicht scharf zu ziehen, da jedes dieser Reiche von einem Kranze halbabhängiger Stammesgebiete oder unbewohnter Striche umgeben ist. Der Hauptteil der Bevölkerung zeigt überall entschieden negroiden Typus, obwohl Zumischung hamitischen Blutes deutlich erkennbar ist und zahlreiche Araberhorden das ethnologische Bild noch bunter gestalten; die Fulbe sind bis Baghirmi in einzelnen Siedelungen verbreitet, aber nirgends einflußreich. Im

Süden sämtlicher Reiche finden wir halbunterworfene heidnische Stämme. Endlich ist das Volk der Tibbu oder Teda hierher zu rechnen, das die Oasen der östlichen Sahara bewohnt. Die Kultur der einzelnen Staaten ist nicht gleich hoch; die Gesittung scheint sich von Westen nach Osten verbreitet zu haben, während östliche Einflüsse höchstens in Dar-Fur besonders wirksam waren. Die höchste Kulturentwickelung, selbst eine gewisse Überkultur, zeigt Bornu, die geringste Wadaï, dessen Bevölkerung dafür an kriegerischer Tüchtigkeit ihre Nachbarn weit überragt.

Einzelne Stämme: 1. Tibbu (Tedâ). Das Wüstenvolk der Tibbu möge an erster Stelle genannt werden, da von ihm die herrschende Bevölkerung Bornus zu stammen scheint. Die Hautfarbe der Tibbu schwankt zwischen Dunkelbraun und Kupferrot, die Gesichtsbildung zeigt negroiden Charakter, doch nicht in sehr ausgesprochener Weise; der Körper ist mittelgroß, äußerst mager und zierlich gebaut. Die Tracht besteht ursprünglich aus einem Schaffell, das um die Lenden geschlagen wird; an seine Stelle ist vielfach die Bornutobe getreten. Als Kopfbedeckung dient der Turban mit dem Litham (Gesichtsschleier). Von Waffen sind vorzüglich Speere und eigentümlich geformte Wurfmesser zu nennen. Die Tibbu sind ausdauernd und gewandt, zugleich aber argwöhnisch, räuberisch und betrügerisch. — Als Wohnsitze der Tibbu sind die östlichen Oasenlandschaften der zentralen Sahara zu bezeichnen, insbesondere Tibesti und Borku, Kawar und Wadjanga; auch im südlichen Fessan finden sie sich, ferner in Kanem, und als Kaufleute und Boten sind sie überall im zentralen Sudan verbreitet.

2. Kanuri und Kanembu. Das wichtigste Bevölkerungselement Bornus bilden die Kanuri, Verwandte der Tibbu, die in früherer Zeit als Eroberer aus den Oasen der Sahara nach Bornu gezogen sein mögen, nachdem sie vorher Kanem (nordöstlich vom Tsadsee) unterworfen hatten. Was zunächst Bornu anlangt, so fällt die Gründung dieses Staates in das 9. Jahrhundert n. Chr. Die Einführung des Islam im



Fig. 40. Panzerreiter aus Bornu.

12. Jahrhundert verlieh dem Reiche einen so kräftigen Aufschwung, daß es seine Macht selbst über Fessan auszudehnen vermochte. Nach wechselnden Schicksalen schienen die Angriffe der Fulbe im Anfang des 19. Jahrhunderts Bornu mit völliger Vernichtung zu bedrohen, als ein arabischer Fakir von Kanem aus das Reich zurückeroberte und eine neue Dynastie mit der Hauptstadt Kuka gründete. — Der Name Kanuri bezeichnet gegenwärtig ein Völkergemisch, unter dem aber die Verwandten der Tibbu besonders hervortreten. Die Kanuri sind zum Teil hellfarbiger als die Tibbu, von Charakter wohlwollender und weichlicher. Ihnen nahe verwandt und teilweise mit ihnen vermischt sind die Bewohner Kanems, die Kanembu.

3. Baghirmi. Das Land Baghirmi am unteren Schari wird von einem Kranze halb unabhängiger heidnischer Stämme umgeben, während den Kern des Reiches ein mohammedanisches Mischvolk bewohnt. Baghirmi als islamitisches Reich ist erst im 16. Jahrhundert n. Chr. entstanden; in neuerer Zeit zahlte es Tribut an Wadaï und war mehrmals in unglückliche Kämpfe mit diesem Staate verwickelt. Die Baghirmi sind wohlgebaute Menschen von dunkler Hautfarbe, deren Charakter durch die verhängnisvollen Schicksale des Landes ungünstig beeinflußt ist.

4. Wadawi. Die Bewohner Wadais sind ein Mischvolk, als dessen Kern die Waba zu bezeichnen sind. Die herrschende Rasse, der man Ehrlichkeit, Nüchternheit, aber auch trotziges und starrköpfiges Wesen nachsagt, besteht aus Leuten von Bronzefarbe, während die niedere Bevölkerungsklasse dunkler erscheint. Jedenfalls sind die Waba aus der Mischung eines hellfarbigen, hamitischen Elements mit den negroiden Ureinwohnern hervorgegangen. — Als ältestes staatenbildendes Volk in Wadaï erscheinen die heidnischen Tündschur, die von Dongola aus die östlichen Sudanländer unterwarfen. Im 18. Jahrhundert trat an die Stelle ihres Reiches ein islamitischer Staat, der sich kräftig entwickelte und zeitweilig selbst Kanem von Bornu losriß; noch jetzt ist Wadaï das mächtigste Reich im zentralen Sudan.

5. Fur. Die Bevölkerung Dar-Furs zerfällt in zwei große Gruppen, — die Araber in den Steppen des Nordens und Nordostens und die Fur in der Mitte und im Süden des Landes. Die Fur sind zweifellos Neger. Sie gelten als eifrige Mohammedaner, sind fleißig, reinlich, verhältnismäßig gebildet und in allen Handwerken geschickt. Daß hier die Mischung mit hamitischen Stämmen keinen allzugroßen Umfang angenommen hat, geht auch aus der Thatsache hervor, daß wir die bienenkorbförmigen Negerhütten in Dar-Fur wiederfinden, während im übrigen Sudan viereckige Behausungen aus Lehm und Stein die Regel sind. — Dar-Fur wurde ebenso wie Wadaï längere Zeit von den Tündschur beherrscht. Im Anfang des 18. Jahrhunderts war das ganze Land dem Islam gewonnen, und zugleich verbreiteten Einwanderer aus den westlichen Sudanstaaten ihre Kunstfertigkeit. Langwierige, wenig glückliche Kämpfe mit Wadaï und den nördlichen Arabern füllen die weitere Geschichte Dar-Furs aus, bis das Land 1874 von Ägypten erobert wurde. Über die Zustände nach dem Beginn des sudanesischen Aufstandes wissen wir nur Unsicheres.

6. Kleinere Stämme und heidnische Grenzvölker. In Bornu sind zunächst die unabhängigen und räuberischen Stämme zu nennen, die die Inseln des Tsadsee bewohnen, die Budduma und Kuri; sie scheinen mit den Tibbu verwandt zu sein, sind aber dunkelfarbiger. Im Süden Bornus wohnen die unkultivierten, mit Lanze und Wurfeisen bewaffneten, zum Teil berittenen Negerstämme der Musgu und Tubori, und die zivilisierteren Logoner. Baghirmi wird südlich umkränzt von den Gebieten der Busso, Sarua, Sokoro 2c. So gut wie unerforscht ist Dar-Banda im Süden von Wadaï.

4. Stämme am oberen Nil.

Allgemeines. Obgleich am Südrande der Sahara sich die höchste Kultur des negroiden Afrika entfaltete, obgleich am unteren Nil eines der ältesten Kulturländer der Welt

liegt und an der Ostküste arabische Einflüsse veredelnd gewirkt haben, ist das obere Nilthal mit seinen Sümpfen und seinem durch Katarakte im Norden und Süden geschlossenen Stromlauf der Sitz der tiefsten Unkultur geblieben. Das Eindringen der Ägypter von Chartum her hat fast nur zerstörend gewirkt. Bei den meisten dieser Stämme beschränkt sich die Tracht der Weiber auf ein Fell, das um die Hüften getragen wird, wohl auch Laub- oder Grasbüschel; die Männer sind völlig nackt. Die Hütten sind durchgängig kegelförmig. Von Kunstfertigkeiten ist außer der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens wenig Hervorragendes zu nennen. Weit fortgeschrittener als die echten Neger des Nilthales ist eine Gruppe hellfarbiger Völker, die vom oberen Ubangi nach dem Nil hin wohnen.

Einzelne Stämme: 1. Schilluk. Der Hauptsitz der Schilluk ist das Westufer des Weißen Nil zwischen 12 und 6° nördl. Br.; überhaupt sind sie die nördlichsten Neger des Nilthales. Sie sind von dunkler Hautfarbe, während die Züge nicht ausgeprägt negerhaft erscheinen; als Hirten leben sie vom Ertrag ihrer Herden. Ein südwärts gedrängter Zweig des Stammes sind die Djur.

2. Dinka. Die Dinka bewohnen das östliche Ufer des Weißen Nil, das dem Gebiete der Schilluk gegenüber liegt. Sie sind hochgewachsene, magere Leute; ihre Waffen, Lanze, Wurfkeule und länglichrunder Schild, gleichen denen der Schilluk. Reich an Vieh sind namentlich die nördlichen Dinka. Ihnen sehr ähnlich sind die Nuer am obern Nil zwischen Bahr-el-Ghasal und Sobat, die aber mit Bogen und Pfeil bewaffnet sind.

3. Bari. Südwärts schließt sich an die Dinka das Hirtenvolk der Bari (Fig. 41 S. 198) an; die Leute des Stammes sind hochgewachsene Gestalten von schwärzlich brauner Farbe. Den Bari verwandt oder doch ähnlich sind die ackerbauenden Moru (Madi) und Schuli nördlich von Wadelai; an der Grenze von Unjoro endlich wohnen die kriegerischen Lango. Ganz fremdartig stehen den bisher genannten Stämmen die

5. **Fur.** Die Bevölkerung Dar-Furs zerfällt in zwei große Gruppen, — die Araber in den Steppen des Nordens und Nordostens und die Fur in der Mitte und im Süden des Landes. Die Fur sind zweifellos Neger. Sie gelten als eifrige Mohammedaner, sind fleißig, reinlich, verhältnismäßig gebildet und in allen Handwerken geschickt. Daß hier die Mischung mit hamitischen Stämmen keinen allzugroßen Umfang angenommen hat, geht auch aus der Thatsache hervor, daß wir die bienenkorbförmigen Negerhütten in Dar-Fur wiederfinden, während im übrigen Sudan viereckige Behausungen aus Lehm und Stein die Regel sind. — Dar-Fur wurde ebenso wie Wadaï längere Zeit von den Tündschur beherrscht. Im Anfang des 18. Jahrhunderts war das ganze Land dem Islam gewonnen, und zugleich verbreiteten Einwanderer aus den westlichen Sudanstaaten ihre Kunstfertigkeit. Langwierige, wenig glückliche Kämpfe mit Wadaï und den nördlichen Arabern füllen die weitere Geschichte Dar-Furs aus, bis das Land 1874 von Ägypten erobert wurde. Über die Zustände nach dem Beginn des sudanesischen Aufstandes wissen wir nur Unsicheres.

6. **Kleinere Stämme und heidnische Grenzvölker.** In Bornu sind zunächst die unabhängigen und räuberischen Stämme zu nennen, die die Inseln des Tsadsee bewohnen, die Budduma und Kuri; sie scheinen mit den Tibbu verwandt zu sein, sind aber dunkelfarbiger. Im Süden Bornus wohnen die unkultivierten, mit Lanze und Wurfeisen bewaffneten, zum Teil berittenen Negerstämme der Musgu und Tubori, und die zivilisierteren Logoner. Baghirmi wird südlich umkränzt von den Gebieten der Busso, Sarua, Sokoro ꝛc. So gut wie unerforscht ist Dar-Banda im Süden von Wadaï.

4. Stämme am oberen Nil.

Allgemeines. Obgleich am Südrande der Sahara sich die höchste Kultur des negroiden Afrika entfaltete, obgleich am unteren Nil eines der ältesten Kulturländer der Welt

liegt und an der Ostküste arabische Einflüsse veredelnd gewirkt haben, ist das obere Nilthal mit seinen Sümpfen und seinem durch Katarakte im Norden und Süden geschlossenen Stromlauf der Sitz der tiefsten Unkultur geblieben. Das Eindringen der Ägypter von Chartum her hat fast nur zerstörend gewirkt. Bei den meisten dieser Stämme beschränkt sich die Tracht der Weiber auf ein Fell, das um die Hüften getragen wird, wohl auch Laub- oder Grasbüschel; die Männer sind völlig nackt. Die Hütten sind durchgängig kegelförmig. Von Kunstfertigkeiten ist außer der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens wenig Hervorragendes zu nennen. Weit fortgeschrittener als die echten Neger des Nilthales ist eine Gruppe hellfarbiger Völker, die vom oberen Ubangi nach dem Nil hin wohnen.

Einzelne Stämme: 1. Schilluk. Der Hauptsitz der Schilluk ist das Westufer des Weißen Nil zwischen 12 und 6° nördl. Br.; überhaupt sind sie die nördlichsten Neger des Nilthales. Sie sind von dunkler Hautfarbe, während die Züge nicht ausgeprägt negerhaft erscheinen; als Hirten leben sie vom Ertrag ihrer Herden. Ein südwärts gedrängter Zweig des Stammes sind die Djur.

2. Dinka. Die Dinka bewohnen das östliche Ufer des Weißen Nil, das dem Gebiete der Schilluk gegenüber liegt. Sie sind hochgewachsene, magere Leute; ihre Waffen, Lanze, Wurfkeule und länglichrunder Schild, gleichen denen der Schilluk. Reich an Vieh sind namentlich die nördlichen Dinka. Ihnen sehr ähnlich sind die Nuer am obern Nil zwischen Bahr-el-Ghasal und Sobat, die aber mit Bogen und Pfeil bewaffnet sind.

3. Bari. Südwärts schließt sich an die Dinka das Hirtenvolk der Bari (Fig. 41 S. 198) an; die Leute des Stammes sind hochgewachsene Gestalten von schwärzlich brauner Farbe. Den Bari verwandt oder doch ähnlich sind die ackerbauenden Moru (Madi) und Schuli nördlich von Wadelai; an der Grenze von Unjoro endlich wohnen die kriegerischen Lango. Ganz fremdartig stehen den bisher genannten Stämmen die

Lattuka im Gebirgsland östlich von Lado gegenüber. — Am oberen Blauen Nil (10° n. Br.) wohnen noch einige echte



Fig. 41. Bari-Neger.

Negerstämme, unter denen die Berta und die Funj-Berun hervorzuheben sind.

4. Die hellfarbigen Stämme. Wenngleich den Nil entlang sich ein Streifen echter Neger in die Mischbevölkerung

des Sudan hineinzieht, so stehen doch die Vorposten der hellfarbigen Völker im Osten und Westen schon in der Nähe des Stroms. Im Osten sind Gallastämme bis nahe an den Nil vorgedrungen; im Westen haben sich die Niam-Niam und Monbuttu dem Strom genähert. Die letztgenannten Stämme, die man gewöhnlich den Hamiten zurechnet, stehen doch in vielen Beziehungen den Negern so nahe, daß sie hier angereiht werden mögen. Die Niam-Niam (Sandeh, Makaraka) wohnen im Quellgebiet des Gazellenflusses und im Norden des oberen Ubangi und waren vor Ankunft der Ägypter noch immer im Vordringen gegen Nordwesten begriffen. Es sind Leute von hellschokoladenfarbiger Haut, wolligem Haupthaare, mit großen, mandelförmigen Augen und breitem Schädel. An geistigen Fähigkeiten und kriegerischer Wildheit übertreffen sie weit ihre östlichen Nachbarn. Hauptwaffen sind Lanze, Schild und Wurfeisen, daneben auch Bogen und Pfeile. Noch weit kultivierter, aber weniger kriegerisch sind die Monbuttu (Mangbatta) im Quellgebiet des Ubangi. Sie sind von hellbrauner Farbe, kleiden sich in Rindenzeuge und führen als Waffen Speere, Schilde, Bogen und eigentümliche Sichelmesser. Ausgezeichnet sind sie als Schmiede, Töpfer und Holzschnitzer, während Ackerbau und Viehzucht vernachlässigt werden. Rechteckige Hütten kommen hier vielfach vor. Sowohl die Monbuttu wie die Niam-Niam sind ausgesprochene Menschenfresser. — Verwandt mit den Niam-Niam, aber stärker mit Negerblut gemischt scheinen die Bongo am oberen Bahr-el-Ghasal und die Kredsch im Süden von Dar-Fur zu sein.

Anhang.

1. Die Neger der afrikanischen Inseln.

Allgemeines. Afrika ist das inselärmste Festland der Erde, seine Bevölkerung im allgemeinen der Seefahrt abgeneigt; so kommt es, daß ein Teil der afrikanischen Inseln ursprünglich unbewohnt war und erst durch die Europäer mit einer

negroiden Bevölkerung versehen worden ist. Völlig rätselhaft ist vorläufig nur die Geschichte der madagassischen Neger.

1. Die Bewohner der kleineren Inseln. Auf den Kap-Verdischen Inseln finden wir ein Mischvolk, dessen Hauptbestandteil Mandingos und Portugiesen bilden. Den Süden von Fernando Po bewohnen die ganz primitiven Bube (Adija), die nach der Entdeckung der Insel durch die Portugiesen aus dem Gabungebiet eingewandert sind. Auch St. Thomé hat unabhängige Neger, die von entlaufenen Sklaven abstammen dürften.

2. Die Sakalaven. Während ein großer Teil Madagaskars von Stämmen malayischer Herkunft bevölkert ist, finden wir auf der Westküste echte Neger, die Sakalaven. Daß sie vom Festlande stammen, ist um so wahrscheinlicher, als sie verhältnismäßig tüchtige Seeleute sind und ehemals als Piraten gefürchtet waren. Die Hautfarbe der Sakalaven ist sehr dunkel, Körperbau und Haltung gut, das Gesicht nicht übermäßig negerhaft. Neben Rinden- und Palmfaserstoffen werden importierte Baumwolltücher mit Vorliebe getragen. Den Sakalaven verwandt, aber wegen ihrer Mischung mit Malayen oft den letzteren zugerechnet, sind die Antakaren im äußersten Norden der Insel; dasselbe gilt von den Betsimisaraka, die an der Ostküste zwischen dem 15. und 20.° s. Br. wohnen.

2. Die Neger außerhalb Afrikas.

Allgemeines. Freiwillige Wanderungen kriegerischer oder friedlicher Art sind in historischer Zeit von Negerstämmen nur innerhalb ihres afrikanischen Wohngebietes unternommen worden; um so mächtiger sind die Wirkungen des Sklavenhandels. Zum Teil müssen wir uns allerdings mit unbestimmten Angaben begnügen, vor allem dort, wo die negroide Einwanderung von den ansässigen Völkern ziemlich rasch aufgesogen wird, wie im islamitischen Asien; dennoch darf man nie vergessen, wie bedeutend und andauernd diese Blutmischung gewirkt hat. Anderwärts hebt sich die Masse

der eingeführten Neger noch ziemlich scharf von der übrigen Bevölkerung ab, besonders in Amerika, dessen Verhältnisse mit ein paar Worten näher charakterisiert werden müssen.

1. **Die Neger Nordamerikas.** Die Zahl der Neger in den Vereinigten Staaten betrug im Jahre 1790 757 000, im Jahre 1870 dagegen 4 800 000; der Prozentsatz der Neger gegenüber der Gesamtbevölkerung betrug resp. 19.3 und 12.7. Im Jahre 1890 zählte man 6 966 000 Farbige. Seit Aufhebung der Sklaverei sind zahlreiche Neger aus den südlichen in die nördlichen Staaten übergesiedelt. Die Arbeitsleistung der Neger ist seit der Emancipation unbedingt zurückgegangen, ihre Beteiligung an der geistigen Thätigkeit des amerikanischen Volkes noch immer unverhältnismäßig gering. Die gesetzliche Gleichberechtigung der Neger wird durch ihre gesellschaftliche Ächtung bedeutend entwertet.

2. **Die Neger Westindiens.** In Westindien, wo die Zahl der Neger vielfach sehr beträchtlich ist, ist der einzige selbständige Negerstaat außerhalb Afrikas entstanden, Haiti. Die Geschichte dieses Staates bestätigt allerdings die Ansicht, daß der Neger auch unter günstigen Bedingungen nicht mit dem Europäer wetteifern kann, wenn auch hervorragende Persönlichkeiten nicht ganz fehlen; indes müssen wir, um nach keiner Seite ungerecht zu werden, einerseits den starken Zusatz europäischen Blutes in Haiti bedenken, anderseits an den traurigen Zustand des benachbarten Kreolenstaates San Domingo erinnern. Ein Teil der Neger von Haiti, die ursprünglich völlig christianisiert waren, ist wieder dem rohesten Fetischismus verfallen. Die Zahl der westindischen Neger ist nicht mit Sicherheit anzugeben; Cuba zählt ungefähr 500 000, Haiti 960 000, Puerto Rico 80 000.

3. **Die Neger Südamerikas.** Die nordwestlichen Staaten Südamerikas und Mittelamerikas sind schwach, die südlichen Staaten überhaupt nicht von Negern durchsetzt. Um so bedeutender ist das negroide Element in Brasilien und Guyana; wir finden sogar in Surinam völlig verwilderte „Buschneger“. In Brasilien dürfte sich die Zahl der reinen Neger auf zwei

Millionen belaufen; noch zahlreicher sind die Mischlinge. Die im Lande geborenen Neger heißen hier **Kreolen**, während dieser Name sonst die reinblütigen einheimischen Amerikaner lateinischer Rasse bezeichnet.

4. Mischlinge. Es ist hier die passendste Stelle, einige unter der großen Menge von Namen anzuführen, mit denen man die Mischlinge in Amerika bezeichnet. Der allgemeinste Name für den Mischling zwischen Europäer und Neger ist **Mulatte**. Über die Zahl der Mulatten fehlen fast überall genaue Angaben; in den Vereinigten Staaten schätzt man sie auf 12 % der farbigen und $2^1/_2$ % der Gesamtbevölkerung. **Terzeronen**, **Quarteronen** &c. nennt man die Mischlinge zweiten, dritten &c. Grades. Die Bastarde zwischen Negern und Indianern heißen **Zambos**, **Mamelukos** oder **Kafusos**. — Anhangsweise ist zu erwähnen, daß Mischlinge zwischen Weißen und Indianern als **Mestizen** oder **Cholos** unterschieden werden; in Mittelamerika heißen sie **Ladinos**.

5. Helle Südafrikaner und afrikanische Zwergvölker.

Allgemeines. Daß wir in den Negern nicht die älteste Schicht der afrikanischen Bevölkerung vor uns haben, ist um so wahrscheinlicher, als wir vielfach im zentralen Afrika den Resten einer zurückgedrängten und herabgekommenen Bevölkerung begegnen, die vom Negertypus in mancher Hinsicht abweicht, während sie mit den hellfarbigen Eingeborenen Südafrikas, Hottentotten und Buschmännern, große Ähnlichkeit hat. Es ist immerhin gewagt, diese verschiedenen Stämme zu einer Gruppe zusammenzufassen, wie sie denn auch nur notgedrungen hier den negroiden Völkern angereiht sind; wenigstens läßt sich ein großer Teil der Ähnlichkeiten schon genügend aus der gleichen ungünstigen Lebensweise erklären.

A. Hottentotten (Koi-koin).

Verbreitung. Die Hottentotten bewohnen den Westen Südafrikas. Nordgrenze des Gebietes ist etwa der 23. ° s. Br.

Im Osten grenzen sie an die Kaffern, im Norden an die Hereró; Buschmänner finden sich sowohl innerhalb ihres Gebietes, wie an den Grenzen. Im allgemeinen sind die Hottentotten im Rückgang, namentlich im Süden, wo sie von den Europäern aufgesogen oder verdrängt werden. Nur im Norden gegen die Hereró ist das hottentottische Volk der Namaqua, das ursprünglich am unteren Oranje seßhaft war, im Vordringen begriffen.

Merkmale. Der Hottentott ist durchschnittlich unter Mittelgröße, von fahlgelber (graugelber) Hautfarbe, mit langem Schädel (Index 69—76). Die Backenknochen treten stark hervor, die Augen sind klein und das Kinn lang und spitz. Die Lippen sind etwas aufgeworfen, die Nase ist schwach entwickelt; die Haut hat etwas Welkes und neigt zur Faltenbildung. Neben im ganzen schwacher Muskulatur findet sich Steatopygie, jedoch ausschließlich bei Frauen. Das Haar der Hottentotten ist kraus, verfilzt und neigt zur Büschelbildung. — Die Hottentotten gelten als träg und unentschlossen; viele andere schlimme Eigenschaften, die man ihnen nachsagt, mögen nur ein Ergebnis ihrer unglücklichen Lage sein. Ältere Beobachter rühmen ihre Ehrlichkeit und Gutmütigkeit, und auch kriegerischen Mut haben sie nicht selten gezeigt.

Kulturbesitz. Als ausgesprochenes Hirtenvolk haben die Hottentotten mit den benachbarten Kaffern viele Einzelheiten ihres Kulturbesitzes gemeinsam. Die Tracht besteht ursprünglich aus dem Schamgürtel und dem mantelartigen Karoß, beide aus Fellen hergestellt; auch eine Kopfbedeckung kam früher vor. Den Schmuck, namentlich die aus Schaffell gefertigten Beinringe der Weiber, mußte ebenfalls zum größten Teile die Herde liefern. Einsalbung mit Fett, das mit Ruß gemengt wird, ist allgemein. Die Hottentotten sind geschickte Töpfer. Hauptwaffe war früher der Bogen, daneben hatte man Wurfspieße und Wurfkeulen. Die Hütten bestehen aus einem Gestell, über das Binsenmatten und Felle gebreitet werden; sie sind von fast halbkugelförmiger Gestalt.

Lebensweise. Das Vieh ist der Reichtum der Hottentotten. Die Dörfer sind derart angelegt, daß die Hütten im Kreise um die Viehhürde stehen. Die Herde liefert denn auch den größten Teil der Lebensmittel, zu denen noch der Ertrag der Jagd und wildwachsender Pflanzen hinzukommt. Ackerbau ist ursprünglich unbekannt.

Sprache. Die Sprache der Hottentotten steht völlig isoliert. Sie verfügt über neunzehn Konsonanten, vier Schnalzlaute und fünf Vokale; die Wörter werden durch Anfügung aus zwei Gruppen einsilbiger Wurzeln, stofflichen und hinweisenden, gebildet und durch Anfügung der Pronomina an Nominalstämme wird eine Art Flexion ermöglicht.

Einzelne Stämme. Der Zusammenhalt der Hottentotten unter einander ist ziemlich lose, größere Völkerbündnisse sind nie zu stande gekommen. Südlich vom Oranjefluß giebt es keine hottentottischen Stammesverbände mehr, ja infolge der Vermischung mit Europäern und Kaffern überhaupt keine reinen Hottentotten; einigermaßen dicht wohnen die Hottentotten im Kaplande nur in den sog. Lokationen im Südosten an der Kafferngrenze (Bezirk Beaufort). Der ursprünglich rein hottentottische Stamm der Griqua, der an den Karrubergen und im Griqualand nördlich von Oranje wohnt, ist jetzt ein Mischvolk mit holländischer Sprache. Den stärksten und trotz vielfacher Mischung am reinsten erhaltenen Teil des Hottentottenvolkes bilden die Namaqua, die am Ende des vorigen Jahrhunderts nordwärts über den unteren Oranje gingen und zum Teil erobernd bis zum Ngamisee vordrangen. Ihr Hauptsitz ist Groß-Namaland (Lüderitzland); an der Küste bewohnen sie auch den Landstrich der Walfischbai. Sie stehen unter mehreren Häuptlingen, deren einer, der Prophet und Fanatiker Hendrik Witboi, durch seine Raubzüge gegen die Hereró viel von sich reden gemacht hat. Als dritter Hauptstamm der Hottentotten neben Griqua und Namaqua sind die Korana im Gebiet des Oranje-Freistaates zu nennen, die sehr geschwächt, aber nicht so stark mit fremden Elementen vermischt sind wie die Griqua. — Die Mischlinge

die sich stellenweise (so zu Rehoboth im Lüderitzland) zu eignen Stämmen zusammengeschlossen haben, bezeichnet man als Orlams oder Bastarde.

B. Buschmänner.

Verbreitung. Die Buschmänner bewohnen gemeinsam mit den Hottentotten den Südwesten Afrikas. Ihr Hauptsitz ist die Kalahari, zerstreut finden sie sich noch im Westen des Kaplandes, im Namaland und bei den Ovambo; in der Gegend des Ngamisees reichen sie bis zum 17.° nordwärts.

Merkmale. In körperlicher Hinsicht gleichen die Buschmänner sehr den Hottentotten. Die Hautfarbe ist die gleiche; andere Merkmale, wie die Faltigkeit der Haut, die Kleinheit der Extremitäten, die Verfilztheit der Haare, Steatopygie &c., erscheinen bei den Buschmännern noch ausgeprägter. Am auffallendsten ist die geringe Größe: Sie scheint 145 cm nicht zu überschreiten, während der Durchschnitt zwischen 130 und 140 cm liegen dürfte. Der Schädel ist dolichocephal (Index 74). — Bei den Buschmännern als einem unsteten Jägervolke ist die Sinnesschärfe äußerst entwickelt; Freiheitsliebe, Mut, aber auch Grausamkeit und Rachsucht sind die hervorstechendsten Charakterzüge. Merkwürdig ist die Begabung für bildende Kunst, die durch zahlreiche Felsmalereien und -skulpturen im Wohngebiet der Buschmänner erwiesen wird, und die Freude an der Musik.

Kulturbesitz. Der Kulturbesitz der Buschmänner ist sehr ärmlich. Als notdürftige Kleidung dienen die Felle des Wildes; mit dem Bau einer Wohnung befaßt man sich in der Regel überhaupt nicht. Zum Ausgraben von Wurzeln dient dem Buschmann ein Grabstock, der mit einem Stein beschwert ist. Seine Waffen sind Bogen und Pfeile, die er zu vergiften versteht, und die hölzerne Wurfkeule (Kerri).

Sprache. Die Sprache der Buschmänner, die in zahlreiche Dialekte zerfällt, scheint dem Hottentottischen entfernt verwandt zu sein. Sie verwendet noch zwei Schnalzlaute mehr als die letztere; Geschlechter werden nicht unterschieden; die Plural-

bildung scheint ursprünglich durch Verdoppelung der Einzahl erzielt worden zu sein. Nach F. Müller gehören die Buschmannsprachen zu den isolierenden mit Ansätzen zur Agglutination.

Lebensweise. Die Buschmänner sind ein zerstreutes, unstetes Jägervolk ohne irgendwelchen größeren politischen Zusammenhang. Ihre ganze Thätigkeit ist der Jagd gewidmet, in der sie es zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht haben; Fallen und Schlingen wissen sie mit Geschicklichkeit zu verwenden. Auch im Kampfe mit menschlichen Feinden haben sie sich als gewandte und furchtbare Gegner bewährt.

C. Zentralafrikanische Zwergvölker.

Allgemeines. In vielen Teilen Zentralafrikas finden sich kulturarme Jägerstämme, deren Siedelungsart und Lebensweise an die der Buschmänner erinnert, und die sich überdies wie die letzteren durch geringe Körpergröße von den umwohnenden Völkern unterscheiden. Sprache und Kulturbesitz entsprechen allerdings bei diesen zwerghaften Stämmen meist denen ihrer nächsten Nachbarn. Die Frage, ob wir in diesen Völkertrümmern Reste einer Urbevölkerung Afrikas vor uns haben, der auch Hottentotten und Buschmänner zugehörten, ist noch immer nicht mit Entschiedenheit zu bejahen.

Einzelne Stämme. Unter den Ambuella am oberen Kuando findet sich ein buschmannartiges, hellfarbiges Jägervolk, die Mucassequere, das eine eigene Sprache spricht. Im Gebiete der südlichen Zuflüsse des Kongo sind die Batua (Watwa) sporadisch verbreitet, ebenfalls ein zwerghaftes Jägervolk. Ein anderer hellfarbiger Zwergstamm sind die Obongo (Babongo) am oberen Ogowe; auch im Hinterland von Kamerun giebt es nach den Berichten der Eingeborenen Zwerge, vielleicht auch im Südwesten von Kaffa (Ostafrika). Am genauesten bekannt sind die Akka (Fig. 42), die das *Land der Monbuttu* bewohnen und sich bis zum oberen Aru*wimi ausbreiten.* Die Akka überschreiten kaum die Größe



Fig. 42. Akka-Weib.

von 146 cm; ihre Hautfarbe ist hellgelblich bis kupferrot, die Haut selbst faltig, die Behaarung, wie auch bei den übrigen Zwergvölkern, ungewöhnlich stark. Bogen und Pfeil sind die Lieblingswaffen aller dieser zwerghaften Stämme.

II. Malayische Völkergruppe.

1. Malayen im engeren Sinne.

A. Allgemeines.

Verbreitung. Die Malayen im eigentlichen Sinne des Wortes bewohnen gemeinsam mit den Negritos die Sunda-Inseln, die Philippinen, einen Teil von Formosa und die Halbinsel Malakka. Malayische Siedelungen finden sich ferner im westlichen Neuguinea, im südlichen Ceylon, und auf den Malediven, kleinere malayische Kolonien vielfach auf dem asiatischen Festlande und selbst im Kapland. Daß die Bevölkerung Japans wenigstens zum Teil malayischen Ursprungs ist, kann als sehr wahrscheinlich gelten.

Körperliche Merkmale. Die Malayen sind ausgesprochen brachycephal (Breitenindex der Javanen 81.6). Die Hautfarbe läßt sich im allgemeinen als Schmutziggelb bis Hellbraun bezeichnen, ist aber oft durch Mischung verändert. Das Haupthaar ist lang, schwarz und straff, die Behaarung des Körpers im übrigen spärlich. Das Gesicht erscheint mäßig prognath, aber mit vorstehenden Jochbogen und oft mit schräg gestellten Augen. Durchschnittlich sind die Malayen zierlich gebaut und von mittler Größe (155—160 cm).

Charakter und Begabung. So sehr alle Beobachter darin übereinstimmen, den Malayen ernst und verschlossen zu nennen, so wenig sind die Urteile über den moralischen Wert seines Charakters zu vereinigen. Unterwürfigkeit, Schmiegsamkeit, aber auch Förmlichkeit im Umgang scheinen einen Charakter zu verhüllen, dem gutmütige und liebenswürdige Züge nicht fehlen, der aber unter Umständen zu leidenschaftlichster Rachsucht und blutdürstiger Grausamkeit zu reizen ist. Daß es

dem Malayen auch an Mut nicht gebricht, beweist er namentlich als unternehmender und unerschrockener Seefahrer; überhaupt sind die Malayen und die stammverwandten Polynesier unter allen Naturvölkern die besten Seeleute. — Die geistigen Fähigkeiten der Malayen sind anerkennenswert, wenn auch



Fig. 43. Javanischer Knabe.

ihre Leistungen nicht mit denen der asiatischen Kulturvölker auf eine Stufe zu stellen sind. Manche Zweige der malayischen Rasse zeigen eine bemerkenswerte Anlage für künstlerische Leistungen, insbesondere das Schauspiel, Dichtkunst und Malerei. Die epischen Gedichte der Malayen enthalten lyrische Stellen von hohem Reize.

Sprache. Die malayischen Sprachen bilden zusammen mit den polynesischen und der Sprache der Hovas auf Madagaskar eine große, selbständige Familie, die in sehr zahlreiche Dialekte zerfällt. Gemeinsam sind ihnen folgende Eigentümlichkeiten: Die Stammwörter sind ursprünglich mehrsilbig; die Formelemente werden den Stammwörtern entweder vor- oder nachgesetzt (Prä- und Suffigierung). Die malayische Sprachgruppe zeigt zugleich die höchste Durchbildung und Entwickelung, wie auch die beste Erhaltung der Formen; das Gegenteil gilt von den polynesischen Sprachen.

Tracht. Da unter den malayischen Stämmen sich ebensowohl höchst unkultivierte wie fortgeschrittene und gesittete befinden, so kann von einer auch nur einigermaßen übereinstimmenden Tracht nicht wohl die Rede sein. Im Innern von Borneo und Sumatra begnügen sich die Eingebornen z. T. noch mit einfachen Rindengürteln; die Weberei mit Hilfe von Palmbast und anderen pflanzlichen Fasern scheint eine alte malayische Kunst zu sein. Bei den civilisierten Stämmen sind einige charakteristische Gewandstücke zu finden, vor allem der S a r o n g, der einem kurzen, engen Weiberrocke ähnlich ist; er wird jetzt in großen Massen aus Europa eingeführt. Kurze Beinkleider und ebensolche Jacken werden häufig getragen, ferner Kopftücher, Schärpen und Sandalen. Arabische, chinesische und europäische Einflüsse haben fast überall ihre Spuren hinterlassen.

Bewaffnung. Pfeil und Bogen sind bei den unkultivierten Stämmen die Hauptwaffe; auf einigen Inseln werden sie jedoch durch das Blasrohr ersetzt, namentlich auf Borneo. Pfeilgifte sind allgemein bekannt. Die Lanzen sind weniger gebräuchlich und, wo sie vorkommen, mehr Schmuck und Jagdgerät, als Kriegswaffe. Unentbehrlich ist dagegen der K r i s, ein langes Dolchmesser, meist mit gerader oder geflammter Klinge; andere Namen dieser Waffe sind Kampilan, Bolo und Mandau. Hölzerne oder geflochtene, fast durchgängig längliche Schilde, Rüstungen und Helme aus Flechtwerk, Baumwolle oder Metall sind weit verbreitet.

Wohnung. Die kulturärmeren malayischen Stämme errichten fast durchgehends ihre Wohnungen auf Pfählen; an passenden Stellen sind derartige Pfahlbauten wohl auch im Wasser errichtet. Der Zweck dieser Bauart ist Sicherung gegen feindliche Angriffe; wo europäischer Einfluß friedliche Zustände geschaffen hat, verschwinden daher vielfach die Pfahlhütten, während anderseits auch Europäer zuweilen den alten Baustil sich angeeignet haben. Die Pfähle erreichen hie und da 12 m Höhe. Die Häuser haben rechteckigen Grundriß und steile, weit herabreichende Giebeldächer. Umfangreiche Gebäude, in denen eine ganze Anzahl Familien (bis 40 bei den Dajaken) wohnen kann, finden sich bei einigen Stämmen. Bambus ist das allgemeinste Baumaterial, Bretter werden seltener verwendet; durch Bambuswände wird das innere Haus in eine Anzahl Gemächer zerlegt. — Charakteristisch für die ursprüngliche Siedelungsweise der binnenländischen Malayen ist die Lage der Dörfer auf bewaldeten Gipfeln und die starke Befestigung der Ortschaften durch Palissaden.

Ackerbau und Viehzucht. Der Ackerbau ist im malayischen Archipel nicht gleichmäßig entwickelt, am höchsten vielleicht bei den Battas auf Sumatra, die sogar den Pflug selbständig erfunden zu haben scheinen und durch Anlegung von Terrassen und künstliche Bewässerung den Reisbau ergiebiger zu machen wissen. Im übrigen ist die Hacke das allgemeine Ackergerät; als Erntewerkzeug dient vielfach ein kleines Messer, mit dem die Halme einzeln abgeschnitten werden. Angebaut wird vor allem Reis, daneben (besonders auf den Philippinen) Mais, im Osten des Archipels Sago, ferner Tabak, Zuckerrohr, Bananen, Pisang u. s. w. Die Viehzucht ist, vielleicht mit Ausnahme der Battaländer, ursprünglich nirgends bedeutend, scheint sich aber jetzt besser zu entwickeln, nachdem zu den alten malayischen Haustieren, den Schweinen, Hunden und Hühnern, sich schon in früherer Zeit der Büffel und neuerdings auch Rind, Pferd und Ziege gesellt haben.

Jagd und Fischerei. Unter den Malayen giebt es noch zahlreiche reine Jägerstämme; indes bietet das malayische Jagdgerät keine auffallenden Besonderheiten, wenn auch die Kunst des Fallenstellens, der Jagd mit Netzen, Leimruten u. s. w. hoch entwickelt ist. Die Fischerei, die mit Netzen, Angeln, Körben, Speeren und verschiedenen Betäubungsmitteln betrieben wird, zeigt besonders an den Küsten eine bedeutende Entwickelung.

Nahrungs- und Genußmittel. Grundlage der Ernährung ist der gekochte Reis, im Osten der Sago, ferner Fische; seltener wird Fleisch gegessen. Bezeichnend für die meisten Malayen ist die Abneigung gegen alkoholische Getränke und die Vorliebe für Betel, Tabak und Opium; indes fehlt es nicht ganz an einheimischen berauschenden Getränken.

Hausgerät. Stücke hohler Bambusrohre als Wasser- und selbst Kochgefäße sind im malayischen Archipel allgemein, obwohl daneben auch thönerne Töpfe gebräuchlich sind. Matten und Körbe vervollständigen das Hausgerät der unkultivierten Stämme, während in civilisierten Gegenden sich die einheimischen Geräte mit chinesischen, indischen und europäischen Erzeugnissen mischen.

Gewerbe. Die Weberei ist sehr verbreitet, doch nicht allgemein bekannt; neben Baumwolle werden auch andere pflanzliche Fasern verarbeitet. Wenig entwickelt ist die Töpferei, um so ausgezeichneter dagegen die Metallarbeit, die hauptsächlich eiserne Waffen und Geräte, sowie Goldschmuck hervorbringt und durch Tauschierung und dergl. schöne Wirkungen erzielt.

Schiffahrt. Die ursprünglichen Fahrzeuge der Malayen ähneln denen der Melanesier und Polynesier; Boote mit Ausleger und Doppelboote finden sich auch hier. Dreieckige Segel aus Rohrgeflecht oder Matten sind oder waren durchgängig in Gebrauch. Die Stämme im Innern der großen Inseln sind z. T. im Bau von Booten ganz unerfahren. — Die lebhafte Schiffahrt dient nicht nur einem sehr entwickelten

Handel, sondern begünstigt auch den Seeraub, der im malayischen Archipel nie ganz auszurotten war.

Sitten und Bräuche. Vor und nach der Geburt eines Kindes sind die Eltern einer Menge abergläubischer Vorschriften unterworfen; obwohl auch der Vater gewisse Regeln zu beobachten hat, ist doch die Couvade nicht zur vollen Ausbildung gelangt. Der Eintritt in das mannbare Alter wird vielfach durch Tättowierung, Zahnfeilung, Anlegen eines Rindengürtels u. s. w. bezeichnet. Hie und da sind noch besondere gemeinsame Schlafhäuser für die unverheirateten Männer einerseits, die Mädchen anderseits in Gebrauch. Die Ehe tritt überall in der Form des Brautkaufes auf, Exogamie ist die Regel, die aber zahlreiche Ausnahmen erleidet; ferner giebt es neben den zahlreichen Stämmen, die polygamisch leben, auch einzelne, die der Einzelehe huldigen (Alfuren von Ceram, Igorroten auf Luzon u. s. w.). Prostitution ist häufig, die Lösung der Ehe oft so leicht, daß die Sittenlosigkeit eine bedenkliche Höhe erreicht. Die Hochzeitsfeier wird oft mit übertriebener Pracht abgehalten; noch verschwenderischer und nicht selten zur Verarmung ganzer Familien führend sind die Begräbnisfeierlichkeiten, die zuweilen monatelang währen. Die Leiche wird bei den meisten Stämmen begraben, bei anderen verbrannt; vorläufige Beisetzungen und spätere Überführung nach dem eigentlichen Grabe sind häufig. Menschenopfer beim Begräbnis waren früher weit verbreitet und mögen jetzt noch hie und da vorkommen.

Familie und Staat. Bei den primitiven Stämmen setzt sich das Volk aus einzelnen Geschlechtern zusammen, deren Häupter zugleich die staatliche Autorität ausüben. Größere Rangunterschiede zwischen den einzelnen Geschlechtern und Kastenbildung sind ursprünglich den Malayen fremd. Die Zersplitterung in kleine Stämme und selbständige Dorfgemeinden, die sich allenthalben findet, wo nicht mächtige äußere Einflüsse einigend wirken, wird durch die verhängnisvolle Sitte der Kopfjägerei gefördert und aufrecht erhalten. Der Gebrauch, Köpfe erschlagener Feinde zu rauben und

sie zunächst wohl einfach aus Prahlerei, weiterhin aber aus sekundären Beweggründen mannigfachster Art zu sammeln und aufzubewahren, ist zwar auf der Erde weit verbreitet, hat aber nirgends eine so gewaltige Ausdehnung erlangt und so entscheidenden Einfluß auf das Volksleben geübt, wie bei den Malayen. Nicht nur ist das Ansehen der Einzelnen von der Zahl erbeuteter Schädel abhängig und die Erlaubnis zur Eheschließung häufig an die Einbringung neuer Köpfe geknüpft, sondern vielfach ist die Leidenschaft der Kopfjagd bis zur Schädelverehrung gesteigert. Dann aber ist der ursprüngliche Sinn der Kopfjägerei, die aus der Blutrache erwachsen ist und zunächst nur die Tapferkeit des Mannes beweisen sollte, völlig entstellt; eine Art grauenvollen Sammeleifers herrscht in manchen Stämmen, deren Angehörige sich nicht scheuen, Köpfe erschlagener Weiber und Kinder heimzubringen, oder Gräber nach Schädeln zu durchwühlen. Selten nur werden die Köpfe im ehrlichen Kampfe erbeutet, vielmehr ist das Lauern im Hinterhalt allgemeine Sitte; immerhin pflegt dem Beginn der Feindseligkeiten stets eine symbolische Kriegserklärung vorauszugehen. Neben der Kopfjagd findet sich auch der Kannibalismus im malayischen Archipel, doch so, daß beide Gebräuche einander in der Regel ausschließen; so sind die Battas Kannibalen, aber keine Kopfjäger. — Die größeren Staatengebilde schließen sich in ihrer Entwickelung eng an die kleineren an: der Rat, aus den Häuptern der vornehmsten Geschlechter gebildet, übt entscheidenden Einfluß und wählt sogar den Nachfolger des jedesmaligen Sultans; es kommt auf die Persönlichkeit des letzteren an, ob er diesen Einfluß überwiegen läßt oder zeitweilig zurückdrängt. Die Abhängigkeit des Sultans wird durch die Geringfügigkeit seiner Einkünfte noch erhöht.

Religion. Von einer einheitlichen Religion der heidnischen Malayen kann nicht die Rede sein, wohl aber von zahlreichen gemeinsamen Ideen. Als Grundlage der Religion tritt hier noch mehr als anderswo der Ahnenkultus hervor, dem im Grunde auch ein Teil der Naturverehrung, wie Baum- und

Tierkult, und nicht minder die Heilighaltung von Schädeln und Knochen zuzuschreiben ist. Bemerkenswert ist die Verehrung alter chinesischer Töpfe bei den Dajaken, die Heiligkeit des Krokodils und anderer Tiere in ganz Indonesien, die eng mit dem Glauben an eine Seelenwanderung zusammenhängt, und die Überfülle von Talismanen und Amuletten der verschiedensten Art. — Die Mythologie ist schwach entwickelt. Ein höchstes Wesen, das aber wenig Einfluß übt, findet sich auch hier, ohne daß ein gemeinsamer Name vorhanden ist. Wo wir ausgebildeten und schärfer charakterisierten Göttergestalten begegnen, ist fast immer indischer oder islamitischer Einfluß nachzuweisen. Unklar und äußerst mannigfach sind auch die Vorstellungen vom Zustande der Seele nach dem Tode. Der Priesterstand ist durchschnittlich einflußreich, steht aber sittlich nicht hoch; größere Tempelbauten fehlen.

Fremde Kultureinflüsse. Während die Malayen in den Negritos Nachbarn haben, deren Nähe fast als Kulturhemmnis aufzufassen ist, kreuzen sich anderseits in Indonesien die Einflüsse fremder Kulturvölker in einer Weise, wie nirgends anderswo auf der Erde. Die ältesten Einwirkungen gehen von den indischen Halbinseln aus; nachdem sich der Brahmaismus auf den größeren Inseln, insbesondere Java, verbreitet hatte, überschritt auch der Buddhismus auf seinem Siegeszuge die trennende Meeresschranke; großartige, jetzt zerfallene Tempelbauten erinnern an diese Zeit. Sehr früh begann China seine Handelsverbindungen nach Indonesien auszudehnen, und im Laufe der Zeit hat im nördlichen Teile des Gebietes sogar eine nicht unbeträchtliche Zumischung chinesischen Blutes stattgefunden. Im Gefolge der Araber ist anderseits der Islam eingedrungen; um 1400 verdrängte er den Buddhismus in Java, gegenwärtig ist er lückenhaft bis zur Küste von Neuguinea verbreitet. Der Einfluß der Europäer hat neuerdings in vieler Beziehung durchgreifende Veränderungen erzielt; das Christentum hat indessen nur auf den Philippinen zahlreiche Anhänger gewonnen.

B. Übersicht der einzelnen Völker.

Einteilung. Die insuläre Natur des malayischen Gebietes legt den Gedanken nahe, daß auch die Stämme sich auf den größeren Inseln und Inselgruppen, auf diesen kleinen Welten für sich, selbständig entwickelt haben müssen, daß wir uns also mit einer rein geographischen Gruppierung der Völker begnügen können. Im allgemeinen ist das auch richtig; aber die Seetüchtigkeit und Wanderlust der Malayen hat daneben eine ganz andere Siedelungsweise hervorgerufen. Auf vielen Inseln finden wir die Völker zonenweise angeordnet: die Bewohner des Küstenlandes sind von benachbarten Inseln in neuerer Zeit eingewandert, weiter im Innern finden wir Malayen älteren Ursprungs, und in den Bergen oder an der verkehrslosen Küste vielleicht noch Negritos, die Urbewohner des Landes. So haben zwar die einzelnen Inseln eine ihnen eigentümliche Bewohnerschaft, aber es fehlt nicht an Stämmen, die sporadisch über die Küsten eines weiten Gebietes verbreitet sind. Man hat auch versucht, zunächst größere Gruppen aufzustellen. So unterscheidet Gerland West-Malaisier (Bewohner von Malakka, Sumatra, Java und Borneo), Zentral-Malaisier (auf Celebes, Flores und einigen kleineren Inseln), Ost-Malaisier (auf den Molukken, Timor u. s. w.), endlich Nord-Malaisier (auf den Philippinen, den Sulu-Inseln und Palawan).

1. Bewohner Malakkas (Malayen im engeren Sinne). Da es mindestens wahrscheinlich ist, daß die Einwanderung der Malayen nach Indonesien von Hinterindien aus über die Halbinsel Malakka erfolgte, so sind die malayischen Stämme Malakkas als Reste und Nachzügler des großen Völkerstromes besonders merkwürdig. Zugleich scheint der Name „Malayen" sich mit späteren Auswanderern aus diesem Gebiete verbreitet zu haben, sodaß man die Stämme Malakkas und ihre weitverstreuten Verwandten oft als Malayen im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnet findet. Auf der Halbinsel ist das Volk unter indischem und arabischem Einflusse zu einer beträchtlichen Kultur vorgeschritten und hat eine eigene

Litteratur hervorgebracht. Es bestehen noch jetzt mehrere selbständige Staaten. Auswanderer aus Malakka haben sich in großer Zahl auf den Küsten der meisten Sunda-Inseln, ferner auf Ceylon und in anderen Teilen Indiens niedergelassen.

2. Bewohner Sumatras. Die Küstenstämme Sumatras sind mit ihren Nachbarn auf Malakka nahe verwandt; zu nennen sind die Atschinesen auf der Nordwestspitze der Insel, die Radschang an der Ostküste und die Lampong im Südosten. — Eine besondere Gruppe bilden die Stämme der Batta (Battaker), die eigentlich charakteristische Bevölkerung Sumatras. Sie bewohnen die Hochebenen des Innern im nördlichen Teile der Insel. Die Batta sind verhältnismäßig hoch gewachsen, mit angenehmen Zügen, geistig begabt und von gutem Charakter. Allerdings sind sie Kannibalen, indes ist die Anthropophagie nur ein besonderer Teil der Gerechtigkeitspflege, gewissermaßen eine verschärfte Hinrichtung, die bei dem zähen Beharren der Battas am Hergebrachten sich erhalten hat. Erwähnenswert ist das Vorkommen der Zahnfeilung neben dem Schwarzfärben der Zähne, das allen Malayen gemeinsam ist. — Die Battas sind ausgezeichnete Ackerbauer; sie besitzen einen Pflug eigener Erfindung. Auch eine Schrift scheinen sie selbständig erfunden zu haben. Ihre Sprache zerfällt in drei Dialekte; ferner sind aus sprachlichen Gründen die Bewohner der Inseln Nias und Batu im Westen von Sumatra als Verwandte der Batta zu betrachten.

3. Bewohner Borneos. Während auch an den Küsten Borneos vielfach eine gemischte Bevölkerung zu finden ist, bilden die Dajaken das Hauptvolk der Insel. Die Dajaken zerfallen in drei große Gruppen: die Biadschu im Süden, die Ot-Danom im Innern und die Dajak-Paré im Osten. Als allgemeines Kennzeichen ist zu nennen, daß die Dajaken hellfarbiger und höher gewachsen sind als der Durchschnitt der Malayen; sie sind kriegerisch und leidenschaftliche Kopfjäger, aber zugleich ehrlich, gastfrei und nicht ohne Begabung. Die Stellung des Weibes ist besser als bei den meisten anderen

Indonesiern. Bemerkenswert ist noch die große Vorliebe der Dajaken für Schmuck und Putz.



Fig. 44. Dajak (Vortänzer beim Kriegstanze).

4. **Bewohner Javas.** Die Bevölkerung Javas, der wichtigsten und am meisten von der Kultur durchdrungenen unter den Sunda-Inseln, zerfällt in zwei Gruppen. Im

Westen wohnen die Sundanesen, in der Mitte und im Osten der Insel die eigentlichen Javanen. Die Sprache der letzteren, Kawi, herrscht auch auf Madura, Bali und Teilen von Sumatra und Lombok. Zweifellos hat auf Java eine starke Mischung mit Hindus stattgefunden, die aber noch nicht zu einem neuen, ausgeglichenen Typus gediehen ist. So finden wir neben Kurzschädeln auch ausgesprochene Langschädel. Im allgemeinen sind die Javanen klein, von einer Hautfarbe, die sich etwa mit hellem Milchkaffee vergleichen ließe, mit ovalem Gesicht und mäßig dicken Lippen. Von Charakter sind sie friedlich und sanft, gastfrei und im Ganzen ehrlich; ihre Begabung ist nicht unbedeutend. Dem Kulturzustande des Landes entsprechend finden sich unter den Javanen neben Ackerbauern und Fischern auch zahlreiche Gewerbetreibende und Händler.

5. Bewohner von Celebes. Celebes wird von zwei Hauptstämmen bewohnt, die sich, dem zerrissenen und küstenreichen Charakter ihrer Heimat entsprechend, mit besonderer Leichtigkeit auf die benachbarten Inseln verbreitet haben. Im Südwesten der Insel wohnen die Mankasaren, im Zentrum die Bugi. Beide Stämme sprechen verwandte Sprachen und bilden eine gemeinsame Gruppe, der man auch das Mischvolk der Wadscho (Orang-laut) auf Celebes anreihen darf. Im Norden der Insel finden sich Stämme, die man als Alfuren bezeichnet. Die Bugi sind ein lebhaftes, thätiges Volk, das körperlich dem allgemeinen malayischen Typus ziemlich genau entspicht. Zu ihnen sind auch die Küstenbewohner der kleinen Sunda-Inseln von Flores bis Timor zu rechnen.

6. Bewohner der kleineren Sunda-Inseln. Die Eingebornen der kleineren Sunda-Inseln und der Molukken pflegt man als Alfuren zu bezeichnen, zum Unterschiede von den küstenbewohnenden Malayen (im engeren Sinne), Bugi ꝛc. Zum Teil sind sie völlig unkultiviert, zum Teil Ackerbauer, wie die Galela auf Halmahera. Die kleinen Besonderheiten der einzelnen Stämme anzuführen ist nicht wohl möglich.

7. **Bewohner der Philippinen.** Man darf die malayischen Stämme der Philippinen schon aus sprachlichen Gründen zu einer besonderen Gruppe zusammenfassen, deren Angehörige man nach den beiden Hauptstämmen als Tagalen oder Bisayas bezeichnet (Proto-Malayen nach Quatrefages). Den Tagalen im engeren Sinne sind die Bewohner Formosas nächstverwandt. Von den Malayen der Philippinen ist im allgemeinen zu erwähnen, daß sie von niedrigem Wuchse und brachycephal sind. In geistiger Hinsicht können sie als begabt und lerneifrig, heiter und sorglos bezeichnet werden; daß sie größtenteils gläubige Katholiken sind, thut ihrem Aberglauben wenig Abbruch. Neben den Tagalen, die als altes Kulturvolk auf Luzon und den umliegenden Inseln sitzen, und den Bisayas auf Mindanao sind noch folgende rein malayische Stämme zu nennen: die Sambalen, Bikols, Kagayanen und Ilokanen auf Luzon, die Bagobos, Bisayas und Mandayas auf Mindanao und die Moros, die mohammedanischen Malayen im Süden des Archipels. Mischlinge von Malayen und Negritos sind die Igorroten im nordwestlichen Luzon, Verwandte der Bikols, deren Name oft fälschlich für alle wilden Stämme der Inseln gebraucht wird, ferner die Mundos im Innern von Panay und Cebu, die Tagbanuas auf Palawan und die Atás auf Mindanao. Mit Chinesen gemischt sind die Ilongoten im nordwestlichen Luzon. Als Manguianen bezeichnet man die Binnenstämme von Mindanao und den benachbarten Inseln, die z. T. reine Malayen, z. T. mit Negritos und Chinesen gemischt sind.

8. **Bewohner der Nikobaren.** Zu den Malayen darf man, wenn auch mit einigem Bedenken, noch die Stämme der Nikobaren rechnen. Die Nikobaresen haben braune Hautfarbe mit einem Stich ins Kupferrote, breites Gesicht und flache Nase, sodaß Mischung mit Negritos nicht unwahrscheinlich ist. Ein wildes Volk im Innern der größeren Inseln ist nur unvollkommen bekannt, soll aber nach neueren Berichten mongoloiden Typus besitzen.

2. Madagassen.

Verbreitung. Neben den negroiden Bewohnern Madagaskars, die man im allgemeinen als Sakalaven bezeichnet, treffen wir auf dieser Insel auch eine malayische Bevölkerung, der man nach dem Hauptstamme mitunter den Namen der Hovas erteilt. Die malayische Herkunft der Hovas wird durch ihre Sprache, die sich am meisten den Dialekten der Battas nähert, und durch zahlreiche anthropologische und ethnographische Merkmale bewiesen, während geschichtliche Nachrichten völlig fehlen. Mischungen mit den negroiden Madagassen haben natürlich in großem Umfange stattgefunden; in der Hauptsache haben aber die Sakalaven die afrikanische Seite der Insel behauptet, die Hovas das Zentrum und den Osten.

Charakteristik. Die Hautfarbe der am wenigsten mit Negern gemischten Hovas ist olivengelb; das schwarze Haar ist straff oder gelockt, das Gesicht schwach prognath. Der Körper ist weder hoch noch stark entwickelt. — Von Charakter sind die Hovas lebhaft, aber nicht offen; Verstellung, Geiz, Trunksucht scheinen die hervorstechenden Schwächen des Volkes zu sein, und die Rachsucht fehlt ihnen so wenig wie den östlichen Malayen. Was von den Malayen lobend zu erwähnen war, gilt übrigens auch von ihnen.

Kulturbesitz. Die Tracht besteht ursprünglich aus Lendentuch und Umschlagetuch, die beide im Lande aus Baumfasern oder Baumwolle gewebt werden, ist aber schon z. T. durch die europäische Kleidung verdrängt. Von Waffen besitzen die Hova neben den massenhaft eingeführten Gewehren noch Speere, Äxte, Dolche, Bogen und Blasrohr, ferner Holzschilde, die mit Büffelhaut überzogen sind. Die viereckigen Häuser werden aus Thonwänden aufgeführt, über denen das auf Pfählen ruhende, steile Giebeldach emporsteigt; alle Dörfer und Gehöfte sind von Lehm- oder Rohrwänden umzäunt. — Der Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung des Volkes, aber wenig fortgeschritten, da die Hacke das gewöhnliche Werkzeug

ist. Reis wird vorwiegend angebaut, daneben Maniok, Zuckerrohr ꝛc. Die Rinderzucht ist bedeutend.

Sitte und Brauch. Nachdem das Christentum bei den Hovas zur Staatsreligion geworden, sind manche alte Gebräuche zurückgedrängt, aber keineswegs ganz verschwunden, z. B. der Kindermord, die Vielweiberei, die scharfe Sonderung in drei Stände (Adel, Bürger und Sklaven). Es herrscht Endogamie. Das Königtum ist durch den Rat des höchsten Adels beschränkt, genießt aber große Einkünfte aus den zahlreichen Monopolen. Der Ahnenkult der Malayen ist bei den Madagassen, wohl infolge negroider Einflüsse, vielfach zum reinen Fetischismus entartet. Speiseverbote (Fadi), die einigermaßen dem Tabu der Polynesier entsprechen, stehen noch in hohem Ansehen.

Einzelne Stämme. Die Hovas im engeren Sinne sind die Bewohner des Hochlandes von Imerina; der Name „Hova" bezeichnet eigentlich nur den Mittelstand im Gegensatz zu Adel und Sklaven. Sie sind das zahlreichste (gegen 1 Million), kriegerischste und mächtigste Volk der Insel, die sie zum großen Teil unterworfen und durch Posten und Ansiedelungen gesichert haben. Nächstverwandt sind die Betsileo im Süden der Insel und die Tanala, Tankay und Sihanaka im Waldlande der Ostküste. Eine zweite Gruppe malayischer Stämme setzt sich zusammen aus den Betanimenas und den stark gemischten Betsimarakas, beide an der Ostküste; auch die Antakaren, Taimory, Tandroy und mehrere andere Stämme sind als Mischlinge zwischen Sakalaven und Malayen zu betrachten.

3. Polynesier und Mikronesier.

Verbreitung. Der polynesische Zweig der malayischen Familie bewohnt die meisten der im Stillen Ozean zerstreuten Inseln etwa zwischen dem 180° ö. L. und dem 109° w. L. mit Ausnahme der Fidschi-Inseln, jedoch einschließlich Neuseelands, das zugleich der südlichste Punkt des Gebietes ist;

im Norden schließt ungefähr der 30.° n. Br. die polynesische Inselflur ab. Die Mikronesier, die das Mittelglied zwischen Polynesiern und Melanesiern bilden, siedeln auf den Karolinen, den Marschall- und den Gilbert-Inseln, ehemals auch auf den Ladronen, wo sie jetzt durch eingewanderte Tagalen und Spanier aufgesogen oder ausgerottet sind.

Herkunft und Wanderungen. Daß die Polynesier Verwandte der Malayen sind, wird durch ihre Sprache genügend bestätigt. Wenn es schon wahrscheinlich ist, daß die seetüchtigen Malayen von Malakka her Indonesien besiedelt haben, so ist es fast zweifellos, daß ein Zweig dieses Volkes die Wanderung von West nach Ost weiter fortgesetzt und nach und nach die Inselgruppen Ozeaniens bevölkert hat. Freiwillige und unfreiwillige Wanderungen im Stillen Ozean bis auf große Entfernungen haben auch in neuerer Zeit nicht gefehlt; Raub- und Handelszüge nach entlegenen Inselgruppen kamen schon vor Ankunft der Europäer vielfach vor, politische Wirren, Übervölkerung und Hungersnot trieben zur Aufsuchung neuer Wohnstätten. Hie und da ist die Geschichte der Einwanderung noch nicht vergessen, so bei den Maoris auf Neuseeland, die wahrscheinlich von Samoa oder Tonga gekommen sind; überhaupt scheinen die Samoa-Inseln mit am frühesten besiedelt und dann der Ausgangspunkt weiterer Fahrten gewesen zu sein. Auch westwärts nach Melanesien sind übrigens Kolonien der Polynesier vorgedrungen.

Körperliche Merkmale. Die Hautfarbe der Polynesier ist im allgemeinen ein helles Braun; bei den Mikronesiern kommen daneben hellere Töne vor, aber auch Übergänge zur Farbe der Melanesier. Der Schädel ist brachycephal bis mesocephal (Index b. d. Maori 76.4, b. d. Tahitiern 77.1, b. d. Hawaiern 79.7), die Stirn niedrig, die Nase platt oder gebogen, die Augen klein und lebhaft. Von wirklich schönen Gesichtern im Sinne des europäischen Schönheitsideals kann man nur mit Einschränkung reden. Das Haar ist schwarz bis braun, straff oder gelockt. Im Durchschnitt ist der Körper gut, aber nicht sehr kräftig gebaut, die Körperhöhe

schwankt außerordentlich, was zum Teil der besseren oder schlechteren Ernährung zuzuschreiben ist (Marschall-Insulaner 1.52—1.72 m).



Fig. 45. Junger Häuptling auf Samoa.

Charakter und Begabung. Lange Zeit galten die polynesischen Inseln als ein Paradies, bewohnt von harmlosen, liebenswürdigen Menschen, die den Zeitgenossen der französischen

Schreckensmänner als unerreichbare Vorbilder vorschwebten. Man ist von dieser Ansicht zurückgekommen und hat eingesehen, daß wir in den Polynesiern verhältnismäßig heitere und sorglose Naturmenschen vor uns haben, denen aber die schlimmen Instinkte so wenig fehlen wie irgend welchem andern Volke. Der Grundzug des polynesischen Charakters ist Launenhaftigkeit, der sorglose Geschwätzigkeit ebenso nahe liegt, wie Tücke und Grausamkeit; hieraus erklärt sich die verschiedene Beurteilung, die das Volk gefunden hat. Sehr verschieden mußte natürlich auch das Urteil über die Leichtfertigkeit in geschlechtlicher Beziehung ausfallen, die unter den ursprünglichen einfachen Verhältnissen schwerlich so grell zu Tage trat, als bei der Berührung mit Europäern. Die Begabung der Polynesier ist vielleicht aus dem besonderen Grunde zuweilen überschätzt worden, als eine rasche Anpassung an europäische Vorbilder den Anschein erweckt, daß auch der ganze Kulturschatz der europäischen Menschheit mit Leichtigkeit geistig bewältigt wird; das Schicksal der Bewohner Hawais scheint indes zu beweisen, daß ein allzurasches Vorgehen in dieser Richtung verhängnisvoll wirkt, da die Grundlage einer Geistesarbeit langer Generationen durch nichts zu ersetzen ist.

Sprache. Über die polynesischen Sprachen ist bereits S. 210 gesprochen worden. Nachzutragen ist nur, daß die Sprache in zahlreiche Dialekte zersplittert ist, sodaß sich die Bewohner der verschiedenen Inselgruppen nur schwer oder gar nicht verständigen können.

Tracht. Den allgemeinsten Grundstoff der Bekleidung liefert die Tapa, die zubereitete Rinde verschiedener Bäume; auf den mikronesischen Inseln versteht man auch Gewebe aus pflanzlichen Fasern zu fertigen. Außer einem Lendentuch wird vielfach ein Schultertuch getragen; Blätter sind namentlich als Hülle der Weiber beliebt und dienen bei Regenwetter als Ersatz der Tapastoffe. Am reichlichsten bekleidet waren früher die Bewohner der Gesellschafts-Inseln, am ärmlichsten die Oster-Insulaner.

Schmuck. Als unmittelbarster Schmuck des Körpers muß die Tättowierung gelten, die nirgends so hoch entwickelt ist wie in Polynesien; auch Bemalung kommt bei besonderen Gelegenheiten vor. Im übrigen liefert das Meer naturgemäß einen großen Teil des Schmuckes, Muscheln, Schildkrot ꝛc. Federschmuck war sehr beliebt, auf Hawai sogar ganze Federmäntel; Knochen, Zähne, aufgereihte Samen fehlen ebensowenig. Hauptschmuck der Frauen sind frische Blumen.

Bewaffnung. Der Waffenreichtum der Polynesier ist außerordentlich, obwohl ihnen Metall vollständig fehlt. Die sorgfältig geglätteten und verzierten Speere tragen Rochenstacheln, Menschenknochen, Haifischzähne u. dgl. als Spitze. Hauptwaffe neben dem Speere ist die Keule, die in den mannigfachsten Formen, besonders aber in der Gestalt des Ruders auftritt; in dritter Linie sind Streitäxte mit Schneiden aus Stein oder Muschel zu nennen. Charakteristisch sind die mit Haifischzähnen besetzten Speere und Schwerter, die sich auf den Gesellschafts- und Gilbert-Inseln finden. Im Gegensatz zu der Fülle von Nahwaffen fehlt es an Fernwaffen fast ganz. Bogen und Pfeil sind in Mikronesien ganz unbekannt, in Polynesien wenigstens bedeutungslos; eher hat die Schleuder eine Rolle gespielt. Rüstungen und Helme aus Holzstäbchen, Kokosfasern ꝛc. sind weit verbreitet, während der Schild nirgends in Gebrauch ist.

Wohnung. Das Vorbild des polynesischen Hauses scheint das Boot zu sein, das als Dach auf einer rechteckigen Unterlage von Pfählen ruht. Dieses kahnförmige Dach besteht aus Palmblättern, Schilf oder Zweigen, die Wände des Hauses aus Matten oder Rohr. Steinfundamente kommen auf Neuseeland, den Markesas- und Gesellschafts-Inseln vor. Die Häuser sind nie hoch, erreichen aber oft eine außerordentliche Länge. Im Innern sind sie durch Mattenwände in mehrere Abteilungen zerlegt, der Boden ist mit Matten bedeckt; am Mittelpfeiler ist der Ehrenplatz des Hauses. Gemeinde- und Gesellschaftshäuser dienen öffentlichen Zwecken.

Die Dörfer stehen gegenwärtig stets in der Nähe des Strandes, obgleich auf vielen Inseln deutliche Spuren beweisen, daß früher auch das Innere bewohnt war. Alte, höhlenartige Steinbauten finden sich vielfach in Polynesien.

Hausgerät. Da irdene Töpfe fast durchgängig fehlen, so treten hölzerne Gefäße mannigfacher Art an ihre Stelle. Matten und Körbe sind daneben das wichtigste Hausgerät. Ferner finden sich Kopfschemel, Fächer, Fliegenwedel, Kämme und dgl., Ständer, Laden und Gestelle. Sitzgerät fehlt gänzlich.

Gewerbe. Mikronesien bildet in Bezug auf Gewerbthätigkeit ein eigenes bevorzugtes Gebiet. Auf den Palau-Inseln wurde früher die Töpferei geübt, die in Polynesien nur auf der entlegenen Osterinsel bekannt war. Auch der Webstuhl, auf dem vorzüglich Bananen- und Hibiskusfasern verarbeitet werden, ist nur in Mikronesien verbreitet und ebenso finden wir nur hier die Kunst, Holzgefäße durch Lackieren zu verschönern. Das am eifrigsten geübte Gewerbe der Polynesier ist die Zubereitung der Tapa durch Klopfen, Zusammenkleben und Färben von Rindenstreifen; auch im Flechten wird Tüchtiges geleistet. Die Zimmerleute, als Kahnbauer unentbehrlich, bildeten vielfach einen geachteten und selbst geheiligten Stand für sich.

Kunst. Von selbständigen Schöpfungen der bildenden Kunst ist in Polynesien wenig zu finden, wenn wir von den kolossalen Steinfiguren unbekannten Alters auf der Osterinsel absehen; um so erfreulicher ist das Kunstgewerbe entwickelt. Die Ornamente sind allerdings einfach, meist Zickzacklinien oder Strichlagen, aber mit größter Sorgfalt ausgeführt; für die Gegenstände aus Tonga ist es charakteristisch, daß fast regelmäßig eine menschliche Figur als Ornament angebracht ist. — Die Tänze der Polynesier sind besonders zierlich und erfindungsreich, sodaß sie bei den benachbarten Melanesiern vielfach Eingang gefunden haben. Die Musik ist wenig entwickelt, aber der Gesang kann als Lieblingsunterhaltung der Polynesier gelten; die beliebtesten Musikinstrumente sind

Trommeln, die zum Teil aus Baumstämmen oder Bambusrohren gefertigt werden und neben denen sich Bambusflöten und Muscheltrompeten finden. Die Dichtung ist noch eng mit der Musik verschmolzen, doch fehlt es dabei nicht an Gedichten erzählenden Inhalts.

Schiffahrt. Im Schiffsbau und der Kunst der Seefahrt leisten die Polynesier Vorzügliches, ohne übrigens in dieser Hinsicht von Malayen und Melanesiern allzusehr abzuweichen. Neben größeren, aus mehreren Stücken zusammengesetzten Schiffen sind auch Einbäume zur Küstenschiffahrt in Gebrauch; ferner werden je zwei Einbäume zu einem seetüchtigen Doppelboote vereinigt. Auslieger (Ama) sind allgemein bekannt. Die Segel sind von dreieckiger Gestalt und aus Matten hergestellt; kein Schiff führt mehr als eines. Die Ruder haben spitz-lanzettliche Form, auch das Steuer ist ein vergrößertes Ruder. Schöpfkellen zum Ausschöpfen des Wassers gehören zum notwendigen Schiffsgerät. — Man orientiert sich auf der Fahrt nach den Sternen oder beobachtet den Winkel, mit dem das Boot die Wellenkämme des Meeres durchschneidet; Karten einfachster Art, aus Stäbchen und Steinen hergestellt, sind nicht unbekannt.

Ackerbau und Viehzucht. Überraschend und zugleich ein günstiges Zeugnis für die Kultur der Polynesier ist es, daß sie inmitten eines fischreichen Meeres und im Besitze von Inseln, die überreiche Ernten von Baumfrüchten gewähren, den Ackerbau zu hoher Blüte gebracht haben. Terrassenbau und künstliche Bewässerung sind fast allgemein bekannt. Die wichtigste Nährpflanze ist Taro (Calladium esculentum) mit eßbarer Wurzel; selbst auf der entlegenen Osterinsel, dem östlichsten Vorposten, der Polynesier fand man daneben Pisang, Bataten, Zuckerrohr und Yams angebaut. Wirkliche Gärten mit Zierblumen und Schattenbäumen sind keine Seltenheit. — Hauptgegenstand der Viehzucht ist das Schwein, dessen Fleisch indessen nicht als allgemeines Nahrungsmittel gelten kann; Hunde und Hühner fanden sich schon vor Ankunft der Europäer auf den meisten Inseln.

Fischerei. Naturgemäß ist die Fischerei eine Lieblingsbeschäftigung der Polynesier. Man benutzt Netze, die zum Teil von außerordentlicher Größe sind, und Angelhaken aus Knochen, Muschelschale oder Holz mit Ködern, die man aus Federn oder glänzenden Muschelstückchen fertigt. Daneben blühte in Hawai die künstliche Fischzucht mit einer geordneten Teichwirtschaft. In Mikronesien tritt im allgemeinen die Fischerei noch mehr in den Vordergrund als in Polynesien.

Lebensweise. Das Schwein ist nur das Schlachttier der Vornehmen; die Nahrung des Volkes setzt sich aus Vegetabilien, insbesondere Tarowurzel, Kokos und Brotfrucht, und den Erträgnissen der Fischerei zusammen. An Jagdtieren ist großer Mangel, Ratten sind dagegen eine gewöhnliche Speise des Volkes. Die Speisen werden nicht gekocht, sondern gedämpft oder gebacken und mit Seewasser gewürzt. Kannibalismus herrschte in der älteren Zeit wohl in ganz Polynesien, war aber bei Ankunft der Europäer auf vielen Inseln schon selbständig erloschen; als allgemeiner Brauch fand er sich nur noch bei den Maoris und auf den Markesas-Inseln, vereinzelt allerdings noch vielfach. — Berauschende Getränke kannte man auf Neuseeland nicht, während im eigentlichen Polynesien die Kava oder Ava, der Saft gekauter Wurzeln von Piper methysticum, als Nationalgetränk gelten kann. Der Tabak hat sich rasch verbreitet und großen Anklang gefunden.

Familienleben. Obwohl die Frau in Polynesien nicht in hohem Ansehen steht, so ist doch ihre Lage nicht so gedrückt, wie bei vielen anderen Naturvölkern, schon deshalb nicht, weil ihr der Mann nicht ausschließlich die schwerere Arbeit zuschiebt. Die Zahl der Weiber ist meist geringer als die der Männer, da die allgemein übliche Ermordung eines Teils der neugeborenen Kinder, die der Furcht vor Übervölkerung zuzuschreiben ist, in der Regel die weiblichen Sprößlinge trifft. Von allen wichtigeren Festen und selbst von der gemeinsamen Mahlzeit mit den Männern sind die Frauen ausgeschlossen. Die Ehe ist leicht zu schließen und leicht zu lösen. Auf den

Karolinen leben die unverheirateten Mädchen als eine Art öffentlicher Dirnen in gemeinsamen Häusern, bis sich ein rechtmäßiger Gatte findet; noch manche andere Umstände tragen zur Lockerung des ehelichen Bundes bei. Ursprünglich mag Exogamie geherrscht haben, die aber durch die Ausbildung einer schroffen Standesgliederung vielfach beeinflußt und geändert worden ist; das Mutterrecht gilt in ganz Polynesien.

Staatliche Gliederung. Im allgemeinen läßt sich behaupten, daß das Volk überall wenigstens in die drei scharf geschiedenen Klassen der Adeligen, Freien und Sklaven zerfällt. Noch strenger durchgeführt ist indessen vielfach die Trennung in Tabuierte und Nichttabuierte, die auch die Freien in zwei Klassen trennt und auf religiösen Motiven beruht. Die Frauen gehörten fast durchgängig zu den Nichttabuierten. Die höchsten Staatsämter ruhen in den Händen des Adels, aus dem auch der König oder der Oberhäuptling hervorgeht. — Kleinste selbständige Staatenbildungen, Dorfgemeinden unter unabhängigen Häuptlingen, finden sich häufig; noch öfter sind aus der Vereinigung der kleinsten Stammesgruppen bereits größere Gebilde entstanden, die zum Teil ganze Inselgruppen umfassen. Die Regierungsform ist despotisch, wenn auch ein gewisser Einfluß des Volkes und insbesondere des Adels nirgends ganz ausgeschlossen scheint. Neben den eigentlichen König tritt oft noch ein Kriegshäuptling als Mitherrscher. Der Verkehr des Volkes mit dem König ist äußerst förmlich, nähere Berührung thunlichst ausgeschlossen. Im Kriege ist das Volk zur Heeresfolge verpflichtet, doch kam es häufig vor, daß Söldlinge von benachbarten Inseln herangezogen wurden.

Religion. Die Polynesier besitzen eine sehr ausgebildete Mythologie, die sich aber naturgemäß auf den einzelnen Inselgruppen sehr verschieden entwickelt hat. Aus der unendlichen Fülle von Göttern und Geistern heben sich einige immer wiederkehrende Gestalten hervor: Maui, der Himmel und Erde von einander getrennt hat und ebenso wie Tangaroa als Schöpfer auftritt, Tati, der linkshändige Erderschütterer

Samoas, Ru, der Himmelsgott, u. a. Über den Aufenthalt der Toten herrschen verschiedene Vorstellungen; höchst charakteristisch für Polynesien ist aber der Gedanke, daß nur der edelgeborene Teil des Volkes zur Unsterblichkeit gelangt, die Unedlen und Weiber gänzlich zu Grunde gehen. Flutsagen finden sich vielfach. — Der Kultus wird von Priestern geleitet, deren Amt erblich ist; zuweilen sind die Häuptlinge zugleich Priester. Besessenheit und Inspiration gelten noch als die eigentlichen Kennzeichen des Priesters, Heilkunst und Zauberei liegen in seiner Hand. Die Tempel, die im östlichen Polynesien häufiger sind als im westlichen, scheinen aus Begräbnisplätzen hervorgegangen zu sein und damit auf den tiefen Zusammenhang auch der polynesischen Religionen mit dem Ahnenkultus hinzuweisen; die Fülle der vorhandenen Götzenbilder — ursprünglich wohl Ahnenbilder — läßt ähnliche Schlüsse zu, nicht minder die Neigung, Leichname möglichst lange unzerstört zu erhalten, die blutigen Zeremonien und Menschenopfer bei den Begräbnissen und das Aufbewahren von Schädeln. — Ganz zu religiösen Satzungen geworden, wenn auch ebensogut praktischen Zwecken dienend, sind die zahllosen Gesetze des Tabu. Dinge, auf denen das Tabu ruht, sind heilig und unverletzlich; Priester und andere bevorzugte Personen vermögen willkürlich jeden beliebigen Gegenstand zu tabuieren und damit für andere unbenutzbar zu machen, ja die bloße unwillkürliche Berührung hat schon diesen Erfolg. In ihrer Wirkung charakterisieren sich die Tabugebräuche teils als Mittel, durch Speiseverbote Verschwendung und Hungersnot hintanzuhalten, teils als gelungene Versuche, gewisse Klassen des Volkes aufs schärfste von den übrigen zu trennen. Man irrt wohl ebensosehr, wenn man diese Sitten aus rein religiöser Wurzel entspringen läßt, als wenn man ihnen ausschließlich nüchterne Erwägungen zu Grunde legt; religiöse Sitte und praktische Lebensweisheit sind auf den niederen Stufen der menschlichen Entwickelung untrennbar verschmolzen, jede Lehre der Erfahrung hüllt sich alsbald in ein religiöses Gewand.

Einteilung. Die Einteilung der Polynesier und Mikronesier in kleinere Gruppen ist insofern sehr leicht, als sie sich der geographischen Sonderung in verschiedene Archipele fast allenthalben anschließt. Auf die mannigfachen kleineren Abweichungen und Besonderheiten der einzelnen Stämme hier genauer einzugehen, lohnt sich nicht, sodaß wenig mehr als eine trockene Aufzählung gegeben werden kann.

1. Polynesier. Bewohner des westlichen Polynesiens sind die Samoaner (35 000), deren Heimat, die Samoa- oder Schiffer-Inseln, auch politisch eine Einheit bildet, was allerdings fortwährende Thronstreitigkeiten nicht hindert; ferner die Tonganer (25 000) auf den Tonga- oder Freundschafts-Inseln, ebenfalls politisch geeinigt. Die Einwohner beider Inselgruppen sind größtenteils Christen. Weiter sind hier zu erwähnen die Bewohner der Herwey- oder Cooks-Inseln (Raratonga-Gruppe), gegen 8000 Seelen, die Gesellschafts-Insulaner oder Bewohner der Tahiti-Gruppe (16 000), völlig christianisiert und unter französischem Protektorate, die Bewohner der Tubuai-Gruppe oder der Austral-Inseln (800), die Mangarewa-Insulaner (1000) und die Paumotu-Insulaner (7000). Zwei ethnologisch wichtige Stämme sind die Bewohner der Markesas-Inseln (4000) und die Hawaier (Sandwich-Insulaner), noch etwa 40 000 mit parlamentarischer Regierung, aber durch fremde Einwanderung zum Teil aufgesogen und dem Aussterben nahe. Eine ganze Anzahl kleiner Inseln weist eine Bewohnerschaft auf, die den Stämmen der größeren Inselgruppen nicht zugerechnet werden kann, so insbesondere die abgelegene Osterinsel. Eine interessante Gruppe für sich bilden die polynesischen Bewohner Neuseelands (neuerdings auch auf den Chatham-Inseln seßhaft), die Maori, gegenwärtig noch 44 000 Köpfe stark und völlig dem Christentum gewonnen. An Kraft und kriegerischer Gesinnung übertrafen sie unbedingt die übrigen Polynesier, viele ihrer Sitten waren durchaus eigenartig.

2. Mikronesier. Zu den Mikronesiern zählte die ehemalige Bevölkerung der Ladronen, wie schon oben bemerkt.

Eine Stammesgruppe für sich bilden die Bewohner der weitzerstreuten Karolinen, denen auch die Palau-Insulaner zugerechnet sind (zusammen etwa 22 000), eine andere die Marschall-Insulaner (12 000); endlich werden die Bewohner der Gilbert-Inseln (35 000) in der Regel den Mikronesiern zugerechnet, bilden aber ethnologisch das Übergangsglied zu den Polynesiern.

III. Amerikanische Völkergruppe.

1. Allgemeines.

Verbreitung. Zur amerikanischen Völkergruppe rechnen wir alle Ureinwohner Amerikas, mit alleiniger Ausnahme der Eskimos. Da gegenwärtig ein großer Teil der amerikanischen Urvölker (Indianer) teils ausgestorben, teils verdrängt, teils durch Mischung verändert ist, so müssen wir hier mehr als anderswo die ursprünglichen Verhältnisse ins Auge fassen und die ehemalige Verbreitung berücksichtigen.

Einheit der amerikanischen Rasse. Die Ansicht, daß ein Zweig der Mongoloiden in verhältnismäßig neuer Zeit über die Beringsstraße nach Amerika vorgedrungen sei und nach und nach den ganzen Erdteil besetzt habe, schien zwar sehr gut die auffallende physische Gleichartigkeit aller Indianer zu erklären, scheitert aber an den Ergebnissen der vorgeschichtlichen Forschung. Wenn auch die Reste menschlicher Bewohner aus der Tertiärzeit, die man in Kalifornien und Argentinien zu Tage gefördert hat, nicht über jeden Zweifel erhaben sind, so steht doch fest, daß der Mensch in Amerika bis zur ersten Eiszeit, also ebensoweit zurückzuverfolgen ist, wie in Europa. Dabei scheinen manche der Schädel- und Knochenreste, wie die von Lagoa Santa in Brasilien, nahen Verwandten der gegenwärtigen Bevölkerung angehört zu haben. Auch die berühmten Mounds, die künstlichen Hügel des Ohiothales und benachbarter Gegenden, die man früher einem ausgestorbenen Kulturvolk zuschrieb, sind höchst wahr-



Fig. 46. Guatuso-Indianer, Mittelamerika.

scheinlich von den Vorfahren der heutigen Indianer, insbesondere den Tschirokis und Muskokis, erbaut worden. — Daß von Asien und wohl auch von Polynesien aus Einwanderungen und Mischungen der Kulturen stattgefunden haben, ist namentlich an den nordwestamerikanischen Indianern deutlich zu erkennen; die Versuche dagegen, die hauptsächlich von Quatrefages ausgingen, einen direkten Verkehr der asiatischen Kulturvölker mit den Amerikanern nachzuweisen, verdienen wenig Vertrauen. Im ganzen darf man sagen, daß Mongoloiden und Amerikaner nunmehr scharf zu trennen und letztere als durchaus selbständige Gruppe der Menschheit anzuerkennen sind.

Körperliche Merkmale. Eine Reihe anatomischer Besonderheiten ist allen Indianern gemeinsam. Die Farbe der stets mäßig pigmentierten Haut ist im Durchschnitt ein gelbliches oder rötliches Braun (lohfarben), doch sind hellere Töne nicht selten. Die Hautfarbe hat zu der Allgemeinbezeichnung „Rothaut“ Anlaß geboten; der Name „Indianer“ ist dagegen auf ein Mißverständnis der Entdecker Amerikas zurückzuführen, die an der Küste Indiens gelandet zu sein glaubten. Das Haar der Indianer ist durchgängig dunkel, straff und grob, der Bartwuchs äußerst spärlich. Weniger übereinstimmend ist der Bau des Schädels; als allgemeinste Durchschnittszahl könnte vielleicht der Breitenindex 79 gelten, von dem aber nach beiden Seiten die bedeutendsten Abweichungen zu beobachten sind (95—63). Der Körper des Indianers ist nicht sehr robust aber gedrungen gebaut und von mittlerer Größe; Hände und Füße sind klein. Bemerkenswert ist die starke Entwicklung der Nackenmuskulatur, die das eigenartige Tragen schwerer Lasten an einem Stirnbande ermöglicht. Das Gesicht erscheint wegen der stark entwickelten Backenknochen und der niedrigen Stirn breit. Die Nase ist häufig als Adlernase ausgebildet, indes fehlen Stumpfnasen nicht ganz.

Charakter. Vielleicht der hervorstechendste Charakterzug des Indianers ist Trägheit, die sich äußerlich gern als Zurück-

haltung und Verschlossenheit äußert. Auch eine Haupttugend, die Unempfindlichkeit oder Gleichgültigkeit gegen Schmerz, ist passiver Natur; ihr entspricht wieder die Grausamkeit gegen Kriegsgefangene oder selbst gegen die heranwachsenden Krieger des eigenen Stammes, die eben Gelegenheit bieten soll, die Standhaftigkeit des Mutes zu erproben. Liebloses Verhalten gegen Kranke und Greise ist ungemein häufig. Die geschlechtliche Sinnlichkeit ist nicht allzustark entwickelt, sodaß selbst bei den unkultiviertesten Stämmen oft große Züchtigkeit und ein geordnetes Familienleben herrscht. Weit stärker ist die Neigung zu berauschenden Getränken und narkotischen Genußmitteln; fast überall verstand man schon vor Ankunft der Europäer dergleichen zu bereiten und in endlosen Gelagen zu vertilgen. Mit der europäischen Kultur befreundet sich der Indianer durchschnittlich sehr schwer; die allmähliche Einengung der früheren Ungebundenheit ist vielen Stämmen verhängnisvoll geworden.

Begabung. Man wird die Begabung des indianischen Stammes nicht gering anschlagen, wenn man sich an die Bewohner der ehemaligen indianischen Kulturstaaten Mittel- und Südamerikas erinnert. Berücksichtigen wir nur die neuere Zeit, so ist das Ergebnis weniger glänzend, wenn auch keineswegs ungünstig; wir sehen nur selten Männer rein indianischen Blutes eine bedeutende Rolle spielen, wohl aber Mischlinge. Die geringen Fortschritte der meisten Indianer dürften mehr durch Trägheit, als durch mangelnde Anlage verschuldet sein.

Sprache. Die Zahl der indianischen Sprachen ist außerordentlich groß. Obwohl sie im Wortschatz kaum irgend welche allgemeine Übereinstimmung zeigen und somit von einer durchgehenden Verwandtschaft nicht wohl die Rede sein kann, so ist doch das Grundprinzip des sprachlichen Aufbaues überall das gleiche: Die amerikanischen Sprachen gehören sämtlich zu den polysynthetischen und einverleibenden, d. h. sie verknüpfen gern einzelne Satzglieder, die dabei häufig verstümmelt werden, zu einem einzigen Worte.

Ursprünglicher Kulturbesitz. Die amerikanische Völkergruppe ist ethnologisch eine der anziehendsten, weil sie sich in einem wahrscheinlich sehr beträchtlichen Zeitraume selbständig entwickelt und von außen her wohl nur geringe Anregung empfangen hat. Ihr Kulturbesitz muß also entweder aus sehr alter Zeit stammen oder durch eigene Arbeit in einem abgeschlossenen Wohngebiet erworben sein. Als wichtigste Kenntnisse und Besitztümer der Amerikaner sind zu nennen: Die Schmelzung und Bearbeitung des Kupfers und Goldes und die Herstellung von Bronze, Fertigkeiten, die freilich nur einem Teile der indianischen Völker bekannt waren; das Eisen blieb so gut wie unbenutzt. Die Baumwollweberei blühte in den alten Kulturstaaten Mexiko und Peru, ebenso die Töpferei. Allgemein verbreitet ist die Flechtkunst, die Zubereitung der Häute ohne Gerbstoffe, endlich die rohe Bearbeitung der Steine. Über die Kulturerrungenschaften, die Gemeingut der Menschheit sind und also auch den Indianern nicht fehlen, vgl. den ersten Teil des Buches.

Künstlerische Anlage. Die bildende Kunst hat sich in den Kulturstaaten der Indianer zu einer gewissen Höhe entwickelt, zeigt aber hier wie bei den kulturärmeren Stämmen die Neigung, von der treuen Nachbildung der Natur abzusehen und fratzenhafte Gestalten zu schaffen. Die geringe Fähigkeit zur Abbildung natürlicher Gegenstände unterscheidet auch den nordamerikanischen Indianer sehr scharf vom Eskimo; immerhin verraten die plastischen Gegenstände, insbesondere Pfeifenköpfe in Tiergestalt, die den nordamerikanischen „Mounds“ entnommen worden sind, zuweilen überraschende Naturtreue.

Einteilung. Die über 120 Breitengrade verstreuten indianischen Stämme unterscheiden sich in Lebensweise und Kultur zu sehr, als daß sich eine große Zahl allgemeiner Angaben mitteilen ließe; wir trennen vielmehr die Indianer in einige größere Gruppen, obwohl gerade in diesem Falle jede Einteilung mehr oder weniger willkürlich sein muß. Am natürlichsten sondern sich noch die nordwestlichen Indianer

ab; die übrigen werden wir am besten nach rein geographischen Gesichtspunkten als Nord-, Mittel- und Südamerikaner auseinanderhalten.

2. Übersicht der amerikanischen Stämme.

A. Nordwestamerikanische Indianer (Nutka-Indianer).

Verbreitung. Als Gebiet der Nordwestamerikaner kann man das Land zwischen der Nordgrenze Kaliforniens, den südlichsten Siedelungen der Eskimos in Alaska, dem Kaskadengebirge und dem Stillen Ozean bezeichnen.

Ethnologische Stellung. Die nordwestlichen Indianer bilden in ethnologischer Beziehung den Übergang von den übrigen Indianern Nordamerikas, denen sie der Abstammung nach zugehören, zu den benachbarten Asiaten und Eskimos einerseits, den Polynesiern anderseits, mit denen allen sie zahlreiche Bräuche und Kulturbesitztümer teilen. In Körperbau und Sprache gehören sie indessen durchaus zu den Indianern.

Kulturbesitz. Die Tracht besteht für beide Geschlechter aus einem Mantel von Cederrinde, der durch einen Gürtel festgehalten wird; über ihn trägt man jetzt fast durchgängig eine wollene Decke. Bei Festen werden phantastische Tanztrachten angelegt. Tättowierung ist jetzt seltener als früher, Bemalung mit verschiedenen Farben dagegen allgemein. Bei den nördlichen Stämmen war früher der Lippenpflock gebräuchlich, bei allen übrigen wenigstens Durchbohrung von Ohren und Nase. — Hauptwaffen waren ursprünglich Bogen und Pfeile, daneben Speere von sehr verschiedener Länge, Schleudern, knöcherne Keulen und kleine Streitäxte. Hölzerne Harnische finden sich nur im Norden. — Rechteckige Holzhütten mit Giebeldach sind die gewöhnlichen Wohnstätten, neben denen auch Rindenhütten primitivster Art vorkommen. Fratzenhafte Bemalung der Häuser und geschnitzte Wappenpfähle vor den Thüren sind besonders charakteristisch. — Als Boote dienen einfache Einbäume ohne Ausleger und

Segel. — Höchst bemerkenswert ist die Freude der Nordwestamerikaner an der Verzierung ihrer Geräte und Waffen mit Ornamenten, die teils phantastischer Art, teils auffallend getreue Nachahmungen natürlicher Gegenstände sind; Tiergestalten, menschliche Gesichter und Augen treten besonders hervor.

Lebensweise. Hauptbeschäftigung der nordwestlichen Stämme ist der Fischfang, der mit Netzen, Angeln und Harpunen betrieben wird. Daneben sammelt man vegetabilische Nahrungsmittel, ohne indes zum Ackerbau vorzuschreiten. Kochen oder richtiger Dämpfen der Speisen mit Hilfe heißer Steine war früher allgemein üblich.

Religion. Die nordwestlichen Indianer besitzen eine außerordentlich reiche, wenn auch wenig geordnete Mythologie, die sich besonders durch zahlreiche Tierfabeln auszeichnet. Im Kultus spielen Geheimbünde und rasende Tänze eine Hauptrolle; die religiöse Aufregung führt nicht selten zu wilden Grausamkeiten und zum Kannibalismus.

Einzelne Stämme. Der nördlichste der hierhergehörigen Stämme sind die Thlinkit (Koloschen), deren Gebiet ungefähr mit dem Küstenbesitz der Vereinigten Staaten (früher Rußlands) zwischen dem Eliasberg und der Dixonstraße zusammenfällt; ihr nördlichster Zweig sind die Jakutat. Die Haidah bewohnen die Königin Charlotte-Inseln und den südlichsten Teil der Prinz Wales-Insel; auf dem gegenüberliegenden Festlande wohnen die Tsimshean und Naß. Vancouver wird von den Nutka-Stämmen im engeren Sinne eingenommen, die sprachlich in vier Gruppen zerfallen und z. T. auf dem Festlande Verwandte haben; noch zersplitterter sind die Stämme am Puget-Sund.

B. Indianer Nordamerikas.

Gemeinsames. Eine Fülle gemeinsamer Sitten, Anschauungen und Besitztümer vereinigt die Indianer Nordamerikas zu einer großen Gruppe, innerhalb deren es allerdings schon

vor Ankunft der Europäer bedeutende Kulturunterschiede gab. Die Kleidung bestand früher fast ausschließlich aus den zugerichteten Fellen der Jagdbeute; Beinkleider, Schuhe (Mokassins) und Mantel waren die charakteristischsten Stücke. Im Osten scheint die Kleidung vollständiger gewesen zu sein als im Westen. Bemalung des Körpers ist allgemeine Sitte, während die Tättowierung zurücktritt. Lieblingsschmuck sind die Perlen, die besonders in Form von Perlenbändern und -gürteln (Wampuns) auch als Geld, Friedenssymbol und Merkzeichen dienen. Zugeschlagene Steine lieferten das Material zu Speer- und Pfeilspitzen, Messern und Wurfbeilen (Tomahawks); europäischer Einfluß hat diese alten Waffen teils durch eiserne ersetzt, teils verdrängt. — Den größten Teil des Lebensunterhaltes lieferte die Jagdbeute, Ackerbau (Maisbau) war jedoch im Gebiete östlich vom Mississippi und südlich vom St. Lorenz allgemein üblich. — Die Hütten sind kegelförmig und mit Fellen oder Baumrinde gedeckt, das Hausgerät ist ärmlich. Auch die Kähne werden aus Rinde oder Fellen gefertigt. Aus älterer Zeit stammend, aber unbedingt indianischen Ursprungs sind die Erdhügel (Mounds), die hauptsächlich als gesicherte Wohnplätze benutzt worden sind. — Unter den gemeinsamen Sitten der nordamerikanischen Indianer ist der Brauch des Skalpierens (Abziehen der Kopfhaut gefallener Feinde) die bekannteste und als Parallele zur Kopfjägerei der Malayen zu betrachten. Die Mythologie ist nicht besonders entwickelt; im Kultus wiegen schamanistische Bräuche vor, besonders Tänze. Der Glaube an einen „großen Geist“ und an ein Fortleben in den „glücklichen Jagdgründen“ scheint zwar jetzt allgemein zu herrschen, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß bei der Entwickelung dieser Ideen christliche Einflüsse bedeutend mitgewirkt haben. — Die politische Gewalt ruht in den Händen des Häuptlings und der Ratsversammlung der Krieger; zuweilen bilden die Jäger des Stammes als geschlossene Zunft eine Art Staat im Staate. Größere Völkerbündnisse sind selten und meist nicht von Dauer.

1. Tinneh-Stämme (Athapasken, Tschippewäer).

Verbreitung. Der Kern der Tinneh-Stämme wohnt südlich von den Sitzen der Eskimos im westlichen britischen Amerika und den angrenzenden Gebieten. Von den Algonkins trennt die Tinneh eine Grenzlinie, die von der Mündnng des Churchillflusses in die Hudsonbai bis zur Mündung des Fraserflusses in den Stillen Ozean läuft. Vereinzelte Stämme sind weit südwärts bis Arizona und Mexiko vorgedrungen.

Charakteristik. Die Angehörigen der Tinnehgruppe sind hochgewachsene, aber geistig wenig begabte Menschen von schwermütigem Charakter. Die Gewerbthätigkeit ist unbedeutend; viele Bräuche der nördlichen Tinneh ähneln denen der Eskimo, wie denn z. B. im Norden halbunterirdische, bienenkorbförmige Hütten, im Süden Lederzelte üblich sind. Die einzelnen Stämme treten nirgends zu größeren politischen Gebilden zusammen; die südlichen Tinneh sind zum Teil zu räuberischen Reitervölkern geworden, so namentlich die Apatschen.

Einzelne Stämme. Der nördlichste Stamm sind die Loucheux am unteren Mackenzie, denen die Hasen- und Hundsrippen-Indianer in derselben Gegend und die Tschippewäer (Fig. 47 S. 242) zwischen der Hudsonbai und dem Athapaskasee benachbart sind. In Alaska wohnen die Kenai-Stämme, die man zuweilen als besondere Gruppe ausgeschieden hat, ferner die Kutschin am Yukon und die Atnahs am Kupferflusse. Weiter südlich sitzen im Quellgebiet des Saskatchewan die Sarsis, in Oregon die Umpquas und Tututenas, in Kalifornien am Trinityfluß die Hupas. Eine große Gruppe von Tinneh-Stämmen bewohnt Arizona und die benachbarten Gebiete. Es sind die Apatschen, Ariquipas, Coyoteros, Lipanes, Mescaleros, Navajos u. a.; bis nach Mexiko (Chihuahua) sind die Janos vorgedrungen.

2. Algonkins.

Verbreitung. Die Algonkins, deren Grenze gegen die Tinneh schon angegeben ist, besaßen ursprünglich die nordatlantische Küste Amerikas von Kap Hatteras bis tief nach Labrador hinein und wohnten vereinzelt weiter westlich bis zum Felsengebirge. Die Südgrenze bildet eine Linie vom Kap Hatteras bis zur Ohiomündung.

Fig. 47. Tschippewäer.

Charakteristik. Die Algonkins sind wohlgebildete Menschen mit vorwiegend dolichocephalem Schädel. An Kultur übertrafen sie die Tinneh-Stämme; sie besaßen eine ziemlich entwickelte Bilderschrift und unterhielten einen lebhaften Handelsverkehr. Ihre feindselige Stellung zu den Irokesen brachte es mit sich, daß sie den Europäern im allgemeinen freundlich gegenübertraten.

Einzelne Stämme. Am Südufer des Lorenzstromes, in Neuschottland, Neubraunschweig und Maine saß die Gruppe der Abnaki, zu denen u. a. die Mikmak gehörten. Als Hauptstamm wurden von den Algonkins selbst die Lenape

am Delaware angesehen. Man bezeichnet wohl auch die ganze Gruppe von Stämmen zwischen Kap Hatteras



Fig. 48. Schwarzfuß-Indianer.

und Maine als Lenni-Lenape oder Delawaren, von denen die Mohikaner am unteren Hudson am

bekanntesten geworden sind. Mehrere Stämme wohnten an den großen Seen, so die Odschibwähs oder Tschippewäer am Obern See, als deren Unterabteilungen die Ottawas am Huronsee, die Pottawattomies am Süduser des Michigansees und die Saulteux und Missinsig gelten. Zwischen den Flüssen Ohio, Cumberland und Kentucky siedelten die Schanis, Illinois, Kikapus und Miamis. Den Nordwesten des Gebietes der Algonkin nehmen die kriegerischen, vielfach im Vordringen begriffenen Kris oder Knistenos ein. Am untern Wiskonsin sitzen Saks und Foxes oder Ottogamis, zwischen dem Saskatchewan und obern Missouri die Schwarzfüße (Blackfeet) (Fig. 48), denen die Arrapahoes im Quellgebiet des Kansas und die Cheyennes am obern Arkansas nahe verwandt sind. Letztere beiden sind jetzt teilweise im Indianergebiet angesiedelt.

3. Neufundländer oder Beothuks.

Verbreitung und Charakteristik. Die ausgestorbenen Beothuks bewohnten die Insel Neufundland. Sie waren ein mittelgroßes, ungewöhnlich hellfarbiges Volk mit regelmäßigen Gesichtszügen; ihren Beinamen „rote Indianer“ verdanken sie ihrer Bemalung. An Kultur standen sie den Festlandsstämmen etwas nach, sie kannten z. B. die Töpferei nicht. Ihre Sprache, in der sich einige Algonkin- und Eskimowörter vorfanden, war anscheinend völlig isoliert.

4. Irokesen.

Verbreitung. Inselartige im Gebiet der Algonkin liegen die alten Wohnsitze der Irokesen im heutigen Staate New York und an beiden Ufern des Lorenzstromes zwischen Quebec und Montreal. Mehrere südlich und westlich wohnende Stämme sind ihnen verwandt.

Charakteristik. In den Irokesen haben wir die tapfersten, politisch entwickeltsten und höchstkultivierten Indianer Nordamerikas vor uns. Zum Bunde der fünf (später sechs) Nationen vereinigt hat ein Teil von ihnen nicht nur die benachbarten

indianischen Stämme niedergeworfen, sondern auch den Europäern einen verzweifelten Widerstand entgegengesetzt. Sie waren tüchtige Ackerbauer und hatten eine nicht unbedeutende Industrie.

Einzelne Stämme. Dem Bunde der fünf Nationen gehörten an: Die Mohawks am George- und Champlainsee und die Seneka; die Kayuga, Onondaga und Oneida im Süden des Ontariosees; später traten die Tuscarora in Virginien hinzu. Gleichfalls irokesischen Stammes, aber Gegner der fünf Nationen waren die Huronen (Weiandots) am Ottawa und Lorenzstrom und die Eries im Süden des Eriesees. Westlich vom Niagara saß die Neutrale Nation. Südlich schlossen sich an die fünf Nationen die Andastes und Konestogas (auch als Susquehannocks zusammengefaßt), die von der Chesapeakebai bis zur Potomac wohnten. Auch die Tschiroki (Cherokesen) am obern Tennessee, jetzt als civilisierter Stamm im Indianergebiet wohnend, sind entferntere Verwandte der Irokesen. Sie verdanken es der Thätigkeit eines begabten Mischlings, daß sie eine eigne Schrift, eigne Zeitungen und Schulen besitzen und ausgezeichnete Ackerbauer und Viehzüchter geworden sind. Die Reste der fünf Nationen sind im Staate New York auf acht Reservationen angesiedelt, die sich meist in blühendem Zustande befinden; andere Überbleibsel der Irokesen sitzen in Kanada.

5. Die Chahta-Muskokis.

Verbreitung. Die wenig einheitliche Gruppe der Muskokis saß in dem weiten Gebiete zwischen den Apalachischen Bergen und dem Golf von Mexiko einerseits, dem Atlantischen Ozean und Mississippi anderseits. Neben ihnen fanden sich noch Trümmer einer anscheinend älteren indianischen Bevölkerung.

Charakteristik. Körperlich stimmten die verschiedenen Stämme nur wenig überein. Sie waren ziemlich kultiviert, tüchtige Ackerbauer und vielleicht die Nachkommen der Stämme, die die rätselhaften „Mounds“ im Ohiothale errichtet hatten, da

sie ihrer Überlieferung nach aus jenen Gegenden stammten und selbst ihre Dörfer gern auf künstlichen Hügeln erbauten.

Einzelne Stämme. Zur Muskokigruppe zählt man die Apalachen an der nach ihnen benannten Bai, die Tschitkasahs im Quellgebiet des Mobileflusses, die Tschoktahs zwischen Mobile und Mississippi, die Kriks oder Muskokis zwischen dem Mobile- und Savannahfluß, die Seminolen in Florida, die Yamassis in Südkarolina und die Koschattas am Red River. Die meisten dieser Stämme sind jetzt in das Indianergebiet übergeführt und stehen teilweise den Tschiroki an Kultur nicht nach.

6. Zerstreute Stämme im Südosten der Vereinigten Staaten.

Allgemeines. Vereinzelt lebten neben den Muskokis-Stämme, die man als die älteren Bewohner des Gebietes bezeichnen kann. Sie sind fast sämtlich ausgestorben, sodaß über ihre gegenseitige Verwandtschaft kaum Näheres zu ermitteln ist. Bei einzelnen fanden sich Spuren eines Sonnenkultus.

Einzelne Stämme. Alle hierhergehörigen Völkchen aufzuführen, lohnt sich nicht. Am wichtigsten waren die Katahbas in Nord- und Südkarolina, die Natchez in der Nähe der Tschoktahs und die Tonikas in Louisiana. Ferner schließen wir hier eine Gruppe von Stämmen am untern Rio Grande del Norte an, die verwandte Dialekte sprechen (die Koahuiltecan-Sprachen), jetzt aber ohne jede Wichtigkeit sind, — es sind die Pacaos, Orejones, Cacalotes u. a.

7. Die Panis (Caddoes).

Verbreitung. Die Stämme, die sich der Pani-Sprachen bedienen, leben zerstreut zwischen dem mittleren Missouri und dem Golf von Mexiko. Sie scheinen von Süden nach Norden gewandert zu sein.

Charakteristik. Im allgemeinen sind die Panis hochgewachsene, wohlgebildete Leute; sie waren bessere Ackerbauer

als die übrigen Bewohner der Prärien, schweiften aber den größten Teil des Jahres jagend umher.

Einzelne Stämme. Unter den zahlreichen Stämmen der Panigruppe sind zu nennen: Die Panis im engern Sinne zwischen dem Arkansas und Niobraraflusse, die Kaddus am Klearsee in Louisiana, die Arikaris am mittleren Missouri, die Texas am obern Sabine, die Wichitas am Nordufer des Red River, die Huecos am obern Brazos u. a. m.

8. Die Dakotas (Sioux).

Verbreitung. Die Dakotas bewohnten ursprünglich das ganze Missourithal bis zum Yellowstone oder das Gebiet vom Arkansas bis zum Saskatchewan. Im Osten saßen sie bis zum Michigansee und Mississippi und im Westen bis zu den Vorhöhen des Felsengebirges.

Charakteristik. Die Dakotas sind die zahlreichste und mächtigste Gruppe von Indianervölkern, die sich in den Vereinigten Staaten erhalten hat. Sie lebten ursprünglich ausschließlich von der Jagd, sind aber jetzt teilweise zum Ackerbau übergegangen. Körperlich sind die Dakotas weniger gut entwickelt als die meisten bisher besprochenen Indianer, auch das Gesicht hat gröbere Züge.

Einzelne Stämme. Die eigentlichen Dakotas oder Sioux (Fig. 49 S. 248), deren erster Name „die sieben Ratfeuer“ bedeutet, ist ein Bund von sieben Stämmen in Dakota, Minnesotah und Nebraska. Nächstverwandt sind ihnen die Winnebagoes am westlichen Ufer des Michigansees, ferner die Jowas, Omahas, Missouris und Ottoes südlich von den Dakotas im engern Sinne. Eine zweite Gruppe bilden die Osagen im mittleren Arkansas, die Kansas nördlich vom Kansasflusse, und die Quappas zwischen Arkansas und Mississippi. Am obern Jowa saßen die Yanktons, am mittleren Missouri die Ponkas. Am westlichsten wohnen die Mandans an der Mündung des Yellowstone in den Missouri und die Krähen-Indianer (Crows, Upsarokas)

nordwestlich von den schwarzen Bergen; bis zum Saskatchewan im Nordwesten verbreiten sich die Assiniboins.



Fig. 94. Sioux-Indianerin.

Einige kleine versprengte Stämme hausten früher in Louisiana, die Biloxis, Opelusas, Paskagulas u. a.

9. Die Keiowäs.

Verbreitung und Charakteristik. Die Keiowäs am obern Arkansas müssen sprachlich als gesonderter Stamm gelten, wenn auch ihr Dialekt der Uto-Aztekischen Sprachgruppe entfernt verwandt ist. Sie sind ein hellfarbiges, kräftiges Volk, das sich nach Einführung der Pferde zu einem beweglichen Reiter- und Räuberstamme umgebildet hat. Ihren Überlieferungen nach sind sie von Norden her eingewandert.

10. Indianer von Oregon.

Verbreitung und Charakteristik. Als „Indianer von Oregon“ faßt man eine Gruppe kleiner Stämme zusammen, die in Oregon und Kalifornien zwischen dem 52. ° n. Br., dem obern Sacramento und obern Missouri lückenhaft verbreitet sind. Neuerdings hat man vorgeschlagen, diese ganze Gruppe an die Nordwestamerikaner anzuschließen, denen sie in ihrem Wesen und Kulturbesitz sehr ähnlich ist.

Einzelne Stämme. Unter den zahlreichen Stämmen nennen wir die Tschinuk im obern Oregon, die Schaste zwischen dem obern Sacramento und der Küste, die Lutuamian oder Modok am Klamathsee, die Wintun am Trinityfluß, die Sahaptin oder Nez percés im nördlichen Idaho u. a.

11. Die Yumas.

Verbreitung. Die Yuma-Stämme sitzen im Thale des Coloradoflusses in Arizona, auf der Halbinsel Kalifornien und an der Ostküste des Golfs von Kalifornien. Sie werden auch als Katschan-Gruppe bezeichnet.

Charakteristik. Die Yumas sind meist gutgewachsen und kräftig. Bei Ankunft der Europäer waren sie zum Teil bereits Ackerbauer und leidlich kultiviert, doch sind noch jetzt manche Stämme ausschließlich Jäger. Auffallend ist die Geringfügigkeit der Kleidung und die starke Tättowierung.

Einzelne Stämme. Am untern Colorado und Gila wohnen die Yumas im engeren Sinne, am mittleren Gila

die Maricopas, gleichfalls am unteren Colorado die Mohaves und Kocopas. Die Diegueños sitzen am Stillen Ozean in der Nähe von San Diego; auf der Halbinsel Kalifornien sind die Cochimis, Guaicurus und Pericus zu nennen. Weit südwärts verschlagen ist der Stamm der Tequistlatecas oder Chontals in den mexikanischen Provinzen Oaxaca und Guerrero.

12. Die Pueblo-Stämme.

Verbreitung und Charakteristik. Ihren Namen hat die Gruppe der Pueblo-Stämme von den Ruinen alter Städte (Pueblos) erhalten, die sich zahlreich in ihrem Gebiete finden. Man hat sie zur vorläufigen Übersicht aus Völkern gebildet, deren Dialekte in Wirklichkeit sehr verschiedenen Sprachstämmen angehören, die aber in ihrer alten und eigenartigen Kultur eine gewisse Verwandtschaft zeigen. Sie waren größtenteils Ackerbauer und kannten Weberei und Töpferei, aber nicht die Bearbeitung der Metalle. Die „Pueblos“ finden sich hauptsächlich in Neumexiko, Arizona und den nördlichen Teilen Mexikos.

Einzelne Stämme. Die Moqui-Pueblos gehören sprachlich zur Aztekischen Gruppe. Die übrigen Pueblos zerfallen in drei sprachlich getrennte Abteilungen, die Kera-, Tehua- und Zuñi-Gruppe, von denen jede der beiden ersten eine Anzahl kleiner Stämme umfaßt.

13. Mexikaner verschiedenen Stammes.

Wohnsitz und Charakteristik. Neben den Azteken (siehe unter 14) fanden sich in Mexiko mehrere Völkergruppen, die eine eigne Sprache besaßen und nicht in allen Stücken an der aztekischen Kultur teilnahmen. Es sind dies die Otomis, hauptsächlich in Queretaro und Guanajuato seßhaft, die als die ältesten Bewohner des Landes gelten, ferner die Tarascos in Michoacan, die anscheinend von Norden eingewandert sind und den Azteken an Kultur kaum nachstanden, die Totonacos im Staate Vera Cruz, ein hochcivilisiertes Volk, die

Zapoteken und Mixteken in Oaxaca, die Zoques und Mixes in Chiapas und Oaxaca, die Chapanecs und Mangues in Chiapas, die von Nicaragua her eingewandert waren, endlich die Chontals und Popolucas, deren Angehörige vom mittleren Mexiko bis Guatemala hin wohnen und kaum einheitlichen Stammes sind. Chontals sitzen auch in Nicaragua.

14. Aztekisch-Toltekische oder Uto-Aztekische Gruppe.

Verbreitung. Eine Gruppe verwandter Völker zieht sich im Westen des Felsengebirges vom südlichen Idaho bis tief nach Mittelamerika hinein, die dadurch höchst wichtig wird, daß die Eroberervölker Mexikos, Azteken und Tolteken, ihr zugehören. Obgleich beide ihre Hauptwirksamkeit im Süden entfalteten, rechnen wir doch die Gruppe zu den Nordamerikanern, da die Herkunft sämtlicher hierhergehörigen Stämme aus dem Norden zweifellos ist.

Charakteristik. Der nördliche Zweig der Gruppe ähnelt in Lebensweise und Kultur den übrigen Indianern der Vereinigten Staaten. Die Azteken sind mittelgroß, mit dolichocephalem Schädelbau, während die Tolteken die Form des Schädels durch Zusammenpressen veränderten. Der hervorstechendste Charakterzug der Azteken war Tapferkeit und eine Grausamkeit, die nicht nur den Kriegsgefangenen verhängnisvoll wurde, sondern auch in den meisten Kultushandlungen und zuweilen als blutige Askese hervortrat. Die Tolteken waren kultivierter und schon deshalb weniger zur Grausamkeit geneigt.

Geschichtliches. Am frühesten drangen die Tolteken nach Mittelamerika vor, wo sie sich, nachdem sie anscheinend zunächst im Süden ihre Herrschaft befestigt hatten, rückwandernd ganz Mexiko unterwarfen. Die Ureinwohner Mexikos, für die der Name Chichimeken erhalten ist, wurden jedoch nicht ausgerottet; als das toltekische Reich durch inneren Zerfall geschwächt war, bedrängten sie es aufs äußerste, bis es den Tolteken gelang, mit Hilfe ihrer nördlichen Ver-

wandten die Gefahr zu beschwören. Allein diese nördlichen Stämme, unter denen die Azteken bald entscheidend hervortraten, erwiesen sich als gefährliche Hilfe. Sie bemächtigten sich Mexikos und gründeten ein blühendes Reich, das in seiner höchsten Entwickelung den Angriffen der Spanier unter Cortez erlag. Nachdem die eigenartige Kultur Mittelamerikas zerstört war, verschwand auch die Bedeutung ihrer Träger, der Azteken. — Diese bisher allgemein angenommene Darstellung wird übrigens von Brinton heftig bekämpft, der die Tolteken als ein durchaus fabelhaftes Volk aus der Geschichte verweisen will.

Die alte Kultur Mexikos. Die Kultur Altmexikos, die von den Azteken nur übernommen wurde, beruht auf dem sorgfältig betriebenen Ackerbau, vorzüglich dem Anbau des Maises, ferner des Cacaos, dessen Bohnen zugleich als Münze dienten, des Tabaks u. s. w. Haustiere fehlten so gut wie ganz. Die mit Eifer betriebene Spinnerei und Weberei lieferte eine Fülle von Gewändern, die Töpferei stand in hoher Blüte, Papier wurde in großen Massen bereitet. — An Anstalten, die dem Gemeinwohl dienten, z. B. Wasserleitungen, vortrefflichen Straßen, einer Art Schnellpost, fehlte es nicht. Den großartigsten Eindruck machen die gewaltigen Bauwerke, deren Errichtung kein amerikanisches Kulturvolk versäumte; Steine und lufttrockene Lehmziegel waren die Baustoffe. Der Stil der Bauten ist durch die Vorliebe für das Viereck und den pyramidalen Aufbau charakterisiert. Eine höhere Kunstentwickelung hat nicht stattgefunden. — Der Schrift der Azteken lag bis zu einem gewissen Grade ein phonetisches System zu Grunde, indem die einzelnen Zeichen nicht mehr einen Gegenstand, sondern dessen Aussprache bezeichneten, etwa wie in unseren Bilderrätseln (Hieroglyphen). — Den Staat Mexiko bezeichnet Ratzel sehr treffend als einen „Zwangsbund militärischer Demokratien, an deren Spitze ein Herrscher stand, der ein großes Übergewicht ausübte“. Der Einfluß der Priester war sehr bedeutend.

Einzelne Stämme. Nachdem über Azteken und Tolteken das Nötigste beigebracht ist, bleibt noch übrig, die Stämme der Gruppe zu nennen, die als unverfälschte, kulturarme Indianer sich erhalten haben, zunächst den nördlichen oder Schoschonischen Zweig. Es gehören hierher u. a. die Schoschonies (Schlangen-Indianer), die Wihinascht und Panascht im südlichen Idaho, die Utahs am Großen Salzsee, die Pah-Utahs südlich von letzteren, die Moquis im nordöstlichen Arizona, endlich die Comanchen in Neumexiko und im nordwestlichen Texas. — Als Sonora-Stämme faßt man zusammen eine Gruppe von kleinen Stämmen, die an der südlichen Küste Kaliforniens wohnen, (von Kap Concepcion bis St. Diego), ferner die Pimas und Papagos am Gila, die Opatas und Eudebes im nördlichen Sonora, die Cahitas und Coras an der Ostküste des Kalifornischen Golfes, die Yaquis, Mayos und Tubar im südlichen Sonora, und die Tacahumaras und Tepeguanas in Chihuahua, Durango und Guadalajara. Zur Nahuatl-Gruppe endlich, der die Azteken angehörten, rechnet man die Tlascalaner bei Tlascala, die Pipiles in Soconusko und Guatemala, die Nicaraos in Nicaragua, die Tlascaltecans in San Salvador und mehrere andere.

C. Indianer Mittelamerikas.

Allgemeines. Viele der bisher genannten Stämme sind weit nach Mittelamerika vorgedrungen; die Kultur der Azteken und Tolteken ist wesentlich mittelamerikanischen Ursprungs. Es bleibt also nur übrig, eine Anzahl Stämme nachzutragen, die im wesentlichen als autochthone Zentralamerikaner zu bezeichnen sind.

1. Die Mayavölker. Die Völker der Mayagruppe bewohnen seit alter Zeit Yucatan, Guatemala und benachbarte Landstriche und bilden dort auch jetzt noch die Hauptmasse der Bevölkerung. Die alte Kultur der Maya ist der altmexikanischen nahe verwandt; auch der Kultus war ähnlich, aber weniger blutig. Die Bilderschrift der Maya war weit ent-

wickelter als die der Mexikaner und verwendete gleichzeitig Bilder, Ideogramme und phonetische Zeichen. — Einzelne Stämme sind die Maya im engeren Sinne, die das nördliche Yucatan bewohnen, dann die Tsendals in Chiapas mit ihren Verwandten, den Tzotziles, Choles, Chontales (in Tabasco) und Mopanes (in Guatemala); ferner die Gruppe der Kachiquel, Poconchi, Quekchi, Chorti und Pocomam in Guatemala, dann die Quiche mit ihren Verwandten ebendort, die Stämme der Mam-Gruppe mit den Ixils, Mames und Aguacatecas, sämtlich in Guatemala, endlich weiter im Norden die Huasteken im nördlichen Teile des Staates Vera Cruz und in den angrenzenden Strichen.

2. Isolierte Völker. Ausgestorben sind die Olmeka in Tabasco, die mit den Mixteka und Zapoteka im Gebiet von Oaxaca eine Gruppe bildeten. Sprachlich vereinzelt sind die Sinca im südöstlichen Guatemala; als isolierte Gruppe sind die schon oben erwähnten Popoluca in Guatemala und die Mixe in Tehuantepec zu betrachten. Die Chorotegas (Mangues) sind die Urbewohner Nicaraguas, neben ihnen die Chontals (vgl. auch S. 251). Besonders zu nennen sind noch die Huaves auf dem Südufer des Isthmus von Tehuantepec, dann die Subtiabas bei Leon in Nicaragua, vielleicht die Abkömmlinge der alten Maribois, die Lenca-Stämme im mittleren Honduras, die Ulvas an der Mosquitoküste und die Guatusos am oberen Rio Frio, sämtlich mit eigentümlichen Sprachen. Die Stämme der Landenge von Panama und des Golfes von Darien, über die wenig überliefert ist, sprachen sämtlich die Cueva-Sprache. Ein Mischvolk von Indianern und Negern sind die Mosquitos im östlichen Nicaragua. — Isoliert standen auch die Urbewohner der Antillen, die Cibuneys auf Cuba, die Taini auf Haiti und die Lucayos der Bahama-Inseln.

D. Indianer Südamerikas.

Allgemeines. Südamerika umschließt neben Völkern, die schon vor Ankunft der Europäer eine hohe Kultur entwickelt

hatten, auch eine Menge von Stämmen, die zu den zurückgebliebensten der ganzen Erde zu rechnen sind. Die Kultur hatte sich in den westlichen Hochlanden der Cordilleren entfaltet; Kulturlosigkeit herrschte im Wald- und Berglande des Ostens. Gegenwärtig sind diese Gegensätze weniger schroff; die Bewohner der Anden sind von ihrer alten Höhe herabgesunken, die östlichen Indianer sind zum Teil kultiviert. Es empfiehlt sich, zuerst auf die älteren Zustände einen Blick zu werfen und dann die Verhältnisse der Gegenwart zu schildern.

Ethnologische Merkmale. Zunächst ist hervorzuheben, daß die körperlichen Merkmale größtenteils noch zu wenig untersucht, wohl auch zu wenig ausgeprägt sind, um als Grundlage einer Einteilung zu dienen. Vorläufig treten die sprachlichen Verwandtschaften noch völlig in den Vordergrund, daneben der Kulturbesitz. Wichtig ist namentlich die Verbreitung der Hängematte, des eigenartigsten Gerätes der Südamerikaner. Alle Stämme der Ges und ebenso die Bororo kennen die Hängematte nicht. Die Karaiben fertigen sie aus Baumwolle, die Nu-Aruak aus Palmfaser; die Karaya besitzen zwar eine Art Hängematte, brauchen sie aber nur als Unterlage beim Schlafen. Anbau von Nutzpflanzen ist den meisten Stämmen bekannt; wichtiger als die Jagd ist für viele der Fischfang, ohne daß sich indessen reine Fischer- oder Jägervölker unterscheiden ließen.

Die alte Kultur Perus. Die Peruaner oder Aymaras waren nicht das einzige, aber das wichtigste und fortgeschrittenste Kulturvolk des westlichen Südamerikas, mit einheitlicher Sprache (Quechua-Sprache). Zu ihnen gehörten noch die Chinkas und Huankas; von allen drei Stämmen sind beträchtliche Reste erhalten. Die Inka von Cuzko vereinigten die kleinen Staaten dieses Volkes zu einem Reiche, das sie mit einer einheitlichen Kultur zu durchtränken wußten. Diese Kultur unterschied sich in manchen Punkten von der mexikanischen. Die Peruaner besaßen keine Schrift, sondern nur

Merkzeichen (Knotenschrift, Quipu). Neben dem Ackerbau war die Viehzucht (Lama und Alpaka) stark entwickelt; die Lamas dienten auch als Lasttiere und lieferten Wolle. Beachtenswert war die Architektur, Keramik und Metallarbeit, vor allem aber die Weberei. Die Religion war ein Natur- und Sonnenkultus, bei weitem unblutiger als der mexikanische. Die Toten wurden mit besonderer Sorgfalt bestattet.

Andere Kulturvölker des Westens. In Kolumbien lebte eine Anzahl verschiedensprachiger Stämme mit nicht unbedeutender Kultur. Im Osten treten unter ihnen als Gründer eines bedeutenden Reiches die Chibcha (Muyska, Moska) hervor. In Ecuador saßen Verwandte der Peruaner, als deren herrschender Stamm die Kara genannt werden; sie waren friedlicher und weniger kultiviert als die Peruaner, von denen sie im Laufe der Zeit unterworfen wurden.

Nordwestliche Südamerikaner. Auf dem Isthmus von Panama wohnen die Cunas, an die sich im Westen noch die Guaymis anschließen. Die Cunas sind untersetzte, ausgesprochen brachycephale, hellfarbige Menschen, die noch jetzt einen Teil ihrer alten Wohnsitze behaupten. Fast ausgestorben sind dagegen die Stämme der Tschanguinas, die ebenfalls auf dem Isthmus saßen. Die Tschokos mit zahlreichen verwandten Stämmen bewohnen als ein friedliches, aber träges Volk die Ufer des Golfes von Darien. Viele Stämme, die in Kolumbien und Venezuela bei der Ankunft der spanischen Entdecker vorgefunden wurden, sind jetzt nicht mehr zu klassifizieren. Stämme, die sich der Timotesprache bedienten, saßen südwärts vom Maracaibosee. Am ausgebreitetsten waren in Kolumbien die Dialekte der Chibchasprache; verwandt mit ihr sind wahrscheinlich die Paniquitasprachen, die von Stämmen am Magdalenenstrom, am Cauca und in der zentralen Cordillere gesprochen wurden. Fast erloschen sind die Coconucos in Popayan und die Barbacoas mit ihren Verwandten in La Tola. Zu nennen sind ferner die Mocoas an den Quell-

flüssen der Kaqueta und die Canaris am Golf von Guayaquil, die bereits von den Incas unterjocht worden waren. Die Kulturvölker Perus sind schon genannt. Neben ihnen erscheinen die Puquinas (Urus, Hunos) am Titicaca-See, ein kulturarmes, unbegabtes Volk, die Yunkas an der Küste um Truxillo, die Atacamenos und Tschangos an der Nordgrenze der Wüste Atakama.

Arowaken. Die Arowaken sind die Urbewohner des Küstenlandes von Guyana; gegenwärtig sind sie sehr zusammengeschmolzen und auf die englischen und holländischen Teile des Gebietes beschränkt. Im weiteren Sinne versteht man unter Nu-Aruak oder Maipure eine sprachlich zusammengehörige Gruppe von Völkern, die in einem breiten Streifen zwischen der Küste von Venezuela und den Anden von Bolivia verbreitet sind. Der nördlichste Stamm sind die Goajira auf der gleichnamigen Halbinsel; als Purupuru faßt man einige Stämme in Amazonas zusammen, unter denen die Paumari am Rio Purus die wichtigsten sind. In Bolivia gehören die Moxos hierher.

Kariben. Auch der Begriff der „Kariben" hat in neuester Zeit, besonders durch die Bemühungen Karls von den Steinen, eine ungeahnte Erweiterung erhalten. Als Kariben im engeren Sinne bezeichnet man einen Volksstamm, dessen Gebiet sich vom französischen Guyana (einschließlich) bis zum westlichen Venezuela erstreckte; von hier aus hatte er sich der Kleinen Antillen bis Haiti hin bemächtigt. Gegenwärtig sind nur unbedeutende Reste dieses kriegerischen, menschenfressenden Stammes erhalten, der übrigens nicht ohne Kultur und mit Ackerbau, Weberei und Handelsverkehr wohl vertraut war. Die Kariben an der Küste von Honduras und Guatemala sind erst in neuerer Zeit dorthin verpflanzt. Im weiteren Sinne gehören zur karibischen Gruppe eine Anzahl von Stämmen, deren südlichster die Bakaïri (Fig. 50 S. 264 u. 265) am oberen Schingu sind; die westlichsten wohnen am oberen Yapura. Von den karibischen Stämmen Guyanas sind die wichtigsten die Makusi, Arekuna, Paravilhana

Merkzeichen (Knotenschrift, Quipu). Neben dem Ackerbau war die Viehzucht (Lama und Alpaka) stark entwickelt; die Lamas dienten auch als Lasttiere und lieferten Wolle. Beachtenswert war die Architektur, Keramik und Metallarbeit, vor allem aber die Weberei. Die Religion war ein Natur- und Sonnenkultus, bei weitem unblutiger als der mexikanische. Die Toten wurden mit besonderer Sorgfalt bestattet.

Andere Kulturvölker des Westens. In Kolumbien lebte eine Anzahl verschiedensprachiger Stämme mit nicht unbedeutender Kultur. Im Osten treten unter ihnen als Gründer eines bedeutenden Reiches die Chibcha (Muyska, Moska) hervor. In Ecuador saßen Verwandte der Peruaner, als deren herrschender Stamm die Kara genannt werden; sie waren friedlicher und weniger kultiviert als die Peruaner, von denen sie im Laufe der Zeit unterworfen wurden.

Nordwestliche Südamerikaner. Auf dem Isthmus von Panama wohnen die Cunas, an die sich im Westen noch die Guaymis anschließen. Die Cunas sind untersetzte, ausgesprochen brachycephale, hellfarbige Menschen, die noch jetzt einen Teil ihrer alten Wohnsitze behaupten. Fast ausgestorben sind dagegen die Stämme der Tschanguinas, die ebenfalls auf dem Isthmus saßen. Die Tschokos mit zahlreichen verwandten Stämmen bewohnen als ein friedliches, aber träges Volk die Ufer des Golfes von Darien. Viele Stämme, die in Kolumbien und Venezuela bei der Ankunft der spanischen Entdecker vorgefunden wurden, sind jetzt nicht mehr zu klassifizieren. Stämme, die sich der Timotesprache bedienten, saßen südwärts vom Maracaibosee. Am ausgebreitetsten waren in Kolumbien die Dialekte der Chibchasprache; verwandt mit ihr sind wahrscheinlich die Paniquitasprachen, die von Stämmen am Magdalenenstrom, am Cauca und in der zentralen Cordillere gesprochen wurden. Fast erloschen sind die Coconucos in Popayan und die Barbacoas mit ihren Verwandten in La *Tola*. Zu nennen sind ferner die Mocoas an den Quell-

flüssen der Kaqueta und die Canaris am Golf von Guayaquil, die bereits von den Incas unterjocht worden waren. Die Kulturvölker Perus sind schon genannt. Neben ihnen erscheinen die Puquinas (Urus, Hunos) am Titicaca-See, ein kulturarmes, unbegabtes Volk, die Yunkas an der Küste um Truxillo, die Atacamenos und Tschangos an der Nordgrenze der Wüste Atakama.

Arowaken. Die Arowaken sind die Urbewohner des Küstenlandes von Guyana; gegenwärtig sind sie sehr zusammengeschmolzen und auf die englischen und holländischen Teile des Gebietes beschränkt. Im weiteren Sinne versteht man unter Nu-Aruak oder Maipure eine sprachlich zusammengehörige Gruppe von Völkern, die in einem breiten Streifen zwischen der Küste von Venezuela und den Anden von Bolivia verbreitet sind. Der nördlichste Stamm sind die Goajira auf der gleichnamigen Halbinsel; als Purupuru faßt man einige Stämme in Amazonas zusammen, unter denen die Paumari am Rio Purus die wichtigsten sind. In Bolivia gehören die Moxos hierher.

Kariben. Auch der Begriff der „Kariben" hat in neuester Zeit, besonders durch die Bemühungen Karls von den Steinen, eine ungeahnte Erweiterung erhalten. Als Kariben im engeren Sinne bezeichnet man einen Volksstamm, dessen Gebiet sich vom französischen Guyana (einschließlich) bis zum westlichen Venezuela erstreckte; von hier aus hatte er sich der Kleinen Antillen bis Haiti hin bemächtigt. Gegenwärtig sind nur unbedeutende Reste dieses kriegerischen, menschenfressenden Stammes erhalten, der übrigens nicht ohne Kultur und mit Ackerbau, Weberei und Handelsverkehr wohl vertraut war. Die Kariben an der Küste von Honduras und Guatemala sind erst in neuerer Zeit dorthin verpflanzt. Im weiteren Sinne gehören zur karibischen Gruppe eine Anzahl von Stämmen, deren südlichster die Bakaïri (Fig. 50 S. 264 u. 265) am oberen Schingu sind; die westlichsten wohnen am oberen Yapura. Von den karibischen Stämmen Guyanas sind die wichtigsten die Makusi, Arekuna, Paravilhana

und Iporokoto; von venezuelanischen Stämmen sind zu nennen die Guaykaris und Tamanaken am oberen Orinoko und die Quiriquires am Südufer des Meerbusens von Maracaybo. Verwandte der Kariben saßen in ältester Zeit auch am Golfe von Darien.

Tupi. Die Tupi bewohnten ehemals das ganze brasilianische Küstenland von Para bis zum südlichen Wendekreis und die Ufer des Amazonas bis zur Mündung des Rio Negro. Gegenwärtig sind die sog. südlichen Tupi oder Guarani in Südbrasilien und Uruguay fast ausgestorben, während sie in Paraguay und den angrenzenden Teilen Brasiliens noch jetzt die Hauptmasse der Bevölkerung bilden. Stämme, die zu den Tupi zu rechnen sind, finden sich noch mehrfach in einer Weise verteilt, die uns veranlassen muß, Paraguay als die Heimat der Tupi zu bezeichnen. So gehören einige Stämme in Bolivien zu den Tupi; andere haben sich in der Provinz Pará erhalten, mehrere zerstreute Stämme bewohnen das Innere Brasiliens. Sprachlich zerfallen die Tupi in zwei Gruppen, reine und unreine Tupi. — Die Tupi sind die ersten Indianer Brasiliens, die mit Europäern in Berührung kamen. In Paraguay waren sie von den Jesuiten in ausgezeichneter Weise civilisiert worden, bis die Eifersucht Portugals und Spaniens diese Keime der Kultur vernichtete.

Gēs (Tapuya). Seitdem die Tupi in Ostbrasilien stark zurückgegangen sind, herrscht dort die Stammesgruppe der Ges vor. In älteren Schriften findet man sie als Tapuya bezeichnet, indes wurden auch andere Stämme des Innern unter diesem Namen zusammengefaßt. Als wichtige ethnologische Merkmale der Gruppe sind zu nennen: Der Gebrauch, Holzpflöcke in Lippen und Ohren zu tragen (Lippenpflöcke finden sich übrigens auch bei den Karaya), die Bewaffnung mit Bogen und Keule, die geringe Ausbildung der Schiffahrt und der Mangel der Hängematte. Die Kleidung ist äußerst geringfügig. — Die wichtigsten Gēsstämme sind die Botokuden in Minas Geraes, die Kayapo und Chavantes am

mittleren Tocantins, die Suyá (Fig. 51) am Schingu und die Kamē oder Kaingang in Parana.



Fig. 51. Suyá.

Guaikuru. Zur Guaikuru-Gruppe gehören die Stämme im mittleren Paraguay, insbesondere die noch unabhängigen

Toba und die civilisierten Kinikinan. Historisch wichtig ist das jetzt ausgestorbene Volk der Abiponer. — Andere sprachlich gesonderte Gruppen im Gebiet des Gran Chaco waren die Lule, die Mataco und die Payagua. Vereinzelt stehen auch die Tscharruas, Guatos und Katamareñas.

Pano. Die Stämme der Pano-Gruppe bewohnen hauptsächlich das östliche Peru; am wichtigsten sind hier die Conibos am Ucayali. In Brasilien gehören zu ihnen die Karipuna am mittleren Madeira, in Zentralbolivien die Pakaura.

Miranha und andere. Die sg. Miranha-Gruppe wird von einer Anzahl von Stämmen am obern Rio Negro und Yapura gebildet. Eine andere große Gruppe sind die Stämme der Zaparos am obern Amazonas. — Zu keiner Gruppe können vorläufig die Jägerstämme der Bororo im Quellgebiet des Paraguay und die von Ackerbau und Fischfang lebenden Karaya am mittleren Araguaya gerechnet werden. Isoliert sind ebenfalls eine Anzahl Stämme in den Anden von Peru, unter denen die Jivaros, Tacanas, Mosetenas und Chiquitos erwähnt sein mögen.

Araukaner. Die Araukaner (Moluche) (Fig. 52) sind die Urbewohner Chiles, die auf beiden Seiten der Anden von der Südgrenze Perus bis zur Magelhaens-Straße wohnen und in die drei Hauptstämme der Picunche (im Norden), Pehuenche (in der Mitte) und Huilliche (im Süden) zerfallen. Sie sind ein kriegerisches, räuberisches Nomadenvolk, so gut wie unabhängig; in vieler Beziehung ähneln sie den Patagoniern, nur sind sie durchgängig von geringerer Größe.

Patagonier. Die Bewohner Patagoniens sind ein Steppenvolk, das nach Einführung des Pferdes großenteils zu einem typischen Reitervolk geworden ist. In körperlicher Beziehung haben die Patagonier durchschnittlich mehr als Mittelgröße, wenn sie auch keineswegs die Riesen sind, als welche sie in älteren Berichten dargestellt werden (Durchschnittsgröße nach neueren Messungen 1.77 m). Die Schädel

sind durch Einpressung verunstaltet, doch scheint das Volk ursprünglich kurzköpfig zu sein. Die Kleidung besteht aus Beinkleid und Mantel. Waffen sind Lanze, Wurfkugel und Lasso.



Fig. 52. Araukaner.

Als Hauptnahrung des Volkes dient Fleisch und die Vegetabilien der Steppe, Ackerbau kommt fast nirgends vor. — Will man ausschließlich auf die gleichartige Kultur Rücksicht nehmen und eine Gruppe der südamerikanischen nomadischen

Reitervölker bilden, so erstreckt sich deren Gebiet bis Paraguay; die ausgestorbenen Abiponer z. B. wären ebenfalls hierher zu rechnen. Sprachliche Gründe zwingen uns, eine engere Gruppe der eigentlichen Patagonier oder Tehuelchen (Tehuelhet) zu bilden, die wieder in einen nördlichen und südlichen Zweig zerfallen. Von ihnen zu sondern sind die Puelchen in den argentinischen Steppen und die sg. Pampas-Indianer, die zum Teil mit dem araukanischen Stamme der Pehuenchen zusammenfallen.

Feuerländer. Das der Südspitze Amerikas vorgelagerte, auf das einsame Eismeer hinausschauende Inselland bewohnt ein Stamm, den die Rauheit seiner Wohnsitze und der Mangel jeglichen Verkehrs zu äußerster Kulturarmut hinabgedrückt hat. Dennoch sind die Feuerländer oder Pescheräh (Fig. 53) weder an Charakter noch an Begabung so verwahrlost, wie voreilige Reisende berichtet haben. Als mittlere Körperhöhe der Männer wird 1.61 angegeben. Dem muskulösen Oberkörper stehen die schwach entwickelten untern Extremitäten gegenüber; der mittlere Index des mesocephalen Schädels ist 79.4. Sie sind Küstenbewohner, Fische und Muscheln bilden die Hauptnahrung, Felle die Kleidung, die aber nicht selten ganz fehlt. Harpunen, Bogen und Pfeile, Schleudern und Messer sind die Waffen, die fast ausschließlich der Jagd dienen. Die Töpferei ist unbekannt. Gegenwärtig dürfte die Zahl des Volkes, das in eine ganze Anzahl von Stämmen mit verschiedenen Dialekten zerfällt, 15 000 nicht überschreiten.

E. Die Eskimo.

Verbreitung. Die Eskimo finden sich in Grönland und dem arktischen Nordamerika, wo sie die Küsten bewohnen. Ihre Einwanderung in Grönland ist nicht erst in geschichtlicher Zeit erfolgt, wie vielfach angenommen wird; im Gegenteil waren sie früher hier weiter verbreitet (bis 81° 54′ n. Br.).

Stammesverwandtschaft. Obwohl die Eskimo von den Indianern Nordamerikas in vielen Punkten abweichen, sind



Fig. 53. Feuerländer.[1]

sie doch am richtigsten diesen anzureihen. Legt man das Hauptgewicht auf den Kulturzustand, so sind sie eher mit den arktischen Stämmen Asiens und Europas zu einer Gruppe

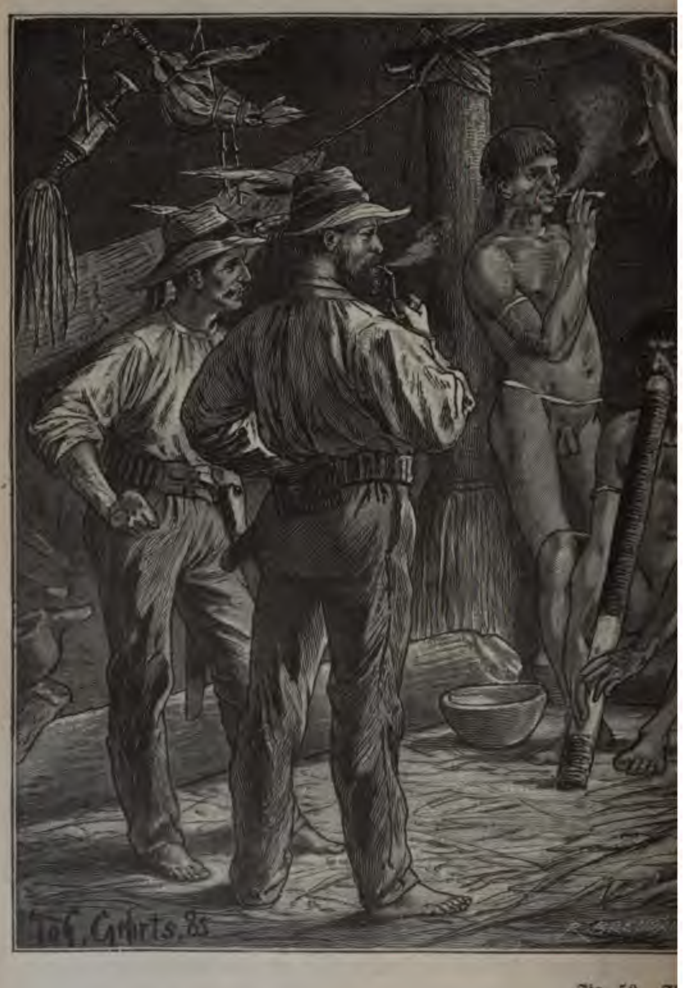
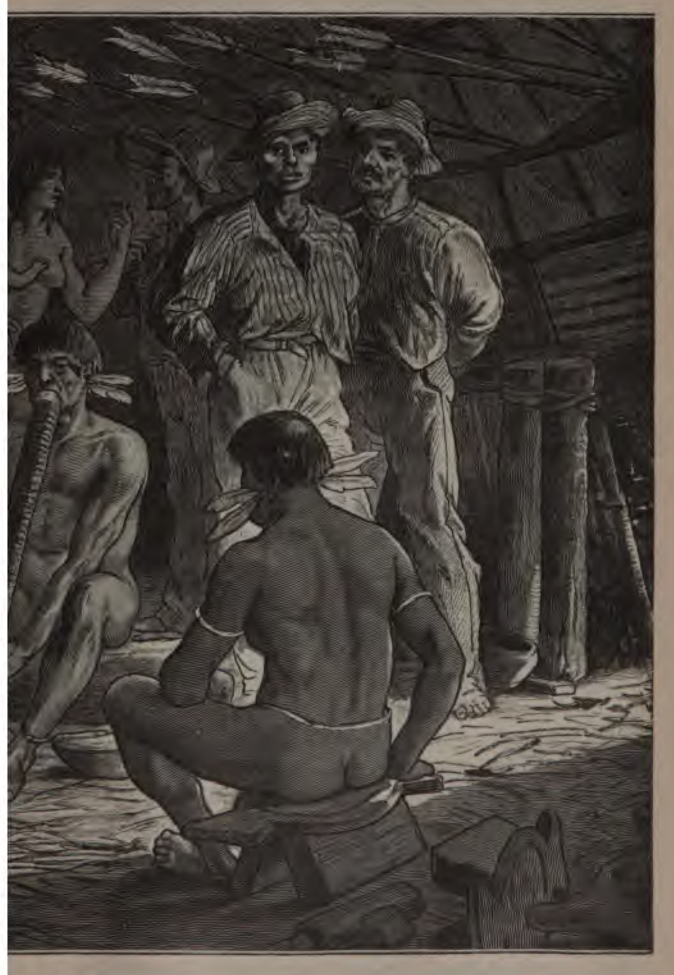


Fig. 50. Fl



en Bakaïri.

zu vereinigen, den Arktikern oder Hyperboreern (nach F. Müller und F. Ratzel).

Körperliche und geistige Merkmale. Der Eskimo ist durchschnittlich unter Mittelgröße (1.62—1.53 m), aber keineswegs zwerghaft; die Beine sind verhältnismäßig sehr kurz. Der Schädel ist dolichocephal (Index 71.7); das Gesicht ist durch breite, hervortretende Backenknochen, platte Nase und kleine, etwas schief gestellte Augen charakterisiert. Die Gewohnheit, rohes Fleisch zu verzehren, mag die starke Entwickelung der Kauwerkzeuge veranlaßt haben, die dem sonst mongoloiden Gesichte einen eigentümlichen Ausdruck verleiht. Die an sich ziemlich helle, graubräunliche Haut erscheint infolge der Unreinlichkeit dunkler. Das Haar ist lang, straff und schwarz, der Bart fehlt fast gänzlich. — Von Charakter sind die Eskimo friedlich und umgänglich, ohne lebhafte Lustigkeit; Sorge für die Zukunft kennen sie kaum. An Verstand stehen sie anderen Naturvölkern nicht nach. — Die Eskimosprachen haben wie die der Indianer den sg. einverleibenden Bau und sind eng unter einander verwandt.

Kulturbesitz. Mangel des Eisens und Holzes, das höchstens als Treibholz in kleinen Stücken an den Küsten zu finden ist, zwingt die Eskimos, in der Anfertigung von Geräten aus Leder, Knochen und Sehnen eine Geschicklichkeit zu entwickeln, die in der That unübertrefflich ist. Die Bekleidung, die aus Fellen, seltener aus Vogelbälgen hergestellt wird, besteht aus Beinkleidern und einem hemdartigen Rocke mit Kapuze, deckt aber nicht den ganzen Leib. Mäntel aus Seehundsdärmen oder Fell sind allgemein. Von Waffen besitzt der Eskimo den Bogen und Harpunen der verschiedensten Art. Seine wichtigsten Besitztümer sind die Boote — das offene Weiberboot (Umiak) und das geschlossene Männerboot (Kajak) — und Schlitten. Lampen versteht er aus Speckstein zu fertigen. Einziges und unentbehrliches Haustier ist der Hund.

Lebensweise. Die Eskimos sind ausschließlich Jäger und *Fischer, sie verstehen* aber auch die wenigen Vegetabilien der *Polarzone zu* verwerten. Die Wohnungen sind halb unter-

irdisch und aus Schneeblöcken, ausnahmsweise auch aus Treibholz hergestellt; von einem Vorraum aus führt ein Schneetunnel in die eigentliche Wohnung. Die Kargheit der Natur zwingt zu einem häufigen Wechsel der Siedelungen.



Fig. 54. Eskimo.

Familie und Staat. Die Vielweiberei ist nicht untersagt, aber selten. Die Kinder werden gut behandelt; die *Kinderzahl einer Familie* steigt selten über drei oder vier.

Aus dem engen Zusammenwohnen und dem Umstande, daß in Notfällen gegenseitige Hilfe unentbehrlich ist, erklärt sich der verträgliche Charakter des Eskimo zur Genüge, und ebenso verständlich ist es, daß ein gewisser Kommunismus entstehen mußte und Privateigentum fast unbekannt ist. Streitigkeiten werden mit Vorliebe durch wechselseitige Spottgesänge ausgefochten. Die Eskimos sind nirgends zu größeren politischen Gebilden vereinigt. In religiöser Hinsicht waltet der Schamanismus vor; die Mythologie ist wenig entwickelt.

Einzelne Stämme. Die Eskimo im engern Sinne (Innuit) zerfallen in die Grönländer, die Eskimo von Labrador und die westlichen Eskimo, die bis zur Beringsstraße hin wohnen. Im weiteren Sinne rechnet man eine Anzahl kleiner Stämme an der Ostküste von Alaska und auf den Aleuten hierher, als deren wichtigster die Konjagen zu bezeichnen sind. Nahe verwandt mit den Eskimos sind die Namollos.

IV. Gruppe der mongoloiden Völker.

Allgemeines.

Verbreitung. Der wuchtigen Festlandsmasse Asiens entspricht eine Völkergruppe, die mit geringfügigen Ausnahmen auf ihren heimatlichen Erdteil und dessen Anhängsel beschränkt bleibt und hier ungeheure Gebiete ausschließlich bewohnt, — die Gruppe der Mongoloiden, der Hauptstamm der „gelben Rasse“ verschiedener Ethnologen. Genaueres über ihr Gebiet wird bei Besprechung der einzelnen Völker zu erwähnen sein.

Körperliche Merkmale. Die Mongoloiden sind durchschnittlich brachycephal; der Kopf ist verhältnismäßig groß, die Stirn hoch und breit, die Augenspalte nach innen und unten schräg gestellt, die Nase breit und stumpf. Der Körper erscheint kräftig und untersetzt, der Hals kurz. Das schwarze

seltner bräunliche Haar ist schlicht oder gekräuselt und meist von beträchtlicher Länge. Als Hautfarbe findet sich Weizengelb oder ein helleres Braun am häufigsten, doch fehlt es nicht an dunkelbraunen oder braunrötlichen Tönen.

Charakter und Begabung. Als allgemeinste Charakterzüge der Mongoloiden lassen sich Nüchternheit und Energie hinstellen; die letztere ist bei den Nomadenstämmen als kriegerische Tüchtigkeit und selbst Grausamkeit entwickelt, bei den Kulturvölkern als emsigste Arbeitslust ausgebildet. Von der Begabung einer Völkergruppe, der Chinesen und Japaner zugehören, kann man nur mit höchster Achtung sprechen; die geistige Kraft kommt übrigens bei ihnen weit mehr auf dem Gebiete des Verstandes als auf dem der Phantasie zur Geltung.

Sprache. Die ungeheure mongoloide Gruppe bildet in sprachlichem Sinne keine Einheit. Schon ganz im allgemeinen ist sie in zwei große Unterabteilungen zu zerlegen, in Völker mit einsilbigen Sprachen (Chinesen, Tibetaner und Hinterindier) und solche mit mehrsilbigen Sprachen (Ural-Altaier, Japanesen, Koreaner); aber auch unter den einzelnen Gliedern dieser Sprachgruppen besteht nur zum Teil ein engerer Zusammenhang.

Einteilung. Es ist nicht wohl thunlich, die Einteilung der Mongoloiden ausschließlich auf Sprachmerkmale zu gründen, vielmehr sind auch geographische und kulturgeschichtliche Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Wir gelangen dann zu folgenden drei Hauptgruppen: Kulturvölker Ostasiens, Hinterindier oder Indochinesen, Ural-Altaier.

1. Die Kulturvölker Ostasiens.

A. Chinesen.

Verbreitung. Daß wir gegenwärtig unter dem Begriff „Chinesen“ kein im ethnologischen Sinne einheitliches Volk zusammenfassen, ist zweifellos; die Kulturhöhe ist vorläufig das Entscheidende, und so verstehen wir unter Chinesen die

seßhafte, in ihrer Hauptmasse ackerbautreibende, von alter Bildung und Kultur durchtränkte und abgeschlossene Bevölkerung Chinas, die in den östlichen Provinzen eng zusammengedrängt wohnt und in den entlegeneren Landesteilen kolonisierend immer weiter vordringt. Diese Art des Vordringens ist charakteristisch für die ganze Entwickelung Chinas, dessen Kultur sich aus dürftigen Anfängen in den Provinzen Schen-si, Schan-si und Pe-tschi-li herausgebildet und von da nach und nach das ungeheure Reich wie mit einem gleichartigen Firnis überzogen hat. Im Süden, besonders in der Provinz Kuangtung, heben sich noch immer einzelne Elemente von der Masse der Bevölkerung ab, so die ackerbauenden, kultivierten Punti, die noch nicht ganz seßhaften, aber tüchtigen Hakka, die auch den Westen Formosas neuerdings zum größten Teile kolonisiert haben, die von Ackerbau und Fischfang lebenden Haklo und das Schiffervolk der Tanka in der Gegend von Kanton. Die Bewohner der Provinz Hunan unterscheiden sich durch Zuverlässigkeit, Tapferkeit und Roheit nicht unbedeutend von den übrigen Chinesen. Die gefährlichsten Feinde der chinesischen Kultur sind die Steppennomaden, die mehr als einmal sogar die Herrschaft in China an sich gerissen haben, aber immer wieder in der überlegenen friedlichen Masse der Ackerbauer aufgegangen sind, ja von diesen selbst in ihren Steppen aufgesucht und durch vorgeschobene Siedelungen nach und nach getrennt und gezähmt werden. Weit verbreitet ist das chinesische Element gegenwärtig auch in Hinterindien, in Indonesien, einem Teil Australiens und im westlichen Amerika, ohne dort indes eigentlich seßhaft geworden zu sein.

Geschichte. Die chinesische Geschichtschreibung läßt uns einen Zeitraum von nahezu 4000 Jahren überblicken. Die Ursitze der Chinesen lagen wahrscheinlich in den Oasen am Südrande des Tarymbeckens, also in Ost-Turkestan. Schon im 23. Jahrhundert v. Chr. ist das Volk weiter ostwärts gezogen und erscheint noch vor 2000 v. Chr. in den Provinzen Kansu, Schensi und Schansi. Jü war der Stifter der ersten *Dynastie.* Das südliche China kam erst seit 214 v. Chr.

zum Reiche, Jünnan sogar erst 1255 n. Chr. und Formosa 1683. Inzwischen war China im 13. Jahrhundert unter die Herrschaft der Mongolen (bis 1368) und dauernd von 1644 unter die Herrschaft der Mandschu gekommen, ohne daß seine innere Entwickelung dadurch wesentlich gestört worden wäre. Das Eingreifen der Europäer in neuester Zeit dürfte dagegen große Wandlungen im Gefolge haben.

Charakteristik. Als Durchschnittsgröße der Chinesen werden 170 cm angegeben. Die Haut ist weißlichgelb bis bräunlich, bei den Bewohnern des Südens dunkler als bei den nördlichen Chinesen. Im übrigen ist auf die allgemeine Charakteristik der Mongoloiden zu verweisen. — Haupteigenschaften des Chinesen sind nüchterne Verständigkeit, Achtung vor der Autorität, rastloser Fleiß und unübertreffliche Genügsamkeit.

Sprache. Man unterscheidet die Volkssprache und die stärker abgeschliffene Schriftsprache. Beide Dialekte bestehen aus einsilbigen Stammwörtern, deren Stellung im Satze die Flexion ersetzen muß. Die Litteratur ist äußerst umfangreich.

Religion. Die alte chinesische Religion enthält Reste eines Naturdienstes (Verehrung des Himmels), ist aber im eigentlichsten Sinne ein Ahnenkultus. Die Autorität der Eltern und Beamten dauert auch im Jenseits fort. Die Reformation, die von Konfucius (Kong-fu-tse) ausging, berührte diese Grundlagen nicht, sondern verbesserte das für den praktischen Sinn des Chinesen Wichtigste, — die Sittenlehre. Der Versuch seines Zeitgenossen Lao-tse, den Kultus eines höchsten Wesens und die Mystik mehr in den Vordergrund zu stellen (Tao-Lehre), blieb ohne dauernden Erfolg. Verhängnisvoller für die alte Religion war das Eindringen des Buddhismus, der jetzt vorherrscht.

Tracht. Hauptstücke der chinesischen Tracht sind Hemd, Beinkleid und Rock. Plumpe Schuhe und kegelförmige Hüte sind allgemein üblich; die Lieblingsfarbe ist blau. Die Frauen tragen lange Röcke. Das Haupthaar wird von den Männern

rasiert und nur ein Büschel übriggelassen, das in einen Zopf geflochten wird; diese Sitte herrscht übrigens erst seit der Eroberung Chinas durch die Mandschu (1644), während die Verkrüppelung des weiblichen Fußes älteren Ursprungs ist.

Kulturbesitz. Bis vor wenigen Jahrhunderten war die chinesische Kultur der europäischen in vielen Dingen überlegen. Gegenwärtig ist eine Periode des Verfalls eingetreten. Auf alle Einzelheiten des überreichen chinesischen Kulturbesitzes einzugehen ist hier unmöglich. Verhältnismäßig am schlechtesten entwickelt sind die Seeschiffahrt, der Bergbau, ferner die Architektur; die Häuser sind einstöckig, mit kleinen Zimmerchen und zeltartigen, ausgebauchten Dächern. Der Ackerbau steht auf hoher Stufe, nicht minder die verschiedensten Gewerbe, und als Händler sucht der Chinese seinesgleichen. Daß er sich auch vortrefflich auf die Ausbeutung seiner Mitmenschen versteht, beweisen die zahlreichen chinesischen Spiel- und Opiumhöllen, die wir z. B. in Hinterindien und Indonesien finden.

Familie und Staat. Höchste Achtung vor Eltern wie Vorgesetzten und kindlicher Gehorsam sind die wahren Fundamente der Familie und des Staates der Chinesen. In der Familie ist infolgedessen der Vater der unbedingte Herrscher, im Staatsleben der Kaiser; es ist fast selbstverständlich, daß auch die Verheiratung der Kinder hauptsächlich Sache der Eltern ist. Gesetzlich herrscht Monogamie, obwohl Ausnahmen gestattet sind; die Frauen leben äußerst zurückgezogen, mit Ausnahme der Prostituierten, die in China wie in Japan sehr zahlreich vertreten sind. — Die eigentlichen Staatsbürger Chinas zerfallen in die vier Klassen der Gelehrten, der Ackerbauer, der Handwerker und der Kaufleute, denen eine fünfte, mißachtete Klasse hinzuzufügen ist, die die Schauspieler, Henker, Prostituierten rc. umfaßt. Die Gelehrtenkaste, durch beständige Prüfungen geläutert und ergänzt, ist der Ersatz für den längst erloschenen Feudaladel Chinas, ohne jedoch erblich zu sein; sie stellt alle Beamten des Reiches. Eine Art Adel bilden nur die Mandschu, denen namentlich

die Offizierstellen vorbehalten sind. Der Kaiser herrscht absolut mit Unterstützung der „dreizehn Körperschaften“, die ungefähr unseren Ministerien entsprechen. Das Heer und die Flotte sind neuerdings außerordentlich vermehrt und verbessert worden. Von der Gerechtigkeitspflege läßt sich wenig Gutes sagen, und man möchte es als eine unmittelbare Folge dieses Umstandes ansehen, daß die geheimen Gesellschaften in China besonders blühen.

B. Japaner.

Wohnsitze. Die Japaner bewohnen die japanesische Inselgruppe, soweit sie nicht in ihrem nördlichsten Teile von den Ainos eingenommen wird. Auswanderung aus Japan findet in weitaus geringerem Grade statt, als aus China.

Geschichte. Der älteste Kaiser Japans ist Jimmu-Tennô, der ein Reich an der Bucht von Osaka gründete (660—585 v. Chr.). Während Kiu-schiu und andere Nachbargebiete erst später unterworfen wurden, waren Teile Koreas schon 32 v. Chr. tributär; 202 war Korea völlig unterworfen und damit Verbindung mit der chinesischen Kultur gewonnen. Von Korea aus drang auch der Buddhismus im 6. Jahrhundert nach Japan. 1281 wird eine Invasion der Mongolen zurückgeschlagen. Seit dem 12. Jahrhundert bemächtigte sich der Feudaladel allen Einflusses und Bürgerkriege verwüsteten das Land, bis 1542 die ersten Portugiesen landeten und die Christianisierung Japans mit glänzendem Erfolge begann. Bald folgte ein Rückschlag, der mit gänzlicher Vernichtung der Christen endete (1637). Der hierauf folgende Abschluß gegen fremde Völker, der nur die Holländer nicht betraf, wurde seit 1854 mehr und mehr aufgegeben; 1877 erfolgte die Beseitigung des Feudalismus.

Charakteristik. Die Japaner überschreiten selten die Mittelgröße; Kopf und Rumpf sind unverhältnismäßig groß, die Beine kurz. Die Hautfarbe ist hellgelblich und nähert sich oft sehr der europäischen. Die Nase ist stärker entwickelt, der Bart reichlicher als bei den Chinesen. — Der Japaner übertrifft den Chinesen an Phantasie, Heiterkeit, Ehrgefühl

und Aufnahmefähigkeit für fremde Ideen, steht ihm aber an geistiger Kraft und Selbständigkeit nach.

Sprache. Die japanische Sprache ist mehrsilbig und schließt sich in ihrem Bau den Sprachen der Mandschu und der Mongolen an. Sie besitzt eine reiche, von China aus angeregte und vielfach beeinflußte Litteratur.

Religion. Die alte Landesreligion der Japaner ist der Sintoismus, ein geläuterter Natur- und Heroenkultus. Seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. ist er durch den Buddhismus teils verdrängt, teils stark beeinflußt worden.

Tracht. Beim niedern Volke muß oft ein Lendentuch als Kleidung genügen; im übrigen ist der kaftanartige lange Rock die Hauptkleidung beider Geschlechter. Beinkleider werden nur ausnahmsweise getragen, auch Kopfbedeckungen sind nicht allgemein. Tättowierung findet sich häufig beim niedern Volk. Die Frauen suchen sich durch kunstvolle Frisuren, Bemalen und Schminken des Gesichts und durch Schwarzfärben der Zähne (erst nach der Verheiratung) anziehend zu machen. Die Männer rasieren das Haupthaar bis auf ein stehenbleibendes Büschel. — Die europäische Tracht ist jetzt überall im Vordringen.

Kulturbesitz. Mehr als anderswo sind in Japan die alten Bräuche und Besitztümer im Verschwinden begriffen. Die berühmten Schwerter, Speere und Panzer des alten Japan z. B. sind nur noch Kuriositäten; immerhin hat das japanische Kunstgewerbe vielfach mit glänzendem Erfolge den Wettbewerb mit dem europäischen aufgenommen und beginnt sogar auf dessen Stil energisch einzuwirken. — Das japanische Haus ist aus Holz ohne Fundamente aufgeführt, einstöckig, mit vorspringendem Dache und verschiebbaren Holzwänden; es wird schon häufig durch Steinhäuser europäischer Art ersetzt. — Der Ackerbau wird sorgsam betrieben, während von Viehzucht kaum die Rede ist; auch die Pferdezucht ist unbedeutend. In außerordentlichem Maße sind Menschen als Beförderer von Lasten und Wagen auf den wohlgepflegten Straßen in Thätigkeit.

Lebensweise. In Japan wie in China ist der Reis das Hauptnahrungsmittel, neben dem noch einige Getreidearten und besonders Bohnen in Betracht kommen. Tierische Nahrung liefert vorzüglich das Meer. Von Genußmitteln sind Thee, Reisbranntwein und Tabak die beliebtesten; das Opium hat in Japan weniger Verheerungen angerichtet als in China.

Familie und Staat. Trotz der ausgebreiteten Prostitution ist das Familienleben im allgemeinen glücklich, die Erziehung der Kinder sorgfältig. Das Volk zerfällt ursprünglich in acht Klassen (Fürsten, Adel, Priester, Krieger, Beamte und Ärzte, Großhändler, Kleinhändler und Handwerker, Bauern und Tagelöhner), denen als unrein die Gerber, Henker ꝛc. gegenüber stehen. Nach der altjapanischen Verfassung steht der Mikado als geistliches und gesetzgebendes Oberhaupt an der Spitze des Staates; seit 1191 regierte neben ihm ein Krongeneral (Schogun, Taikun) als militärischer Herrscher, der lange Zeit den Mikado völlig in den Schatten stellte, bis es 1868 dem damaligen Mikado gelang, den Schogun zu stürzen und eine konstitutionelle Monarchie nach europäischem Muster einzuführen. Im Jahre 1877 wurde auch der Einfluß der adeligen Lehnsfürsten, der Daimios, und ihrer kriegerischen Vasallen, der Samurai, gebrochen. Seitdem sind zahlreiche alte Bräuche im Verschwinden, deren bekanntester und seltsamster, das Harakiri (Selbstmord durch Bauchaufschlitzen), auf der Vorstellung beruht, daß Selbstmord nicht schändet, während die Todesstrafe als entehrend gilt und mit Konfiskation der Hinterlassenschaft verbunden ist.

C. Koreaner.

Verbreitung und Kultur. Die Koreaner, die Bewohner der Halbinsel Korea und der Riu-kiu-Inseln, sind in ihrer Kultur wie in politischer Hinsicht immer von den beiden großen Kulturvölkern des Ostens, Chinesen und Japanern, abhängig gewesen. Zunächst war Korea die Brücke, auf der die chinesische Kultur nach Japan gelangte; aber während sie

dort mit malayischen Elementen verschmolz und sich eigenartig entwickelte, blieb sie in Korea stationär. Selbst in der Tracht zeigt sich das Nachhinken hinter China: die koreanische Tracht entspricht einer verschollenen chinesischen Mode, die zur Zeit der Mingdynastie herrschte. Als Waffen sind Bogen und Pfeil noch vielfach in Gebrauch. — Die Kunst, insbesondere die Musik, ist schlechter entwickelt, als die japanische, das Theater fehlt so gut wie ganz.

Charakteristik. Die Koreaner tragen entschieden den mongoloiden Typus zur Schau, unterscheiden sich aber äußerlich nicht unbedeutend sowohl von den Chinesen wie von den Japanern. Sie sind höher gewachsen als die letzteren, durchschnittlich wohl auch etwas dunkelfarbiger. Der Bartwuchs erscheint reichlicher und frühzeitiger als beim Chinesen. An Charakter ähnelt der Koreaner dem Japaner, dürfte ihm aber an Intelligenz nachstehen.

Staatsleben. In Korea ist das niedere Volk schroffer von den Höherstehenden abgeschlossen als im übrigen Ostasien; die Einrichtungen des chinesischen Staatslebens sind mit peinlicher Genauigkeit nachgeahmt. Die Absperrung gegen die Außenwelt war womöglich noch stärker als in China: zwischen Korea und China lag z. B. ein völlig wüster Grenzstreifen, dessen Überschreitung nur an einem Punkte und nur zu gewissen Zeiten gestattet war. Gegenwärtig ist auch in Korea Vieles in der Umwandlung begriffen. Von einer Religion des Volkes läßt sich kaum mehr reden; die geringen Reste des Naturdienstes und die noch geringeren des Buddhismus kommen kaum in Betracht.

Anhang: Tibetaner und chinesische Bergstämme.

Allgemeines. An die Kulturvölker Ostasiens schließen wir am besten eine Gruppe von Völkern an, die Tibet und das südwestliche China bewohnen. Teils ist ihre Kultur direkt von China beeinflußt, teils sind sie als noch uncivili-

sierte Verwandte der Chinesen zu betrachten oder doch nicht wohl einer andern Gruppe zuzuweisen.

A. Tibetaner (Botya).

Verbreitung. Die Tibetaner bewohnen das eigentliche Tibet, Ladak und Klein-Tibet. Sie stehen nominell unter chinesischer Herrschaft.

Charakteristik. Körperlich sind die Tibetaner wohlgebildet, zum Teil wohl auch durch arische Blutmischung beeinflußt; geistig sind sie nicht unbegabt, von Charakter friedfertig. Tibet ist der Mittelpunkt des gegenwärtigen, allerdings sehr ausgearteten Buddhismus, voll von Klöstern und Priestern (Lamas). Neben der ausgebreiteten Ehelosigkeit herrscht noch vielfach Polyandrie, vielleicht zur Verhütung der Übervölkerung. — Die Mehrzahl der Tibetaner ist nomadisch und lebt unter Filzzelten; Ackerbau ist nur im Süden zu finden. Fleisch, Milch, Butter und Ziegelthee sind deshalb die Hauptnahrungsmittel. — Die Tracht beider Geschlechter ist ein Kaftan aus Wolle oder Pelzwerk; Wollstiefel mit Ledersohlen und Mützen verschiedener Form kommen dazu. Schmuck ist sehr beliebt.

Einzelne Stämme. Als Verwandte der eigentlichen Tibetaner oder Botyas können gelten: Die Leptscha in Sikkim und die Tanguten oder Sifan am Kuku-noor und im südwestlichen China. Letztere sind ein räuberisches Volk von düsterem Charakter, teils nomadisch, teils ansässig. Besonders zu nennen sind die Chara-Tanguten (Fig. 54 S. 278) am obern Hoangho; als Orongynen bezeichnet man tangutische Räuberstämme.

B Chinesische Bergstämme.

Verbreitung. Kulturarme halb oder ganz unabhängige Stämme finden sich noch vielfach in den Gebirgen des südwestlichen China, in die sie von den Chinesen zurückgedrängt sind, die ihrerseits in den fruchtbaren Thälern vordringen. Sie scheinen großenteils mit den Schanvölkern Hinterindiens

verwandt zu sein. Viele dieser einst zahlreicheren Völker sind bereits ganz in den Chinesen aufgegangen, die übrigen haben sich wenigstens mit chinesischen Flüchtlingen gemischt.



Fig. 55. Chara-Tanguten (Sifan) vom Kuku-noor.

Charakteristik. Nur im allgemeinen ist der mongoloide Charakter der Bergstämme hervorzuheben. An Körperkraft wie an Ehrlichkeit und Offenheit unterscheiden sie sich

meist zu ihrem Vorteile von den Chinesen. Sie sind größtenteils Ackerbauer.

Einzelne Stämme. Neben mehreren unbedeutenden Stämmen finden sich in Kueitschou und Setschuan die Miaotse, in Yünnan die Lolo, Miao und Salung. Zu derselben Gruppe sind einige Stämme im nordöstlichen Assam zu rechnen, ferner die Naga, Garo und Khassia an der indisch-birmanischen Grenze, die Schan in Birma, und vielleicht auch die Li auf Hainan (vgl. S. 280—82).

2. Hinterindier (Indochinesen).

Allgemeines. Während Vorderindien durch die Felsenmauer des Himalaja vor dem Einströmen der mittelasiatischen Mongoloiden fast ganz geschützt ist, steht Hinterindien den nördlichen Nachbarn offen. So ist denn diese Halbinsel von Völkern erfüllt, die in ihren Grundzügen den Mongoloiden verwandt scheinen, aber eine starke Mischung mit malayischen und anderen Elementen nicht verleugnen können. Die Indochinesen erreichen durchschnittlich kaum die Mittelgröße und sind von gelblichbrauner Farbe. Der Kopf ist mesocephal, die Augen in der Regel nicht schief gestellt. — Man darf die Indochinesen als sehr begabt und kulturfähig bezeichnen, wenn auch der übermäßige Einfluß der Chinesen und der indischen Arier der Entwickelung einer eigenartigen Kultur im Wege stand.

A. Birmanen.

Verbreitung. Die Birmanen bewohnen das eigentliche Birma und sie sind außerdem über einige Landstriche, insbesondere Pegu, verbreitet, die früher zu diesem Reiche gehörten.

Charakteristik. Die Birmanen sind die höchstgewachsenen unter den Hinterindiern (1.67 m durchschnittlich). Die Kleidung besteht aus einem lang herabhängenden Hüfttuch und einer kurzen Jacke. Als Wohnung dienen Bambus- oder Holzbauten, unter denen auch mehrstöckige vorkommen. Der

Birmane ist vorwiegend Ackerbauer, die Industrie ist ziemlich hoch entwickelt; Litteratur und Kunst sind beachtenswert.

Familie und Staat. In Birma herrscht gesetzlich Monogamie, die allerdings nicht folgerecht durchgeführt wird. Die Stellung der Frauen ist sehr frei; ein glückliches Familienleben und eine sorgfältige Erziehung der Kinder scheint die Regel zu sein. — Die allgemeine Landesreligion ist der Buddhismus, dessen Bräuche von zahlreichen Priestern ausgeübt werden und dem großartige Tempel zur Verfügung stehen. — Die Regierungsform Birmas war bis zur Eroberung des Landes durch die Engländer eine absolute Monarchie; das Volk zerfällt in sieben scharf geschiedene Klassen.

Einzelne Stämme. Als nahe Verwandte der Birmanen im engeren Sinne sind die Mag oder Arakaner im Gebirgsland von Arakan anzuführen. Aus sprachlichen Gründen werden den Birmanen eine Anzahl wenig kultivierter Gebirgsstämme zugerechnet, die F. Müller unter dem Namen der Lohita-Völker zusammengefaßt hat. Zu ihnen gehören die oben bereits erwähnten Naga und Garo, viele Gebirgsstämme Assams, die Kotsch im nordöstlichen Bengalen, die Kuki und Luschai an der Grenze von Birma und Bengalen, die Kyeng südlich von letzteren, die Karen in den Bergen von Arakan und andere dort wohnende Stämme, die man als Ka-khyen oder Ka-ku zu einer Gruppe vereinigt hat ꝛc.

B. Siamesen (Thai- oder Schanvölker).

Verbreitung. Die Thai- oder Schanvölker nehmen den mittleren und überhaupt den größten Teil der hinterindischen Halbinsel ein, finden sich ferner in Assam und zerstreut im südlichen China.

Charakteristik. In körperlicher Hinsicht entspricht namentlich die nördliche Gruppe der Thaivölker dem allgemeinen indochinesischen Typus, während die eigentlichen Siamesen in ihrem flachen, eckigen Gesichte und der Form des Schädels malayische Blutmischung verraten. Auch die

malayisch-indische Tracht, weite Beinkleider, kurze Jacken und turbanartige Kopfbedeckungen ist in Siam bevorzugt; der Einfluß der chinesischen Kultur tritt merklich zurück. Die eigentliche Grundlage der Kleidung ist indessen der Languti (Schambinde). Im Hausbau herrscht der malayische Pfahlbau vor, dagegen sind die Städte wieder nach chinesischer Art durch Zitadellen geschützt. Der Ackerbau nutzt nur einen kleinen Teil des Bodens aus; Hauptgegenstand der Viehzucht ist der Büffel. In Kunst, Gewerbe und Architektur schließt man sich an chinesische Muster an.

Familie und Staat. Das von den Birmanen Gesagte gilt beinahe wörtlich auch von den Siamesen. Die Religion fast aller hierhergehörigen Völker ist der Buddhismus. In Jünnan hat der Islam ein bedeutendes Gebiet erobert und eine Anzahl Stämme sind noch vollkommen heidnisch.

Einteilung. Die Thai-Gruppe zerfällt in die Siamesen im engern Sinne im Stromgebiete des untern Menam, und in die Laos, die im wesentlichen das Stromgebiet des obern und mittleren Mekhong bevölkern. Die Laos sprechen eine dem Siamesischen verwandte Sprache. Sie zerfallen in die weißen und die schwarzen Laos; politisch gehören sie größtenteils zum siamesischen Reiche, während ihre nördlichen Staaten teils an China, teils an ihre hinterindischen Nachbarn Tribut zahlen. Zur Thai-Gruppe rechnet man gewöhnlich noch einen Teil der südchinesischen Bergstämme, besonders die Miaotse, und die Ahom, die in Assam erobernd eingedrungen sind. Als Schan sondert man die Bewohner des östlichen Birma und der benachbarten Teile Siams zuweilen von den Laos ab.

C. Annamiten.

Verbreitung und Charakteristik. Als Annamiten faßt man die Bewohner Tongkings und Kochinchinas zusammen. Sie sind von kleiner Gestalt (1.58 die Männer, 1.50 die Weiber) und weniger häßlich als ihre südwestlichen Nachbarn.

Birmane ist vorwiegend Ackerbauer, die Industrie ist ziemlich hoch entwickelt; Litteratur und Kunst sind beachtenswert.

Familie und Staat. In Birma herrscht gesetzlich Monogamie, die allerdings nicht folgerecht durchgeführt wird. Die Stellung der Frauen ist sehr frei; ein glückliches Familienleben und eine sorgfältige Erziehung der Kinder scheint die Regel zu sein. — Die allgemeine Landesreligion ist der Buddhismus, dessen Bräuche von zahlreichen Priestern ausgeübt werden und dem großartige Tempel zur Verfügung stehen. — Die Regierungsform Birmas war bis zur Eroberung des Landes durch die Engländer eine absolute Monarchie; das Volk zerfällt in sieben scharf geschiedene Klassen.

Einzelne Stämme. Als nahe Verwandte der Birmanen im engeren Sinne sind die Mag oder Arakaner im Gebirgsland von Arakan anzuführen. Aus sprachlichen Gründen werden den Birmanen eine Anzahl wenig kultivierter Gebirgsstämme zugerechnet, die F. Müller unter dem Namen der Lohita-Völker zusammengefaßt hat. Zu ihnen gehören die oben bereits erwähnten Naga und Garo, viele Gebirgsstämme Assams, die Kotsch im nordöstlichen Bengalen, die Kuki und Luschai an der Grenze von Birma und Bengalen, die Kyeng südlich von letzteren, die Karen in den Bergen von Arakan und andere dort wohnende Stämme, die man als Ka-khyen oder Ka-ku zu einer Gruppe vereinigt hat &c.

B. Siamesen (Thai- oder Schanvölker).

Verbreitung. Die Thai- oder Schanvölker nehmen den mittleren und überhaupt den größten Teil der hinterindischen Halbinsel ein, finden sich ferner in Assam und zerstreut im südlichen China.

Charakteristik. In körperlicher Hinsicht entspricht namentlich die nördliche Gruppe der Thaivölker dem allgemeinen indochinesischen Typus, während die eigentlichen Siamesen in ihrem flachen, eckigen Gesichte und der Form des Schädels malayische Blutmischung verraten. Auch die

malayisch-indische Tracht, weite Beinkleider, kurze Jacken und turbanartige Kopfbedeckungen ist in Siam bevorzugt; der Einfluß der chinesischen Kultur tritt merklich zurück. Die eigentliche Grundlage der Kleidung ist indessen der Languti (Schambinde). Im Hausbau herrscht der malayische Pfahlbau vor, dagegen sind die Städte wieder nach chinesischer Art durch Zitadellen geschützt. Der Ackerbau nutzt nur einen kleinen Teil des Bodens aus; Hauptgegenstand der Viehzucht ist der Büffel. In Kunst, Gewerbe und Architektur schließt man sich an chinesische Muster an.

Familie und Staat. Das von den Birmanen Gesagte gilt beinahe wörtlich auch von den Siamesen. Die Religion fast aller hierhergehörigen Völker ist der Buddhismus. In Jünnan hat der Islam ein bedeutendes Gebiet erobert und eine Anzahl Stämme sind noch vollkommen heidnisch.

Einteilung. Die Thai-Gruppe zerfällt in die Siamesen im engern Sinne im Stromgebiete des untern Menam, und in die Laos, die im wesentlichen das Stromgebiet des obern und mittleren Mekhong bevölkern. Die Laos sprechen eine dem Siamesischen verwandte Sprache. Sie zerfallen in die weißen und die schwarzen Laos; politisch gehören sie größtenteils zum siamesischen Reiche, während ihre nördlichen Staaten teils an China, teils an ihre hinterindischen Nachbarn Tribut zahlen. Zur Thai-Gruppe rechnet man gewöhnlich noch einen Teil der südchinesischen Bergstämme, besonders die Miaotse, und die Ahom, die in Assam erobernd eingedrungen sind. Als Schan sondert man die Bewohner des östlichen Birma und der benachbarten Teile Siams zuweilen von den Laos ab.

C. Annamiten.

Verbreitung und Charakteristik. Als Annamiten faßt man die Bewohner Tongkings und Kochinchinas zusammen. Sie sind von kleiner Gestalt (1.58 die Männer, 1.50 die Weiber) und weniger häßlich als ihre südwestlichen Nachbarn.

Der Einfluß der Chinesen ist überwiegend; die Kleidung z. B. ist chinesisch, abgesehen von einem Turban, der häufig getragen wird. Auch ihre Religion, Wissenschaft und Litteratur steht völlig im Banne des Chinesentums. — Der Ackerbau, der hauptsächlich Reis hervorbringt, steht in hoher Blüte; Reis, Fische und Gemüse sind die allgemeine Nahrung. — Die soziale Einrichtung Annams ist durch die Dazwischenkunft der Franzosen zerstört. Früher stand ein Kaiser als weltliches und geistliches Oberhaupt an der Spitze des Staates, neben dem nach chinesischer Art zahlreiche Mandarinen die einzelnen Landesteile verwalteten.

D. Isolierte Völker von Hinterindien.

Verbreitung und Charakteristik. Wie im südwestlichen China, so haben sich auch in den Kulturländern Hinterindiens Völkertrümmer erhalten, die zum Teil nur schwer einer größeren Gruppe zuzuteilen sind. Man kann nur im allgemeinen bemerken, daß sie kulturärmer sind als die übrigen Bewohner der Halbinsel, daß sie in die Bergländer oder Sumpfdistrikte zurückgedrängt sind und häufig nicht im besten Einvernehmen mit ihren Nachbarn stehen.

Einzelne Stämme. Zu den isolierten Stämmen gehören die Mon im Delta des Irawaddi, die noch in historischer Zeit das südliche Birma beherrschten, die Khamen oder Khmer, die als die Urbewohner Kambodschas gelten, und die Khassia im südlichen Assam. Eine besondere Gruppe bilden die wilden Gebirgsstämme zwischen Annam und Siam, die man als Kha oder Moi zusammenfaßt, eine andere die Kni-Stämme im Grenzlande zwischen Siam und Kambodscha. — Zu nennen sind noch die eigentümlichen gemischten Räuberstämme, deren Kern chinesische Abenteurer bilden, und die in den nördlichen Gebirgen Hinterindiens und in Tongking eine große Rolle spielen; als Schwarzflaggen ꝛc. haben sie sich in Tongking bekannt gemacht, als Ho finden sie sich im Gebirgsland wieder.



Fig. 56. Sohn des Königs von Kambodscha.

3. Ural-Altaier.

Sprachliches. Die ural-altaische Gruppe der Mongoloiden zeigt eine enge ethnologische Verwandtschaft, die mit der sprachlichen gut zusammenstimmt. Die ural-altaischen Sprachen haben eine Anzahl gemeinsamer Wurzelwörter und sind im Bau einander sehr ähnlich. Es sind ausschließlich Suffixsprachen, in denen Präfixe überhaupt nicht vorkommen, und sie folgen sämtlich gewissen Gesetzen des Wohllauts. Im Anschluß hieran sei bemerkt, daß die Schrift der Uiguren, Mongolen, Kalmücken und Mandschu keine andere ist, als die von nestorianischen Priestern mitgebrachte syrische. Im Gebiete des Islam herrscht durchweg die arabische Schrift.

A. Uralische Gruppe.

Allgemeines. Aus sprachlichen Gründen ist der uralische Zweig der Mongoloiden in die zwei sehr ungleichen Gruppen der Samojeden und der Finnen zu zerlegen; an dieser Stelle mögen indes die einzelnen Völker der Finnen den Samojeden als gleichartige Unterabteilungen der Hauptgruppe folgen.

1. Samojeden.

Verbreitung. Die Samojeden bewohnen gegenwärtig die Striche am unteren Ob und Jenissei und das Küstenland vom Weißen Meere bis zur Taimyr-Halbinsel; südwärts reicht ihr Gebiet bis zum Sajanischen Gebirge. Sie zerfallen in vier Stämme, den jurakischen, den tawgyischen, den jenisseischen und den ostjakischen. Ferner gehören zur samojedischen Gruppe im weiteren Sinne die Sojoten zwischen dem Altai und Sajanischen Gebirge, die Karagassen im Sajanischen Gebirge, die Matoren nördlich von letzteren, die Koibalen am oberen Jenissei, und die Kamassinzen nördlich von den Sojoten.

Charakteristik. Zu den allgemeinen Kennzeichen der Mongoloiden wäre nur hinzuzufügen, daß man als Durchschnittsgröße der samojedischen Männer 1.59 m, der Weiber 1.48 m ermittelt hat. Von Charakter sind die Samojeden

friedlich und ehrlich. — Die Kleidung wird vorwiegend aus Renntierfellen hergestellt und besteht aus dem Rocke, hohen Stiefeln und einer Mütze. Auch die Wohnungen sind aus Renntierfellen hergestellt, Zelte oder leichte Hütten (Jurten) aus Brettern und Baumrinden. — Was die Lebensweise betrifft, so sind die eigentlichen Samojeden nomadisierende Renntierzüchter, die ostjakischen vorwiegend Jäger. Ausschließlich der Jagd huldigen auch die übrigen den Samojeden verwandten Stämme, mit Ausnahme der nomadischen Sojoten und der Koibalen, die nebenbei etwas Ackerbau treiben. Diese südlichen Stämme haben größtenteils ihre Sprache und ihre alten Sitten aufgegeben und sich mit den Turkvölkern vermischt; ein Teil der Sojoten hat die mongolische Sprache angenommen.

2. Ugrier.

Allgemeines. Die von Castrén gebildete ugrische Gruppe umfaßt Völker, die gegenwärtig nur noch durch ein sprachliches Band verknüpft sind, — die Ostjaken und Wogulen einerseits, die Magyaren anderseits. Vielfach ist man allerdings geneigt, letztere zu den Turkvölkern zu rechnen.

Charakteristik. Die Ostjaken zeigen mehr den mongolischen als den eigentlich finnischen Typus; noch mehr gilt dies von den Wogulen. Die Magyaren sind so stark mit germanischen, slawischen und rumänischen Elementen gemischt, daß sie sich dem arischen Typus wesentlich genähert haben und nur z. T. noch durch weizengelbe Hautfarbe, stark entwickelte Backenknochen und straffes dunkles Haar ihren Ursprung erraten lassen. Da sie im übrigen völlig der europäischen Kultur gewonnen sind, so ist eine weitere Charakterisierung kaum erforderlich. — Die Ostjaken sind teils Nomaden, teils Jäger und Fischer, die Wogulen fast ausschließlich Jäger. Die Tracht der Ostjaken ist der samojedischen sehr ähnlich.

Wohnsitze und Geschichte. Die Ostjaken wohnen in den sibirischen Gouvernements Tobolsk und Tomsk, zwischen Tobol und Jenissei, die Wogulen im nördlichen Ural. In der

Gegend des Ural lagen wahrscheinlich auch die ältesten Sitze der Magyaren. Von einem türkischen Volke, den Avaren, wurden sie nach Süden gedrängt und gehörten anfangs dem bulgarischen, dann dem chasarischen Reiche an. Nach dem Sturze der Chasaren durch die Petschenegen gelangten sie nach Rumänien und unter Führung Arpads gegen Ende des 9. Jahrhunderts n. Chr. in ihre heutigen Sitze. Ihre weitere Ausbreitung nach Norden und Westen scheiterte am Widerstande der Deutschen (Schlachten bei Merseburg und auf dem Lechfeld). Auch Ungarn wird von ihnen nur zum Teil erfüllt; im Süden begrenzt die Drau ihr Gebiet, im Osten eine Linie, die die Städte Szathmar, Großwardein, Arad und Neusatz verbindet, im Norden die Linie Preßburg-Kaschau, während sie im Westen nahezu bis zur ungarischen Grenze sitzen. Isoliert wohnen die Szekler im nordöstlichen Siebenbürgen. Deutsche und slawische Kolonien durchsetzen außerdem vielfach das magyarische Gebiet.

3. Wolga-Völker.

Allgemeines. Als „Wolgavölker“ faßt Castrén die im europäischen Rußland wohnhaften Stämme der Mordwinen und Tscheremissen zusammen; man bezeichnet diese Gruppe auch als „bulgarische Familie“, weil sie als Rest der ehemaligen Wolga-Bulgaren aufzufassen ist. Der Abstammung nach gehören auch die turkisierten Tschuwaschen hierher.

Charakteristik. Die Wolgavölker sind fleißige Ackerbauer und Bienenzüchter, die an Tüchtigkeit die umwohnenden Russen nicht selten übertreffen. Reste der alten Sitten und religiösen Anschauungen haben sich vielfach erhalten.

Wohnsitze. Die Tscheremissen (Maara), 200 000 Seelen, wohnen am linken Wolgaufer zwischen der Kama und Orenburg, die Mordwinen (700 000) zwischen Oka und Wolga und am rechten Ufer der letzteren bis Astrachan hinab; sie zerfallen in die Mokschas und Ersas, die verschiedene Dialekte reden. Die Tschuwaschen (670 000) sind in den Gouverne-

ments Kasan, Perm, Simbirsk, Samara, Saratow und Orenburg wohnhaft.

4. Permische Gruppe.

Allgemeines. Die „permische Gruppe“ wird von einigen Völkern gebildet, die in den nordöstlichen Teilen des europäischen Rußlands wohnen: den Permiern oder Kamy-Mort, den Syrjänen und den Wotjaken.

Charakteristik. Die Stämme der permischen Familie sind durchweg Ackerbauer und stehen ethnologisch den Wolgavölkern sehr nahe.

Wohnsitze. Das zahlreichste Volk sind die Wotjaken (230 000) im Gouvernement Wjatka und vereinzelt weiter im Süden. Die Permier (60 000) wohnen in den Gouvernements Perm und Wjatka, die Syrjänen (90 000) weiter nördlich an der Petschora, dem Mesen und den östlichen Zuflüssen der Dwina.

5. Finnische Gruppe.

Allgemeines. Zur finnischen Gruppe gehören eine Anzahl ethnologisch wichtiger Stämme, die gegenwärtig nicht auf völlig gleicher Kulturstufe stehen; es sind dies die Finnen im engeren Sinne, die Esthen, die Liven, die Lappen und Quänen.

Charakteristik. Die Finnen haben eine helle Hautfarbe, die indes immer dunkler erscheint als die der Skandinavier, blondes oder braunes Haar und blaue Augen. Sie sind mittelgroß und kräftig gebaut. Geistig sind sie regsam und im Besitz einer nicht unbedeutenden Litteratur, deren Anfänge in den Kalewala-Liedern enthalten sind; sie waren daher imstande, dem Einflusse der schwedischen Bildung erfolgreich zu widerstehen. — Den eigentlichen Finnen sind die Esthen und Liven in jeder Beziehung ähnlich, während die Lappen größtenteils als wenig kultivierte, halb heidnische Renntiernomaden ihre Steppen durchwandern; die nomadischen Lappen wohnen unter Zelten, die ansässigen in halbunterirdischen

Hütten aus Holz und Baumrinde, (Gammen). Sie sind von kleiner Gestalt und gelblicher Hautfarbe; das Haar ist schwarz, die Augen schwarz oder braun, das Gesicht breit, mit stumpfer Nase und starken Backenknochen.

Wohnsitze und Geschichte. Die Ursitze der finnischen Völker lagen östlich von ihren gegenwärtigen Wohnsitzen. Ihre Einwanderung muß früh erfolgt sein, da sie schon Tacitus als nordöstliche Nachbarn der Germanen nennt; daß sie einst weiter über Europa verbreitet waren als heutzutage, ist wenigstens wahrscheinlich. Die Finnen im engeren Sinne (Suomalaiset) zerfallen in die Karelier im östlichen Finnland, die bis zum Weißen Meere und zum Onegasee wohnen, und die Tavaster im Westen. Beide Stämme unterscheiden sich auch körperlich bedeutend. Karelier aqwohnen ferner den größten Teil von Ingermannland; auch die Quänen an beiden Küsten des nördlichen Bottnischen Meerbusens sind ein karelischer Stamm, der sich äußerlich nicht von den Lappen unterscheidet. Zu den Tavastern sind dagegen noch die Nordtschuden oder Wepsen im Osten des Ladogasees und die Südtschuden oder Woten im westlichen Ingermannland zu rechnen, beides Stämme, die im Erlöschen begriffen sind. Esthland und Livland wird von den Esthen (700 000) bewohnt, während die Liven aus ihrer Heimat verdrängt sind und in geringer Zahl (2000) die Küste der Nordspitze Kurlands besiedeln. Ganz erloschen ist der den Liven verwandte Stamm der Krewinger. — Das Gebiet der Lappen (Sabme) umfaßt die Halbinsel Kola, das nördlichste Finnland und das schwedisch-norwegische Grenzland im Innern der skandinavischen Halbinsel bis zum 64.° n. Br. herab. Man unterscheidet nach der Lebensweise Berg- und Seelappen.

Anhang: Bulgaren (Donaubulgaren).

Allgemeines. Die Bewohner des heutigen Bulgarien sind das musterhafte Beispiel eines Volkes, dem man durch irgendwelche einseitige Klassifikation nicht gerecht zu werden

vermag. Der Kern des Volkes bildete ursprünglich einen Teil der oben erwähnten Wolga-Gruppe; jedenfalls aber hat er sich auf seinen Wanderungen stark mit türkischen Stämmen gemischt, während nach der Ansiedlung südlich der Donau das bulgarische Volk sich so eng mit den älteren slawischen Bewohnern der Gegend verband, daß es sogar seine Sprache gegen einen slawischen Dialekt vertauschte.

Charakteristik. Die Bulgaren sind mittelgroß und kräftig gebaut. Die Mehrzahl des Volkes zeigt deutlich den mongolischen Typus, der aber vielfach abgemildert und dem südslawischen genähert erscheint. An geistiger Kraft steht der Bulgare seinen Nachbarn kaum nach, wenn er auch geringere Regsamkeit besitzt; an Energie und Ausdauer übertrifft er sie unbedingt.

Wohnsitze. Im sechsten Jahrhundert n. Chr. brachen die Bulgaren in ihre heutigen Sitze ein; schon im zehnten Jahrhundert hatten sie ihre Sprache eingebüßt. Sie bewohnen jetzt das eigentliche Bulgarien, den größten Teil der Dobrudscha, das nördliche Makedonien, Ostrumelien und das südöstliche Serbien, fast überall an den Grenzen teils mit Türken oder Griechen, teils mit Serben oder Rumänen gemischt.

B. Altaische Gruppe.

Allgemeines. Man pflegt die altaische Gruppe der Mongoloiden aus sprachlichen Gründen in drei Familien zu teilen: Die tungusische, die mongolische und die türkische. Diese Einteilung mag als die übersichtlichste auch an dieser Stelle ihre Anwendung finden. Als Anhang ist eine aus geographischen Ursachen zusammengestellte Gruppe, die isolierten Völker des nordöstlichen Asiens, hinzuzufügen.

1. Tungusische Familie.

Verbreitung. Die tungusische Familie zerfällt in die eigentliche Tungusen und die Mandschu. Die Wohnsitze der Tungusen liegen im östlichen Sibirien zwischen dem Jenissei, dem nördlichen Eismeer und dem Lande der

Tschuktschen. Einzelne Zweige der Tungusen führen besondere Namen (Tschapogiren, Orotongen, Orotschonen, Maniagren). Die Mandschu bewohnen die Mandschurei; ihnen nächstverwandt sind die Lamuten am Ochotzkischen Meere und auf Kamtschatka. Zu den Tungusen rechnet man in der Regel auch die Daurier am mittleren Amur und die Gilghanen und Golden, ebenfalls im Amurgebiet.

Charakteristik. Die Tungusen und ihre sämtlichen Verwandten mit Ausnahme der Mandschu sind Fischer- und Jägervölker, zumteil auch Renntierzüchter, mit eigener schamanistischer Religion. Ihre Tracht: Rock, Brustlatz und Hosen, besteht aus Fellen; auch ihren übrigen Kulturbesitz teilen sie mit den hyperboreischen Stämmen Nordasiens. — Die Mandschu sind der thätigste, kriegerischste Zweig der tungusischen Gruppe, ursprünglich fast ausschließlich Nomaden; übrigens sind sie trotz aller Roheit gutmütig und gelehrig. Nachdem schon wiederholt tungusische Horden in das innere Leben Chinas eingegriffen hatten, gelang den Mandschu im Jahre 1644 unserer Zeitrechnung die Eroberung dieses Reiches, das noch jetzt von einer Mandschudynastie beherrscht wird. Viele Mandschu wanderten damals nach China aus, um in dessen Völkermeere größtenteils rasch zu verschwinden. Aber auch den Zurückbleibenden wurde die enge Verbindung mit China verhängnisvoll, da alsbald eine so starke chinesische Einwanderung begann, daß schon jetzt die Mandschu nur noch im Norden ihrer Heimat als geschlossenes Volk übrig sind.

2. Mongolische Familie.

Allgemeines. Die kriegerischen Nomadenstämme Innerasiens, zu denen die Mongolen im engeren Sinne des Wortes gehören, werden an Volkszahl von den meisten anderen Gruppen der Mongoloiden übertroffen; aber ihre Beweglichkeit und rohe Kraft haben es ihnen ermöglicht, in gewaltigster Weise in das Schicksal ihrer näheren und ferneren Nachbarn einzugreifen und Weltreiche von ebenso unerhörter

Ausdehnung wie kurzer Dauer zu gründen. Auch jetzt herrscht noch keineswegs Ruhe in den Steppen Hochasiens, aber die Zeit der mongolischen Eroberungen im großen Stile dürfte vorüber sein. — Die mongolische Familie zerfällt in vier Zweige: Die Ostmongolen, die Kalmücken oder Westmongolen, die Burjäten und die iranischen Mongolen (Aimak und Hasarah).

Charakteristik. Die Körpergröße der Mongolen beträgt bei den Männern durchschnittlich 1.64 m, bei den Frauen 1.52 m. Der Schädel ist vorwiegend brachycephal, das Gesicht weist die mongolischen Züge in ihrer ausgeprägtesten Entwickelung auf. Hauptzüge des Charakters sind Trägheit, Offenheit und Gutmütigkeit, die allerdings Neigung zur Rachsucht nicht ausschließt. — Die Kleidung besteht überall aus einem Kaftan (Chalat) und einer Mütze aus Schafpelz; man unterscheidet Sommer- und Wintertracht. Die Unreinlichkeit ist sehr groß. — Die Mongolen sind am richtigsten als berittene Nomaden zu charakterisieren, deren Reichtum in Schafen, Pferden und Kamelen, seltener in Rindern besteht. Der Ackerbau fehlt indessen nicht gänzlich. Dem Nomadenleben entsprechend ist das bewegliche Filzzelt, die Jurte, wie in ganz Zentralasien überhaupt, die ausschließliche Wohnung der Viehzüchter; aber auch die wenigen Städte haben etwas Bewegliches, und nirgends begegnet man so vielen Städteruinen wie in den Steppen Hochasiens. Von den Gewerben ist nur die Filz- und Lederbereitung höher entwickelt. — Die Mongolen sind mit geringen Ausnahmen Buddhisten. In politischer Hinsicht zerfällt jeder Mongolenstamm in eine Anzahl von Geschlechtern (Aimak), die ziemlich lose mit einander zusammenhängen und einem gemeinsamen Oberhaupt folgen. Es herrscht Exogamie und vorwiegend Monogamie. Man unterscheidet vier Gesellschaftsklassen: Fürsten, Edelleute, Geistlichkeit und Volk.

Wohnsitze. Die Mongol oder Ostmongolen bewohnen die eigentliche Mongolei; als besondere Gruppen sind zu nennen die Chalchas zwischen dem Altai und dem Amur,

die Zacharen am Südrande der Wüste Gobi, die Uroten südlich von den Chalchas bis zum Hoangho, die Tumyten südöstlich von den Uroten. Die Chinesen teilen ihre mongolischen Unterthanen in die „inneren Mongolen“ mit 49 Bannern, und die „äußeren Mongolen“ mit 83 Bannern. Zu den ersteren gehören auch die Mongolen des Ordoslandes am mittleren Hoangho, zu den letzteren die Kalmücken. Ein mongolischer Stamm mit arischer Beimischung scheinen die Dalden (Karlun, Tunschen, Zagan-Mongolen) zu sein, die in der Stärke von etwa 10 000 Seelen nördlich vom Kukunoor sitzen. Sie reden eine Mischsprache, sind Ackerbauer und huldigen dem buddhistischen Glauben. — Die Wohnsitze der Kalmücken (Ölöd) liegen westlich von denen der Ostmongolen; das Volk besteht aus den vier Stämmen der Dsungaren (in der sog. Dsungarei, Ostturkestan und Kuldscha), der Torgoten, Choschoden und Därbäten (Turbeten). Weiter nördlich sitzen die schwarzen oder Bergkalmücken am Altai und die turkisierten Teleuten oder weißen Kalmücken im Gouvernement Tomsk. Eine bedeutende Anzahl von Kalmücken ist im siebzehnten Jahrhundert bis in das Steppenland zwischen Ural und Wolga eingewandert, wo sie großenteils noch heute leben (Wolga-Mongolen oder Kalmücken im engeren Sinne). — Die Burjäten oder Buräten bewohnen die Umgebung des Baikalsees, also Transbaikalien und den Süden des Gouvernements Irkutsk. — Als iranische Gruppe der Mongolen kann man zwei nomadische Stämme zusammenfassen, die mit dem Heere Tschingis-Chans in den Landstrich zwischen Herat und Kabul eingewandert sind, aber mit der Zeit fast insgesamt die iranische Sprache angenommen haben: Die schiitischen Hasarah im Osten und die sunnitischen Aimak im Westen des eben genannten Gebietes.

3. Türkische Familie (Turktataren).

Allgemeines. Als ziemlich scharf begrenzte, sprachlich eng verbundene Gruppe heben sich aus der Masse der Mon-

goloiden die Turkvölker oder Turktataren ab, als deren Urheimat Turkestan gelten darf. Teils selbständig, teils in Verbindung mit anderen mongoloiden Eroberern sind sie mehr als einmal in die Gebiete der Arier und anderer Nachbarn eingedrungen und haben hier Reiche gegründet, die dauerhafter waren, als die der Mongolen. Alle Turkvölker sind dem Islam gewonnen, mit einziger Ausnahme der Jakuten. Der Islam mit seiner Erlaubnis der Vielweiberei und die Eroberungszüge, die die Harems mit stammfremden Sklavinnen füllten, haben es verursacht, daß die westlichen Turkvölker in hohem Grade zu Mischvölkern geworden sind. — Die zahlreichen türkischen Hauptstämme lassen sich nicht wohl in Gruppen ordnen, sondern müssen einzeln besprochen werden. Ursprünglich sind sie sämtlich Nomaden, und auch die Seßhaften zeigen noch Nomadenhaftes genug in ihrem Wesen; gemeinsam ihnen allen ist auch die rauhe Ehrlichkeit und ein an sich träger, aber zu höchster Thatkraft befähigter Charakter. Von den Mongolen im engeren Sinne unterscheiden sie sich durch höheren Wuchs, längeren Schädel, stärkeren Bart und das längliche, dem arischen Typus angenäherte Gesicht.

1. **Tataren.** Die Tataren im engeren Sinne zerfallen in zwei große, räumlich weit getrennte Stämme: die sibirischen Tataren in den Gouvernements Tobolsk, Tomsk und Jenisseisk (etwa 60000), und die kasanschen Tataren in den Gouvernements Kasan, Orenburg, Samara und Stawropol im europäischen Rußland (etwa 1 Million). — Als Tataren (Aderbeidschan-Tataren) bezeichnet man auch gewöhnlich die türkischen Stämme, die im Südosten des Kaukasus bis Tiflis und Täbris hin wohnen; man hat übrigens das Wort sogar auf sämtliche Turkvölker und selbst auf die Mongolen angewendet.

2. **Jakuten.** Das Türkenvolk der Jakuten mit altertümlicher Sprache ist im nordöstlichen Sibirien unter den Tungusen im Vordringen begriffen. Sie sind das abgehärtetste und energischste der hyperboreischen Nomadenvölker Sibiriens;

zum Teil sind sie christianisiert. Die Zahl der Jakuten mag 200 000 betragen.

3. Kirgisen (Kasaken). Der weit verbreitete Stamm der Kirgisen (Fig. 57) teilt sich in die „große Horde“, die in Ost-



Fig. 57. Kirgisin.

turkestan und den angrenzenden Teilen des westlichen Turkestan umherzieht, die „mittlere Horde“ in der Umgebung des

Balkaschsees, und die „kleine Horde“ im Norden des Aralsees und des Kaspischen Meeres. Sie besitzen ungeheure Herden, treiben aber auch etwas Ackerbau. Drei bis fünf Familienzelte, Jurten, bilden einen Aul; die Aule treten dann zu Geschlechtsgenossenschaften und diese wieder zu größeren politischen Gebilden zusammen. — Nicht als unmittelbare Verwandte können die schwarzen Kirgisen oder Buruten gelten, die die Berge von Ostturkestan und einen Teil des Pamirplateaus als räuberische Nomaden durchwandern.

4. **Usbeken.** Die Usbeken sind ein Seitenzweig des ehemals mächtigen und hochkultivierten Türkenstammes der Uiguren, der jetzt völlig gespalten oder unter anderen Völkern aufgegangen ist. Äußerlich gleicht der Usbeke am wenigsten den Mongolen, da er stark mit iranischem Blute gemischt ist und die iranische Kultur in sich aufgenommen hat. Die Usbeken sind das herrschende Volk in Ferganah und den Chanaten von Turkestan; zum Teil sind sie fleißige Ackerbauer geworden. Ihnen verwandt sind die Bewohner Ost-Turkestans, die Kaschgarier (chinesischen Tataren); namentlich der nomadische Teil der Bevölkerung ist rein türkischen Stammes, die Städtebewohner scheinen dagegen mit Iraniern gemischt zu sein.

5. **Die Turkmenen.** Das kriegerische und räuberische Oasenvolk der Turkmenen läßt sich ähnlich charakterisieren wie die Usbeken. Es ist ein Herrschervolk, das den blühenden Ackerbau seines Gebietes fast ausschließlich durch iranische Sklaven besorgen läßt und die umliegenden Länder mit seinen Raubzügen heimsucht, die früher sogar auf Booten über das Kaspische Meer hin stattfanden. Nachdem sie nach hartnäckigem Widerstande den Russen erlegen sind, dürfte sich unter den veränderten Bedingungen auch ihre Lebensweise umwandeln. — Die Turkmenen bewohnen das Steppenland zwischen dem Oxus, auf dessen rechtes Ufer sie übergreifen, dem Kaspischen Meere und der persisch-afghanischen Grenze. Sie zerfallen in acht kleinere Stämme, unter denen die Jomuden im Westen, die Tekke an der persischen Grenze, die

Sarik um Merw und die Salor südlich von letzteren zu nennen sind.

6. **Kiptschak.** Die stark mongolenähnlichen Kiptschak bewohnen Kokan, wo sie vor Ankunft der Russen das herrschende Volk waren, und Teile von Ost-Turkestan. Sie gelten als die tapfersten aller Innerasiaten; ihre Sprache ist rein türkisch.

7. **Karakalpaken.** Die Karakalpaken sind ein kräftiger, hochgewachsener, dem arischen Typus vielfach angenäherter Menschenschlag. Sie bewohnen die Landstriche südlich vom Aralsee und am Unterlauf des Syr-Darya und Kuban-Darya; ehemals saßen sie an der Wolga.

8. **Nogaier (Nogai-Tataren).** Als Nogaier faßt man ein Konglomerat türkischer Völkertrümmer zusammen, die seit der Zeit Peters des Großen im Tiefland zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere und in der Krim (Krim-Tataren) angesiedelt sind und 50 000 Seelen kaum übersteigen. Reste der einst mächtigen Petschenegen und Chasaren sind in den Nogaiern aufgegangen.

9. **Kaukasische Türken.** Gleiches Schicksal verbindet verschiedene kleine Völkchen, die man als in den Kaukasus gedrängte Reste türkischer Völker betrachten kann, zu einer Gruppe. Die Basianen, in die Karatschaier und die Berg-Kabardiner zerfallend, sitzen im nördlichen Kaukasus östlich und westlich vom Elbrus, die Kumüken im Nordosten desselben Gebirges an der Küste des Kaspischen Meeres zwischen dem Terek und Sulak.

10. **Tarantschi und Dunganen.** Die in Kuldscha und den angrenzenden Strichen Chinas bis nach Kansu sitzenden Türken heißen Tarantschi, soweit sie ihre Eigenart bewahrt haben, während man die zu Chinesen gewordenen als Dunganen bezeichnet. Es sind großenteils Ackerbauer, die ursprünglich zwangsweise von Mongolen und Chinesen angesiedelt worden sind; dennoch sind sie dem Islam der schiitischen Richtung treu geblieben und erregten 1862 einen heftigen Aufstand gegen die chinesische Regierung, der mit

Mühe niedergeschlagen wurde und die Zahl des Volkes sehr verringert hat.

11. Osmanen. Das alte Kulturvolk der Uiguren, das 745 n. Chr. ein mächtiges türkisches Reich in Hochasien gegründet hatte, entsandte, bevor es sich in den benachbarten Völkern verlor, einen kräftigen Zweig nach Westen hin, — die Seldschuken. Im elften und zwölften Jahrhundert hatte sich dieses Volk eines großen Teiles von Vorderasien bemächtigt. Die heutigen Osmanen oder Türken im engern Sinne sind die Nachkommen der Seldschuken. Sie bewohnen den größten Teil Kleinasiens in fast geschlossener Masse, wobei freilich zu bemerken ist, daß man mehr und mehr an der türkischen Stammeszugehörigkeit der meisten Kleinasiaten zu zweifeln beginnt, ferner den Südosten der Balkanhalbinsel, das östliche Bulgarien und Thessalien in größeren Gruppen, und sind als herrschende Rasse auch in den übrigen Teilen des türkischen Reiches zu finden. An Rassenreinheit ist bei ihnen nicht zu denken; die mongoloiden Züge sind fast verwischt. — Reste der Seldschuken sind auch die transkaukasischen Türken, die schon oben als Aderbeidschan-Tataren genannt wurden. Vereinzelte Türkenstämme (etwa 1 1/2 Millionen Seelen), die man unter dem Namen Has zusammenfaßt, finden sich in Persien, dessen Dynastie ebenfalls türkischen Ursprungs ist.

12. Erloschene Völker. Kein anderer Zweig der Menschheit ist so reich an siegreichen Eroberervölkern, die nach kurzem Glanze spurlos unter den Unterworfenen verschwinden, als der mongolische und insbesondere der türkische. Skythische Stämme, von deren Eroberungszügen in Vorderasien uns schon Herodot berichtet, mögen hierher gehören. Wichtiger sind die Völker, die vom Beginn der Völkerwanderung an in Europa auftauchten und verschwanden. Am bekanntesten unter ihnen sind die Hunnen, die entweder türkischen oder finnischen Stammes waren; sie überschritten um 375 n. Chr. den Don, eroberten einen großen Teil des Abendlandes und wichen bereits 453 wieder an den Don zurück, wo ihre

Reste sich noch längere Zeit behaupteten. Die Avaren, die furchtbaren Gegner des karolingischen und oströmischen Reiches, zuletzt im heutigen Ungarn seßhaft, verschwinden nach ihrer Besiegung völlig vom Schauplatz der Geschichte. Die Chasaren drangen vom Kaukasus nach dem südöstlichen Rußland vor, wo sie im neunten Jahrhundert n. Chr. ein bedeutendes Reich gründeten und teilweise den jüdischen Glauben annahmen. Während der mongolischen Herrschaft ging ihr Reich und ihr Volkstum verloren. Die Petschenegen eroberten nach heftigen Kämpfen mit den Chasaren und später den Magyaren das südwestliche Rußland; schon im 13. Jahrhundert waren sie völlig in den Slawen aufgegangen. Die Kumanen beunruhigten im elften und zwölften Jahrhundert den Südosten Europas, wurden aber 1223 von den Mongolen zersprengt; Trümmer des Volkes erhielten sich noch lange Zeit in Ungarn. — Als Gegenstück sei erwähnt, daß auch die ältesten Kulturvölker des mesopotamischen Tieflandes, die Sumerier und die Akkadier, höchst wahrscheinlich zum ural-altaischen Stamme gehörten.

Anhang: Isolierte Völker des nordöstlichen Asiens.

Allgemeines. Wir finden unter den nordöstlichen Asiaten einige Stämme, die sich zwar in ihrer Lebensweise völlig den hyperboreischen Mongoloiden anschließen, deren Rassenzugehörigkeit aber unklar ist. Auch untereinander sind sie ohne engeren Zusammenhang, so daß nichts übrig bleibt, als sie einzeln aufzuführen. Einen Teil von ihnen (Itelmen, Tschuktschen, Korjäken und Namollos) hat Peschel mit den Eskimos zur Gruppe der Beringsvölker vereinigt.

1. Jukagiren. Die Jukagiren (noch etwa 1000 Seelen) wohnen an der Nordküste Sibiriens, etwa zwischen dem 130. und 170. Längengrad. Sie sind der Rest eines größeren Volkes, das den Nordosten Sibiriens bewohnte. Von den Mongoloiden unterscheiden sie sich durch höheren Wuchs und hellere Hautfarbe.

2. Tschuktschen und Verwandte. Die Tschuktschen sitzen im äußersten Nordosten Sibiriens. Ihnen verwandt sind die Korjäken im nördlichen Kamtschatka und an der asiatischen Küste des Beringsmeeres. Sie sind zum Teil Renntiernomaden, wie die Tschuktschen, teils seßhafte Fischer. Ferner sind die Itelmen oder Kamtschadalen hier anzureihen, die im südlichen Kamtschatka und auf der Kurileninsel Schumschu seßhaft sind und dem Fischfang obliegen. Körperlich sind die Angehörigen dieser Gruppe durch hohen



Fig. 58 u. 59. Tschuktschen.

Wuchs und gelblich-braune Hautfarbe ausgezeichnet. Die geschlechtliche Sittlichkeit steht auf sehr niederer Stufe; die Kamtschadalen gelten überdies als hervorragend unreinlich.

3. Jenissei-Ostjaken. Die Jenissei-Ostjaken, die mit den verwandten Stämmen kaum 1000 Köpfe stark sein dürften, unterscheiden sich in Sprache und Körperbau merklich von den benachbarten Mongoloiden. Sie wohnen am oberen Jenissei. Man rechnet zu ihnen noch die so gut wie ausgestorbenen Kotten und die tatarisierten Arinen und Assanen.

4. **Giljaken.** Die Giljaken (etwa 8000) finden sich an den Küsten des nördlichen Sachalin und an der Amurmündung. Sie sind kleinwüchsig, brachycephal und den Mongoloiden ähnlich, aber mit eigenartiger Sprache. Jagd und Fischfang sind ihre ausschließliche Beschäftigung.

5. **Namollos.** Der Stamm der Namollos bewohnt die nordwestliche Küste des Beringsmeeres. Sie zeigen den mongolischen Typus, während ihre Sprache den Eskimosprachen verwandt ist.

6. **Aleuten.** Die Aleuten, die Bewohner der aleutischen Inseln, sind in jeder Hinsicht das verbindende Glied zwischen asiatischen und amerikanischen Hyperboreern; es gilt dies vom Körperbau wie vom Kulturbesitz. Gegenwärtig sind sie stark russifiziert.

7. **Ainos.** Das merkwürdigste und isolierteste Volk unter den nordöstlichen Asiaten sind die Ainos, die ursprünglich vom Festlande Asiens stammen dürften. Von dort größtenteils verdrängt, besiedelten sie die japanischen Inseln. Auf den südlichen Inseln wurden sie später von den Japanern ausgerottet oder assimiliert. Gegenwärtig bewohnen sie noch Jeso, den Süden Sachalins, die Südspitze Kamtschatkas und die Kurilen. — Sie sind ein rohes, aber gutmütiges und gastfreies Volk. In Bezug auf den Körperbau sind die Ainos keine ganz einheitliche Rasse, was mongoloider Mischung zuzuschreiben ist; der Aino vom reinsten Blute scheint mittelgroß, dolichocephal, orthognath zu sein und mehr den Ariern als den Mongoloiden zu gleichen. Von letzteren unterscheidet ihn überdies der sehr starke Haar- und Bartwuchs; die Hautfarbe ist hellgelblich, das Haar schwarz. — Die Kleider — Rock, Unterjacke und Hosen — bestehen aus Bastzeug und Fellen. Die hölzernen Hütten stehen auf Pfählen. Die Aino nähren sich von Fischfang und etwas Ackerbau (Hirse); Töpferei und Metallarbeit sind unbekannt. Die religiösen Ansichten des Volkes ähneln denen der heidnischen Mongoloiden des benachbarten Festlandes.

V. Die hamitischen Völker.

Allgemeines. Das Gebiet der hamitischen Völker könnte man als die Kontaktzone zwischen negroiden und hellfarbigen, insbesondere semitischen Stämmen bezeichnen, die nur deshalb auf Afrika beschränkt ist, weil anderswo — Indien vielleicht ausgenommen — die Negroiden nirgends in breiter Masse an andere Völkergruppen grenzen. Das Hamitentum ist demnach ein Mischtypus, der indessen manche einheitliche Züge aufweist. Namentlich R. Hartmann, der die Hamiten als Atlantiden bezeichnet, hat sich dafür entschieden, die Berber und ihre nordafrikanischen Verwandten als besondere Rasse auszusondern. Als typische Eigenheiten der Hamiten sind anzuführen: Mittelhoher oder höherer Wuchs, Dolichocephalie, Prognathismus und fleischige Lippen. Die Augen sind groß und mandelförmig, die Hautfarbe schwankt zwischen gelbbraun und braunrötlich. Das Haar ist kraus und schwarz, selten heller gefärbt. Die hamitischen Sprachen sind in ihrem Bau den semitischen verwandt und bilden eine gemeinsame Gruppe. — Man rechnet zu den Hamiten die Berber, die Ägypter, die Abessinier, die Bedja, Somali und Galla, endlich die Fulbe. Übergänge zu den echten Negroiden bilden die früher erwähnten Tibbu, Kanuri, Niam-Niam 2c. Als Verwandte der Hamiten betrachtet man auch die Iberer, deren Reste als Basken im spanisch-französischen Grenzland erhalten sind.

1. Berber.

Verbreitung. Die Berber sind die ältesten Bewohner Nordafrikas, von denen wir wissen. Durch spätere Einwanderer sind sie vielfach verdrängt und besonders ihr Sprachgebiet eingeengt worden; immerhin sind sie noch jetzt der Hauptstamm der nordwestlichen Afrikaner, der sich in manchen Landesteilen ungemischt erhalten hat und vom Atlantischen Ozean bis zu den Oasen der libyschen Wüste hin wohnt.

Charakteristik. Körperlich können die Berber als der Normaltypus der hamitischen Rasse gelten, der freilich durch Mischung oft bedeutend verändert ist. Die Hautfarbe ist verhältnismäßig hell. Die Berber sind fast durchweg fleißige Ackerbauer, Gewerbsleute oder Händler, im allgemeinen gutmütig, gesprächig, ohne religiösen Fanatismus, aber um so eifriger mit Familien und Stammeshändeln beschäftigt. Haupttracht ist eine wollene Tunika, die bei den Männern bis zu den Knieen, bei den Frauen bis nahe zu den Füßen herabreicht. Die Berber wohnen in steinernen, oft zweistöckigen Häusern, die zu befestigten Dörfern, nur äußerst selten zu größeren Städten vereinigt sind. Diese Dörfer bilden zugleich selbständige politische Einheiten, deren Freiheiten und Rechte der Berber mit höchster Eifersucht hütet; innerhalb dieser Einheiten bilden sich wieder Genossenschaften (Sofs), die sich gegenseitig anfeinden, aber sich im Notfall auch gegen äußere Feinde zu größeren Verbänden vereinigen. — In vielen Beziehungen unterscheiden sich die nomadischen Berberstämme der Sahara von den ansässigen Berbern. Sie sind zumteil noch hellfarbiger als diese, gut gewachsen und mit regelmäßigen Zügen. Ihre Kleidung besteht aus Hemd, Beinkleid und dem Turban mit Schleiertuch; auf möglichst vollständige Verhüllung des ganzen Körpers wird mit peinlicher Sorgfalt geachtet. Die Frauen, deren Stellung sehr frei ist, verhüllen das Gesicht nicht. Als Waffen dienen Schwert, Speer und Dolch, als Pariserwaffe oft ein Serpentinring, der am rechten Oberarm getragen wird. Bei den Tuaregs wie bei den Berbern herrscht Zersplitterung in kleine Stämme.

Einzelne Stämme. Als Berbervölker der älteren Zeit sind die Libyer, Mauren, Numidier und Gätuler zu nennen; Berber waren auch die Guantschen, die Bewohner der Kanarischen Inseln, die zur Zeit der Entdeckungsreisen ausgerottet wurden. Gegenwärtig sind die Verhältnisse folgende: Die marokkanischen Berber (Masig) bewohnen ein Gebiet, das nordwärts durch eine Linie begrenzt wird, die von Mogador nach Marrakesch und von

da nach Fes führt. Ostwärts grenzt eine Linie von Fes nach der Oase Tafilelt das Land der Berber ab, zu dem noch ein Strich an der mittelmeerischen Küste (Er Rif) zu rechnen ist. Die Südgrenze bildet das Gebiet der eigentlichen saharischen Stämme. Der Rest Marokkos ist von Arabern und arabisierten Berbern bewohnt. Die echten Berber Marokkos zerfallen in die vier Stämme der Rîf-Berber (am Mittelmeer), der Brâber (zwischen Fes und Marrakesch), der Schloch (südlich von Mogador und Marrakesch), und der Charâtin oder Draua (östlich von den letzteren), die stark mit Negerblut gemischt sind. Viel weiter als in Marokko ist in Algerien die Vermischung und Durcheinanderschiebung der dortigen Berber oder Kabylen und der Araber vorgeschritten, nicht minder in Tunis, wo die Berber als Suawua (Zuaven) oder Dschebelija (Bergbewohner) bezeichnet werden. Unter den Berberstämmen der Wüste sind die Tuareg oder Imoschagh der wichtigste. Sie bewohnen die westliche Sahara und zerfallen in mehrere Hauptstämme: Die Asgar im Nordosten, die Haggar im Norden, die Kelowi im Bergland von Aïr. Die Asgar sind eigentlich nur eine Adelskaste, die über ein zahlreiches unterthäniges Volk, die Imrad, herrscht.

2. Ägypter.

Geschichtliches. Der Kern der heutigen Bewohnerschaft Ägyptens stammt unmittelbar von den älteren Einwohnern des Landes her, deren Geschichte wir mit Sicherheit weiter als die irgend eines anderen Volkes verfolgen können. Höchst wahrscheinlich geschah die Einwanderung des alten Volkes von Norden her. Es sei ferner erwähnt, daß der älteste König (um 3000 v. Chr.) Menes gewesen sein soll. Die Hauptstadt war anfangs Memphis, später, als die Kultur weiter nilaufwärts getragen war, Theben. Der Einfall semitischer Nomaden, der Hyksos (Hirtenkönige) brachte Ägypten in 500jährige Knechtschaft, die erst durch Thutmosis III.

(1591—65) wieder völlig aufgehoben wurde. Unter Sethos I. (1439—1388) und Ramses II. (1388—1322)



Fig. 60. Fellah-Mädchen.

erreichte Ägypten seine größte Ausdehnung. Allmählich zerfiel das Reich; vorübergehend herrschten Äthiopier (Nubier)

und Assyrer, bis Ägypten 525 in die Hände der Perser fiel. Erst 306 wurde es wieder unter Ptolemäus Lagi ein selbständiges Reich, 31 v. Chr. eroberten es die Römer. Dann kam das Land 641 n. Chr. abermals in die Gewalt semitischer Nomaden, der Araber, die endgültig mit den Resten der alten Kultur aufräumten. In neuerer Zeit wußte sich Ägypten wieder eine fast selbständige Stellung zu schaffen, die nur von kurzer Dauer war (1811—1882).

Charakteristik. Der Ägypter der Gegenwart, der Fellah (Fig. 60), ist von mittlerer Größe und muskulösem Körperbau. Das Gesicht ist breit und rund, das Kinn stark, die Lippen dick, die Augen groß und mandelförmig. Der Schädel ist mesocephal, das Gesicht schwach prognath. Die Hautfarbe ist gelbbraun bis gelbrot. Arbeitslust, Genügsamkeit und eine gewisse melancholische Gutmütigkeit sind für den Fellah charakteristisch. Trotz starker Zumischung von semitischen und wohl auch negroiden Elementen und trotz ihrer Bekehrung zum Islam sind die Fellah (vom arabischen falach, der Pflug) oder Bauern ein von den übrigen Bewohnern Ägyptens gut gesondertes Volk geblieben. Die Tracht ist allerdings arabisch, sie beschränkt sich übrigens vielfach auf ein hemdartiges Kleidungsstück. Noch abgeschlossener und reiner haben sich die christlichen Städtebewohner, die Kopten, erhalten, die sich auch durch die dunklen Farben ihrer Tracht äußerlich von ihren Nachbarn unterscheiden. Bei ihnen hielt sich noch lange Zeit ein Dialekt der alten ägyptischen Sprache, bis, wie bei allen anderen Bewohnern Ägyptens, auch bei den Kopten das Arabische zur ausschließlichen Herrschaft gelangte. — Wie ein Nachklang des regen Geisteslebens im alten Ägypten erscheint es, daß noch jetzt die bedeutendsten Hochschulen der islamitischen Gelehrsamkeit in Ägypten liegen.

3. Die Abessinier.

Wohnsitze. Die Abessinier bewohnen das äthiopische Alpengebiet, das nach ihnen seinen Namen erhalten hat; sie

sind jedoch stark mit anderen Volkselementen gemischt und können in manchen Teilen des Landes nur als die Beherrscher einer Überzahl von Unterworfenen betrachtet werden. Die Agau, die nichtsemitisierten Urbewohner, bilden fast allenthalben die niedere Klasse des Volkes. Ihnen verwandt sind die Schoho südwestlich von Massaua.

Charakteristik. Die Abessinier im engeren Sinne gehören zwar ethnologisch der hamitischen Völkergruppe an, sind aber stark mit Südarabern (Himjariten) gemischt und haben einen semitischen Dialekt angenommen (Geez, daher die Bezeichnung Geezvölker), dessen Tochtersprachen, das Tigre, Tigrinja und Amhara, noch jetzt in Abessinien herrschen. Fast unvermischt sind dagegen die Agau mit hamitischer Sprache. Im Aussehen des Abessiniers deutet die braungelbe Hautfarbe und die Spärlichkeit des Bartwuchses auf hamitischen, die Schärfe der Gesichtszüge auf semitischen Ursprung. Im übrigen sind die Abessinier von mittlerer Größe und gut gebaut. Von ihrem Charakter wird im allgemeinen nicht viel Gutes berichtet; Anpassungsfähigkeit, Geschwätzigkeit, Trägheit scheinen seine Hauptzüge zu sein. — Die Tracht der Männer besteht aus Beinkleidern, Leibbinde und Umschlagetuch, die der Frauen aus einem Hemde und einem gleichen Tuche. Als Waffen dienen neben dem Gewehre der krumme Säbel, Speer und Rundschild. — Die Abessinier sind vorwiegend Ackerbauer und Viehzüchter. Die Industrie ist daneben ziemlich hoch entwickelt.

Familie und Staat. Die Ehe wird in Abessinien leicht geschlossen und leicht gelöst. Von tiefstem Einflusse auf das Wesen des Abessiniers ist die Thatsache, daß er, umgeben von Andersgläubigen, seinen christlichen Glauben mit einem gewissen Fanatismus bewahrt hat. Sklaverei existiert in Abessinien nur in sehr milder Form. Oberhaupt des Landes und absoluter Herrscher ist der Kaiser; es fehlt nie an Empörungen und an Nebenherrschern. Durch das Eingreifen der Italiener und der Mahdisten ist die Verwirrung in neuester Zeit noch gestiegen, und es ist mehr als fraglich,

ob die Einigung des Landes, die diesmal von Schoa ausging, von Dauer sein wird.

4. Nubier und benachbarte Stämme.

Allgemeines. Die hamitischen Bewohner Nubiens mögen mit den übrigen Hamiten des obern Nilgebietes zu einer Gruppe vereinigt werden, da wenigstens ihre Lebensbedingungen im allgemeinen gleichartig sind. Die typischen Nubier, die Barabra, haben rötlichbraune Hautfarbe, schwach entwickelte Muskulatur und sind von mittlerer Größe. Die Nase ist gerade und wohlgebildet, die Stirn hoch, das Auge groß und schwarz. Der Schädel ist länglich (Index 73.7), das Haar schwarz und gekräuselt. — Als nationale Tracht der Männer können Hemd und Hüfttuch gelten; die Mädchen tragen den charakteristischen Fransengürtel (Rahad), die Frauen Beinkleider. Die Nubier sind mäßig und arbeitsam, im allgemeinen auch ehrlich und zuverlässig. Der größte Teil der nubischen Stämme huldigt der nomadischen Lebensweise.

Einzelne Stämme. Die echten Nubier oder Barabra wohnen im Nilthal von Assuan bis Wadi-Halfa und im südlichen Kordofan. Ihnen nahe verwandt sind die Bewohner von Dongola. Zwischen den Sitzen der Barabra und dem Roten Meere nomadisieren die Bedja, als deren Unterabteilungen die Bischarin (Fig. 61 S. 308), Ababde, Habendoa und Beni Amr anzusehen sind. Sämtliche bisher genannte Stämme sprechen noch hamitische Dialekte. Zu den Bedja zählt man auch eine Anzahl Völker, die weiter südwärts wohnen und größtenteils semitisiert sind, so die Schukurieh zwischen dem Blauen Nil und dem Atbara, die Kababisch zwischen dem Nil und Kordofan, die Hassanieh auf beiden Ufern des Weißen Nils oberhalb der Mündung des Blauen, die Bagara, Hamar, Homran, Schua, Eregat rc. Als Verwandte der Nubier und Abessinier sind endlich die Danakil hier anzureihen, die am Ufer des Roten

Meeres gegenüber Bab el Mandeb bis zum abessinischen Hochlande wohnen. Einige Stämme am mittleren Blauen Nil, wie die Fundsch und überhaupt die sog. Hammedsch-Stämme, werden vielfach noch zu den nubischen Hamiten gerechnet.



Fig. 61. Ein Bischarin.

5. Ostafrikanische Hamiten.

Allgemeines. Hamitische Nomaden erfüllen das Gebiet Ostafrikas zwischen den Gebirgen Abessiniens und dem Kilimandscharo, zwischen Kap Guardafui und dem Nilthale. Diese Völker haben sich am wenigsten von negroider und zum Teil semitischer Beimischung freigehalten, unterscheiden sich

aber unter einander bedeutend, sodaß sie gesondert zu besprechen sind.

1. Galla (Orma). Die Wohnsitze der Galla sind nicht mit Sicherheit zu umgrenzen, teils, weil wir sie nicht genau genug kennen, teils, weil das Vordringen der Somali die Grenzen beständig verschiebt. Im Süden reichen Siedelungen der Galla bis über den Tana hinaus; im Norden sind sie noch im Gebirgsland zwischen Schoa und dem eigentlichen Abessinien stark vertreten. Zwischen diesen Endpunkten liegt der Kern des Gallalandes, das übrigens nirgends das Ufer des Weißen Nils erreicht. — Eine Charakteristik der Galla ist sehr schwer. Während im Norden verhältnismäßig helle Hautfarben vorkommen, macht sich im Süden die starke negroide Blutmischung auch in der Farbe geltend. Im allgemeinen läßt sich erkennen, daß die Galla Hamiten sind, die sich stark mit Negern, in schwächerem Maße auch mit Arabern gemischt haben, ohne daß ein völlig einheitlicher Volkstypus entstanden wäre. Der Wuchs scheint sich durchschnittlich über die Mittelgröße zu erheben. Der unverdorbene Teil der Galla zeichnet sich durch Treue und Offenheit vorteilhaft aus. — Als Hauptstück der Kleidung dient ein togaartiges Stück Zeug; Ledertracht ist daneben vielfach üblich. Der Galla ist vorwiegend berittener kriegerischer Nomade, aber dort, wo es die Beschaffenheit des Landes erlaubt, auch fleißiger Ackerbauer. Größere politische Einheiten existieren nicht, die Autorität der Häuptlinge ist gering. Die Hauptmasse der Galla ist noch heidnisch, andere Teile des Volkes sind dem abessinischen Christentum oder dem Islam gewonnen.

2. Somali. Das Somaliland umfaßt die sog. Somali-Halbinsel südlich vom Golf von Aden und erstreckt sich an der Küste südwärts bis über den Tana hinaus. — Im Typus des Somali (Fig. 62 S. 310) ist eine starke arabische Blutmischung nicht zu verkennen, die namentlich durch die gebogene Nase, das längliche Gesicht, den feingeschnittenen Mund und das lange gekräuselte Haar verraten wird; doch finden sich



Fig. 62. Somali-Frauen.

auch vielfach negroide Züge. — Der stolze, streit- und rachsüchtige Charakter des Somali ist Europäern oft verhängnisvoll geworden; man hat infolgedessen das Volk, dessen tüchtige Eigenschaften man jetzt mehr schätzen lernt, früher zuweilen zu hart beurteilt. — Die Tracht der Somali ähnelt der Gallatracht. Dolchmesser, Speere und runde Schilde sind die Hauptwaffen. Die Industrie des Landes ist nicht unentwickelt. — Als Pariastämme — Achdam — wohnen unter den Somali die schmiedekundigen Tumalod, das Jägervolk der Rami und die zigeunerhaften Yiber.

3. **Massai (Orloikob).** Als nomadisches Krieger- und Räubervolk hausen die Massai zwischen Kenia und Kilimandscharo, in einzelnen Horden auch weiter südwärts; sprachlich stehen sie den Galla sehr nahe. Auch dieses Volk zeigt neben edler gebildeten Gestalten stark negroide Typen; die Brutalität und Wildheit der Massai mag zum guten Teil eine Folge ihres kriegerischen Lebens sein. Eigentümlich ist die Einteilung des Volkes in die zwei Klassen der jungen, nur von Fleisch und Milch lebenden, streitsüchtigen Krieger und jene der älteren Leute, die sich auch in Äußerlichkeiten unterscheiden. Die Krieger sind fast nackt, mit einem flatternden Mäntelchen über der Schulter geschmückt, mit 105 cm hohem, ovalen Schild, Speer und Wurfkeule ausgerüstet (Fig. 63 S. 312). Die älteren Männer sind reichlicher gekleidet und die Frauen sogar sorgfältig verhüllt. — Eng verwandt mit den Massai sind die Wakuafi. Unter den Massai lebt als eine Art dienender Kaste der Stamm der Wandorobbo. — Die Wahuma, die hellfarbigen Beherrscher der Wahumastaaten (s. S. 185), deren südlichste Vorposten bis Unjamwesi gelangt sind, scheinen Verwandte der Massai und Galla zu sein.

6. Die Fulbe.

Wohnsitze. Die Fulbe (Singular Peul) oder Fulah, Fellatah (Fig. 64 S. 313) sind ein Nomadenstamm, dessen Heimat wahrscheinlich im Steppenland nördlich vom Senegal

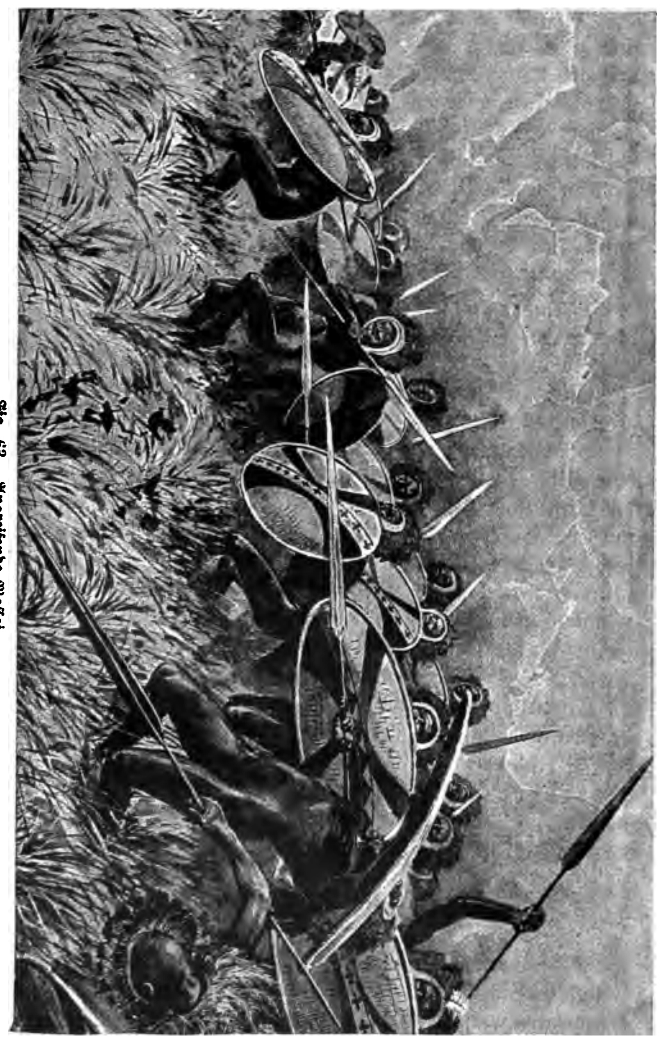


Fig. 63. Angreifende Massai.



Fig. 64. Fulah.

liegt. Als bewegliches Erobervolk haben sie sich über den westlichen Sudan ergossen und sowohl sämtliche Haussastaaten wie auch einen Teil des westafrikanischen Berglandes

sich unterworfen. Am geschlossensten sitzen sie in Futa-Djallon; ihr südlichstes Gebiet ist Adamaua, von wo aus sie noch immer südwärts vordringen. In Bornu und ostwärts bis Darfur finden sie sich ebenfalls, sind aber ohne politischen Einfluß. Es ist dabei zu bemerken, daß sie auch in die unterworfenen Gebiete zum Teil anfangs als harmlose Hirten eingewandert sind, um dann die Herrschaft an sich zu reißen.

Charakteristik. Soweit sich die Fulbe rein erhalten haben, sind sie charakterisiert durch rötlichbraune, helle Hautfarbe, schlanken Körperbau und wohlgebildete Züge, die an den arischen Typus erinnern. Sie sind lebhaft und intelligent; der Fanatismus und die Bedürfnislosigkeit der Nomaden sind auch ihnen eigen. Die Sprache der Fulbe scheint zwar hamitischen Ursprungs, nimmt aber eine sehr selbständige Stellung ein. — Soweit die Fulbe Hirten geblieben sind, wohnen sie in einfachen Reisighütten und begnügen sich mit Hüfttüchern als Kleidung; Bogen und Pfeil sind die nationalen Waffen. Vielfach haben indessen die Sitten der kultivierten Sudanneger auf sie eingewirkt. — Die Fulbe sind eifrige Mohammedaner; nur die Fulbe Adamauas sind zum großen Teil Heiden. Als thatkräftige und geschickte Herrscher haben sie sich zwar erwiesen, stehen aber an kriegerischer Energie vielen anderen Nomadenvölkern nach, was schon durch die Thatsache bezeugt wird, daß die Heere der Fulbestaaten fast ausschließlich aus Sklaven zusammengesetzt sind.

Anhang: Die Basken.

Wohnsitze. Die gegenwärtigen Wohnsitze der Basken (Euscaldunac) liegen am Golfe von Biscaya im französischen Departement Basses Pyrénées und den spanischen Provinzen Biscaya, Guipuzcoa, Alava und Navarra. Ehemals bevölkerten Basken (Iberer) Spanien und das südliche Frankreich, wahrscheinlich auch Teile Italiens, sie scheinen sich aber frühzeitig mit Kelten gemischt zu haben (Keltiberer) und wurden allmählich verdrängt oder aufgesogen.

Charakteristik. Die Basken sind in körperlicher Hinsicht durchaus kein einheitlicher Menschenschlag. Sie sind im allgemeinen mittelgroß, von heller Hautfarbe, mit braunem, schwarzem oder blondem Haarwuchs. Brachy- und Dolichocephale finden sich nebeneinander. Die Basken sind lebhaft, intelligent und thätig. — Die baskische Sprache steht völlig isoliert und ist mit keiner anderen lebenden Sprache irgendwie näher verwandt. Das Prinzip der Einverleibung teilt sie mit den amerikanischen Dialekten, ohne es indessen ganz durchzuführen und ohne sich im übrigen den indianischen Sprachen zu nähern. Thatsachen anderer Art sprechen für einen ehemaligen Zusammenhang der Basken mit den Berbern, sodaß es vorläufig am richtigsten scheint, sie — wenn auch mit allem Vorbehalt — den Hamiten anzureihen.

VI. Gruppe der semitischen Völker.

Allgemeines.

Sprache. Es ist zunächst die sprachliche Zusammengehörigkeit, die uns veranlaßt, eine Gruppe älterer und jüngerer Völker als „semitische“ abzusondern. Die semitischen Sprachen sind zweifellos mit den hamitischen verwandt, während der oft behauptete Zusammenhang mit den arischen Sprachen sehr zweifelhaft ist. Ihre wichtigsten Merkmale sind folgende: Die Wortstämme enthalten stets drei Konsonanten, die durch hinzugefügte oder eingefügte Vokale zu wirklichen Wörtern werden; schon durch diese verschiedenen Vokale wird eine Abwandlung des Wortes ermöglicht, während zu demselben Zwecke auch Präfixe und Suffixe Verwendung finden.

Körperliche Merkmale. Auch der Körperbau der Semiten zwingt uns, sie als besondere Gruppe auszuscheiden. Sie sind hellfarbig, doch meist etwas dunkler als die Arier; daß in einzelnen Fällen dunkle bis nahezu schwarze Färbungen vorkommen, ist unmittelbar der Beimischung von Negerblut

zuzuschreiben. Der Schädel ist, soweit es die mangelhaften Messungen erkennen lassen, durchschnittlich mesocephal. Charakteristisch ist das scharfgeschnittene, ausdrucksvolle Gesicht mit der gebogenen Nase und den in der Regel schmalen Lippen.

Geistige Merkmale. Es ist nicht leicht, Geist und Charakter der Semiten objektiv zu schildern, da es an Über- und Unterschätzungen nicht gefehlt hat. Vor allem hat das Zusammenwerfen der selbständigen semitischen Völker mit einem im wesentlichen parasitisch lebenden Stamme, den Juden, viele schiefe und ungerechte Urteile veranlaßt; anderseits hat die Bedeutung der Semiten für die Weltreligionen und die ungenaue Kenntnis der älteren semitischen Kulturen zu großen Überschätzungen geführt. Man wird vielleicht das Rechte treffen, wenn man die hohe Bedeutung der Semiten für das Kulturleben der alten Welt weniger in ihrer schöpferischen Kraft sucht, als in ihrer Fähigkeit, fremde Ideen aufzunehmen und zu verbreiten, — sie sind Großhändler auch im geistigen Sinne. Was sie insbesondere zu den religiösen Ideen, die sie fast durchweg anderen entlehnten, hinzuthaten, ist jener glühende Fanatismus, ohne den diese Ideen allerdings nie ihre weite Verbreitung erlangt hätten. Dieser Fanatismus fließt unmittelbar aus dem nationalen Hochmut, der allen semitischen Stämmen mehr oder weniger eigen ist. Die Benutzung fremder Gedanken und fremder Kraft finden wir auch auf anderen Gebieten: Der Semit ist kein ausgezeichneter Krieger, aber er hat es stets verstanden, andere zu fanatisieren und fortzureißen. Daß auch zu einer solchen Thätigkeit ein durchdringender und gewandter Verstand und eine große Energie des Wollens gehört, ist nicht zu leugnen. Am geringsten sind die Leistungen der Semiten auf dem Gebiete der selbstlos schaffenden Kunst; hier stehen sie insbesondere gegen die benachbarten Hamiten stark zurück.

Geschichtliches. Wir finden die Semiten bereits in sehr früher Zeit in den noch jetzt von ihnen bewohnten Gebieten Vorderasiens. Ursprünglich zerfielen die Semiten in zwei

ziemlich scharf getrennte Gruppen, die nördliche, Assyrer, Babylonier, Aramäer, Hebräer und Phönizier umfassend, und die südliche, der die verschiedenen arabischen Stämme angehörten. Gegenwärtig ist diese Trennung kaum mehr durchzuführen, da das Arabertum jetzt fast alle Semiten, von den Juden abgesehen, aufgesogen und arabisiert hat. Die hohe Wichtigkeit der älteren semitischen Kulturen nötigt uns, wenigstens in aller Kürze einen Überblick über die früheren Verhältnisse zu geben.

1. Die älteren semitischen Völker.

1. Aramäer. Unter den Aramäern (Hochländern) versteht man die Bewohner Syriens und des nördlichen Mesopotamiens. Ihr Sprache, das Aramäische, zerfiel in die Dialekte des Syrischen und des Chaldäischen; sie wird nur noch am Westufer des Urumiasees von den sogen. Chaldäern, nestorianischen Christen semitischen Stammes, und in der Nähe von Damaskus gesprochen, während sie sonst allenthalben vom Arabischen verdrängt ist.

2. Assyrer und Babylonier. Als Erben der Kultur der mongoloiden Sumerier und Akkadier treten die Assyrer auf, mit denen die Babylonier sprachlich eine Gruppe bilden; beide Völker sind übrigens, wie aus alten Abbildungen hervorgeht, schwerlich reine Semiten gewesen. Die in außerordentlicher Menge erhaltenen Schriftstücke und Bildwerke gestatten uns einen vorzüglichen Einblick in diese Kultur, die zwar an Alter, aber kaum an Wichtigkeit der ägyptischen nachsteht. Sie ist leider ebenso wie die ägyptische völlig zugrundegegangen und nur in ihren Nachwirkungen auf die Kulturvölker der Gegenwart für die Ethnologie noch von Bedeutung.

3. Hebräer. Die ältere Geschichte der Hebräer ist allgemein bekannt. Eine besondere Gruppe mit eigner Sprache bildeten die Samaritaner, deren Reste noch im mittleren Palästina in geringer Zahl leben. Von dem Judentum der Gegenwart wird weiter unten die Rede sein.

4. Phönizier. Sprachlich standen die Phönizier den Hebräern sehr nahe, ethnologisch wahrscheinlich nicht. Die verschiedensten Thatsachen weisen darauf hin, daß wir in den Phöniziern semitisierte Hamiten vor uns haben. Dasselbe dürfte von den Urbewohnern Palästinas, den Kanaanitern oder Kanaanäern, gelten. Ein phönizischer Dialekt war die Sprache der Karthager, der punische.

5. Kleinasiatische Semiten. Daß ein Teil der kleinasiatischen Völker des Altertums semitischen Stammes war, ist zweifellos. Mit Sicherheit kann man die Lyder, Myser und Karer als Semiten bezeichnen; die Kappadokier waren vermutlich Iranier mit semitischer Mischung.

6. Zentral-Araber (Ismaeliten). Die Araber sind in älterer Zeit das roheste, kulturärmste Volk der Semiten, das auch in Sprache, Mythologie und Kultus das eigentlichste Wesen des semitischen Stammes am treuesten bewahrt zu haben scheint. Die Zahl der arabischen Dialekte ist durch die Zentralisation, die der Islam herbeiführte, stark verringert worden.

7. Süd-Araber (Joktaniden). Die Süd-Araber, in älterer Zeit auch Sabäer oder Himjariten genannt, waren kultivierter als ihre nördlichen Nachbarn und auch sprachlich von ihnen getrennt. Der eine Hauptzweig ihrer Sprache, das Himjaritische, lebt noch in einem südarabischen Dialekte, dem Ehkyly, fort, von den anderen, dem Altäthiopischen, stammen die Gēssprachen Abessiniens. Man hat oft die Abessinier, die zumteil die Nachkommen himjaritischer Ansiedler sind, zu den Süd-Arabern und überhaupt den Semiten gerechnet, während wir sie für diesmal zu den Hamiten gestellt haben; beide Ansichten lassen sich rechtfertigen.

2. Die semitischen Völker der Gegenwart.

A. Die Araber.

Verbreitung. Die Ursitze der Araber, der Nachkommen der oben erwähnten Zentral-Araber oder Ismaeliten, um-

fassen das nördliche und mittlere Arabien. Die Beweglichkeit der arabischen Nomaden macht es wahrscheinlich, daß gegen Syrien und Mesopotamien hin nie von festen Grenzen die Rede war und daß schon früh vereinzelte Araberstämme in die benachbarten Gebiete eingedrungen sind. Ihre weite Verbreitung über Vorderasien und Nordafrika erlangten die Araber indessen erst als Glaubensboten und Vorkämpfer des Islam. Es gelang ihnen, ganze Völker zu arabisieren, vor allem ihre semitischen Stammesverwandten; anderseits nahmen die ausgewanderten Araber vielfach fremdes Blut in solchem Maße in sich auf, daß ihr ursprünglicher Stammescharakter stark verändert wurde, wenn auch diese Änderung nicht überall so deutlich hervortritt, wie bei vielen ganz negerartigen „Arabern" der ostafrikanischen Küste. Gegenwärtig herrscht die arabische Sprache in folgenden Gebieten: Arabien, Syrien und Palästina, Mesopotamien, Ägypten, Tripolitanien, Tunis, Algerien und Marokko. Größere hamitische Sprachinseln unterbrechen allerdings in den drei letztgenannten Ländern das arabische Sprachgebiet (s. S. 320). Araber finden sich ferner in der mittleren und östlichen Sahara bis nach Kanem und Darfur hin, arabisierte Hamiten in Nubien und den benachbarten Gebieten, arabische Kolonien an der Küste von Sansibar, an der Südküste Persiens und in Indonesien. Teilweise kann allerdings kaum mehr von echten Arabern die Rede sein, die sich nur dort reiner erhalten haben, wo sie ihr nomadisches Leben fortführen konnten, so in Mesopotamien, im südwestlichsten Teile Persiens und in der Sahara. Der Einfluß der arabischen Sprache reicht noch viel weiter; insbesondere ist das Türkisch der gebildeten Klassen von arabischen Wörtern fast erstickt, das Persische und selbst indische Dialekte haben ein ähnliches Schicksal gehabt, und auch das Maltesische, der Dialekt der Bewohner Maltas, ist ein mit italienischen Wörtern gemischtes Arabisch.

Charakteristik. Der Araber ist der Typus des Semiten der Gegenwart und bedarf deshalb kaum noch einer besonderen

Schilderung. Zu erwähnen ist nur, daß der Charakter des seßhaften Arabers im allgemeinen mehr Lob erhält, als der des Beduinen. Der letztere ist roh und unwissend, schmutzig und nicht besonders mutig; der Mangel an moralischen und religiösen Begriffen wird nur unvollkommen durch einen unglaublichen Stammeshochmut ersetzt.

Sprache. Das Arabisch der Gegenwart ist ein ursprünglich mittelarabischer Dialekt, der durch den Einfluß des Islam zur allgemeinen arabischen Verkehrssprache geworden ist. Die weite Verbreitung der Araber hat es mit sich gebracht, daß diese Sprache nun wieder in Dialekte zerfallen ist, deren wichtigste sind: Der westliche Dialekt oder die Sprache der Maghrib (Marokkaner, Algerier und Tunesier); der mittlere Dialekt oder die Sprache der Ägypter und ihrer nächsten Nachbarn; der östliche Dialekt oder die Sprache der Syrer und eigentlichen Araber.

Tracht und Schmuck. In der Tracht unterscheiden sich die nomadischen Stämme nicht unbedeutend von den seßhaften Süd-Arabern. Der Beduine trägt ein langes, weißes Hemd mit Ledergürtel, Mantel, Turban und rohe Ledersandalen, während die Frauen sich in ein blaues Hemd mit langen Ärmeln hüllen, wohl auch noch ein Oberkleid tragen und ausnahmslos den unteren Teil des Gesichtes unter einem Tuche verbergen. — Die seßhaften Araber tragen über dem Hemde ein weißes, schürzenartiges Kleidungsstück, die Frauen kleiden sich in Hemden und Beinkleider, verschleiern sich aber nicht. Als Schmuck der Frauen dienen Ohren- und Nasenringe, Arm- und Fußspangen, Halsketten und dergleichen. Einfetten des Körpers ist allgemein üblich, bei den Weibern auch Schminken und Färben des Gesichts.

Bewaffnung. Die Hauptwaffe des Arabers ist seit alter Zeit die Lanze, die allerdings vielfach durch die Lunten- oder Steinschloßflinte verdrängt ist. Daneben trägt er das kurze gerade Schwert und den Dolch, früher auch Bogen und Pfeil. Helme und Panzerhemden sind vielfach noch vorhanden.

Lebensweise. Das Leben des nomadischen Arabers gründet sich auf seine Herden, die aus Kamelen und Rindern, zum kleineren Teile aus Schafen und Ziegen bestehen; in den Oasen Nord-Arabiens wird übrigens ein nicht unbedeutender Getreidebau betrieben. Die Wohnstätten sind Zelte oder aus Stroh und Zweigen errichtete Zelthütten. Die Nahrung des Nomaden besteht aus Milch, Käse, Fladenbrot, Datteln und gelegentlich aus Heuschrecken. — Die seßhaften Araber des Südens unterscheiden sich naturgemäß in vielen Beziehungen von den nomadischen Beduinen. Charakteristisch ist der burgartige Charakter der vielstöckigen Steinhäuser in den Städten; das Hausgerät ist mehr als dürftig, selbst der Diwan fehlt in der Regel.

Sitte und Brauch. Mittelpunkt der Wissenschaft und Bildung ist der Koran, den zu lesen und womöglich auswendig zu lernen Pflicht eines Jeden ist. So kommt es, daß eine rudimentäre Schulbildung weit verbreitet ist, daß aber auch die besser gestellte Klasse des Volkes kaum über diese Anfänge hinauskommt. Nur die Gelehrten, die den Koran auswendig wissen und schon deshalb in hoher Achtung stehen, erweitern ihre Kenntnisse und pflegen insbesondere die Grammatik. — Die Ehen werden früh geschlossen, Brautkauf ist allgemein; die Polygamie und das Haremswesen sind echt arabische Einrichtungen. — Die zahlreichen Sklaven der Araber werden gut behandelt und dürfen sich sogar Vermögen ansammeln. Strenge Kastenscheidungen ruft der Hochmut des Beduinen hervor, der viele Beschäftigungen als unwürdig verachtet; besonders ist das im Süden der Fall. Neben den überall im Bereich des Islams hochgeachteten Nachkommen des Propheten, den Scherifs, bilden die Beduinen, die Bauern und die Schlächter mit den Töpfern zusammen je eine Klasse, deren letzte die am wenigsten geachtete ist. Die eigentlichen Parias Süd-Arabiens sind aber die Achdam, die sich mit den unreinen Gewerben beschäftigen; noch tiefer stehen die Schumr und Schafedi, die meist als Abdecker, Musikanten und Gaukler ihr Brot

verdienen. Unter den Beduinen selbst herrscht wieder eine scharfe Sonderung in Stämme, die durch den Islam kaum unterdrückt ist.

Einzelne Stämme. Obwohl es unmöglich ist, die zahllosen Beduinenstämme an dieser Stelle zu nennen, so ist doch einiges über die Einteilung zu sagen. Durch ihre geograpische Lage sind zunächst die Bewohner Omans von den übrigen Arabern abgesondert; Oman gravitiert nach Osten, nach Indien und Persien, von Oman aus erfolgte auch die Eroberung Sansibars. Die Araber des Hadramaut und oberen Jemen werden zuweilen als Arab-Ariba zusammengefaßt. In Nedsched bildete sich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die kriegerische Sekte der Wahabiten, die man nunmehr wohl als ethnologische Gruppe bezeichnen darf. In die Weidegebiete Syriens und Mesopotamiens teilen sich die Anaseh (im Nordwesten bis Haleb) und die Schammar (im Südosten). Die wichtigsten Stämme östlich vom Jordan sind die Adwan und Beni-Sakhr; für die Beduinen der Sinai-Halbinsel findet sich der gemeinsame Name Towarah.

B. Syrer nichtarabischen Stammes.

Allgemeines. Wenn auch die Bewohner Syriens und Palästinas größtenteils arabisiert sind, so können sie doch unmöglich insgesamt unter den Arabern mit begriffen werden. Insbesondere die Stämme, die in den Hochthälern des Libanon wohnen, haben sich ein hohes Maß ethnologischer Selbständigkeit bewahrt, — ein Umstand, der schon in der lückenhaften Verbreitung des Islam in Syrien zum Ausdruck kommt. Über die ethnologische Stellung der nichtarabischen Syrer herrscht noch große Unklarheit. Den eigentlichen Stamm dürften die Hamiten bilden, denen sich Semiten mehr oder weniger zugemischt haben; auch an die Arier darf man denken, die noch jetzt im benachbarten Kurdistan und Iran sitzen, während zur Zeit der Kreuzzüge und schon früher westarisches Blut dem syrischen Volkskörper zugeführt wurde.

An dieser Stelle mögen nur die wichtigsten Volksgruppen, die größtenteils zugleich Religionsgemeinschaften sind, erwähnt werden.

1. **Kufar.** Als Fellahs oder Kufar bezeichnet man die Landbevölkerung Palästinas, die in ihrem Thun und Treiben den Fellahs Ägyptens nicht unähnlich ist. Die Kufar sind ein fleißiges, aber mutloses Geschlecht, das von den Beduinen und den Städtebewohnern in gleicher Weise mißachtet wird.

2. **Syrer.** Unter den Syrern im engeren Sinne des Wortes versteht man die städtische Bevölkerung Syriens, die als ein ausgesprochenes Mischvolk ohne bestimmten Charakter gelten kann. Sie sind regsamer und intelligenter als die Kufar.

3. **Nosaïri.** An der syrischen Nordwestküste sitzen die Nosaïri oder Ansarieh, ein Volk von Hirten und Ackerbauern, das sich äußerlich zum Islam bekennt; die wahre Religion des Volkes ist jedoch ein verdorbenes Christentum, das mit Resten eines alten Naturdienstes vermischt ist. Nach v. Luschan gehören zur Gruppe der Nosaïri auch die Kisilbaschen in Westkurdistan, die Tachtadschy in Lykien und vielleicht die Yesiden in Mesopotamien. Er hält sie für Reste der Ureinwohner und Verwandte der heutigen Armenier; sie alle haben neben dem Islam eine Geheimreligion.

4. **Metuali.** Ethnologische Unterschiede mögen auch bei den Metuali die Unterlage der religiösen Besonderheit sein. Die Metuali wohnen in Tyrus, Sidon und den benachbarten Strichen bis zum Libanon hin. Sie sind fanatische Schiiten.

5. **Maroniten.** Die Maroniten bewohnen den Westabhang des Libanon zwischen dem Nahr-el-Kelb und dem Nahr-el-Barid. Sie sind Christen und nennen sich nach einem Patriarchen des 7. Jahrhunderts, Maron; der Klerus des Volkes ist besonders reich und mächtig. Die Hauptmasse der Maroniten ernährt sich durch Ackerbau. Charakter und Begabung des Volkes sind wenig zu rühmen; die Maro-

niten sind im allgemeinen ohne Thatkraft und Mut, aber auch ohne Kunstsinn.



Fig. 65. Drusische Emirsfrau.

6. Drusen. Ein merkwürdiges und anziehendes Volk sind die Drusen (Fig. 65). Sie sitzen in den Thälern des südlichen Libanon

und Hermon, sind aber in neuerer Zeit in Menge nach dem Dschebel Hauran ausgewandert, den sie nun unangefochten besitzen. Sie sind, wenn nicht überhaupt aus Flüchtlingen entstanden, doch noch in neuerer Zeit vielfach durch derartigen Zuzug verstärkt worden. Die Drusen gelten als ein außerordentlich tapferes Volk, das immer seine Unabhängigkeit bewahrt hat und gegenüber seinen Geschlechtsgenossen Treue und Ehrlichkeit hoch hält. Besonders bemerkenswert ist die günstige Stellung des Weibes, das eine verhältnismäßig gute Schulbildung zu erhalten pflegt und schon durch die Einrichtung der Monogamie vor der anderwärts im Orient üblichen Herabwürdigung geschützt ist. — Dem Namen nach sind die Drusen Mohammedaner; in Wahrheit ist ihre Religion ein Gemenge islamitischer Vorstellungen und älterer Glaubensreste, insbesondere des iranischen Lichtkultus und der manichäischen Lehre, die beide durch iranische Sendboten ehemals den Drusen zugeführt worden sind.

Anhang. Im Anschluß an die syrischen Sekten und Stämme mögen noch ein paar mesopotamische erwähnt werden, die auch im ethnologischen Sinne bedeutsam sind. In der Gegend von Midiat und Tur Abdin wohnen jakobitische Christen oder Suriyani in der Zahl von etwa 30 000. Ein verderbtes Christentum gnostischer Richtung bekennen dagegen die Mandäer oder Zabier, die zerstreut am Euphrat und Tigris sitzen.

C. Die Juden.

Verbreitung. Die Juden sind ein Volk, das nirgends in geschlossener Masse vereinigt ist, sondern sich unter andere Stämme drängt, um dort gewissermaßen parasitisch im fremden Volkskörper zu leben. Diese Art der Siedelung ist dem jüdischen Stamme schwerlich erst aufgezwungen, sondern natürlich. Schon deshalb darf man bezweifeln, daß das Judentum in seiner alten Heimat Palästina jemals als geschlossenes, ganz auf eignen Füßen stehendes Volk existiert hat. Gegenwärtig verteilt sich der jüdische Stamm (nach

R. Andree) ungefähr so, daß auf Europa 5 1/4 Million entfallen (davon auf Deutschland gegen 600 000, Österreich 1 400 000, Rußland 2 600 000, Rumänien 400 000), auf Afrika 400 000 (fast sämtlich in den Barbareskenstaaten), auf Asien 200 000 (größtenteils in der asiatischen Türkei), auf Amerika 310 000 (fast sämtlich in den Vereinigten Staaten), auf Australien 20 000. Die jüdische Bevölkerung Palästinas hat sich zwischen 1883 und 1888 von 20 000 auf 70 000 Seelen vermehrt. — Eine frömmelnde Richtung in der Ethnologie (insbesondere Englands) hat unzählige thörichte Vermutungen über das Schicksal der verlorenen „zehn Stämme“ der Juden aufgestellt und sie sogar in Amerika wiederfinden wollen. Am richtigsten dürfte man die Nachkommen dieser Stämme in den eigenartigen kaukasischen und kurdischen Juden vermuten.

Sprache. Das Hebräische ist mit wenigen Ausnahmen als tote Sprache zu betrachten. Beim größten Teile der europäischen Juden ist an seine Stelle ein verdorbenes Deutsch mit zahlreichen Hebraismen getreten, das seinerseits wieder als deutsche Gaunersprache gedient und auf diesem Wege unsere Sprache mit einer Anzahl zweifelhafter Ausdrücke bereichert hat (schofel, Pleite, uzen, Penne, Gauner ꝛc.).

Charakteristik. Die physische Beschaffenheit der Juden ist seit den ältesten Zeiten unverändert geblieben, wie altägyptische und assyrische Abbildungen beweisen. Das Ergebnis neuerer, leider noch ganz unvollständiger Untersuchungen ergiebt Folgendes: Der Jude besitzt mesocephale Kopfbildung, schmales Gesicht, große, gekrümmte, aber sehr schmale Nase und fleischige Lippen. Der Körper ist kaum mittelgroß (163 cm), der Hals kurz und dick; die Muskulatur der Beine und Arme ist schwach. Das Haar erscheint im allgemeinen dunkel, schlicht oder gekräuselt; immerhin beträgt die Zahl der blonden oder rotköpfigen Juden in Deutschland etwa elf Prozent. Man unterscheidet übrigens einen edlern, spanisch-jüdischen Typus (Sephardim) mit feinen Zügen und schlichtem Haare, und einen deutsch-jüdischen



Fig. 66. Jüdin aus Tunis.

Aschkenasim) mit gröberen Zügen und krausem Haarwuchs. — Charakteristisch für den Juden ist sein Handelsgeist, der mit Notwendigkeit der moralischen Tüchtigkeit des Volkes nach-

teilig werden mußte, und seine Neigung zur Absonderung von seinen nichtjüdischen Nachbarn, die einerseits zwar ein lobenswertes Familienleben begünstigt, anderseits aber zur Mißachtung der Rechte anderer führt. Namentlich der letztere Zug ist es, der seit den ältesten Zeiten allenthalben den Juden in ein ungünstiges Licht gestellt hat. Im übrigen gelten die allgemeinen Bemerkungen über die Semiten auch für die Juden.

Rassenmischung. Unbedingt ist anzunehmen, daß die Juden der Gegenwart kein ungemischter Stamm sind. Schon in ihrer alten Heimat haben sie sich mit hamitischen und vielleicht sogar negroiden Stämmen gemischt, und auch in späterer Zeit ist die Absonderung der Juden nie so streng durchgeführt worden, als man gern annimmt; allerdings ist der jüdische Typus fast regelmäßig der stärkere und überdauert selbst vielfache Kreuzungen. Ferner ist zu erwägen, daß die jüdische Religion, wenn sie auch in keiner Weise als Weltreligion zu bezeichnen ist, doch hie und da Propaganda gemacht und fremde Elemente dem Judentum angegliedert hat. Der Übertritt der Chasaren ist schon erwähnt (S. 298). In Süd-Arabien hat das Judentum zeitweilig die Oberhand gehabt, noch mehr in Abessinien, wo wir noch jetzt die judaisierten, aber echt hamitischen *Falascha* finden. Die „*schwarzen Juden*“ an der Küste Malabar gehören ethnologisch zu den Hindus und sind vielleicht Nachkommen jüdischer Sklaven. Auch die *Karaiten* in Südrußland, der Krim und in Galizien (etwa 6000 Seelen), die sich durch Rechtlichkeit und Duldsamkeit vorteilhaft auszeichnen, sind zwar Anhänger des jüdischen Glaubens, aber von durchaus unsemitischer Körperbeschaffenheit.

VII. Guppe der arischen Völker.

Allgemeines. Mit dem Namen Arier sollen hier die Völker bezeichnet werden, die man auch als Indogermanen, Indoeuropäer oder Kaukasier zusammengefaßt hat. Zuweilen hat man nur dem östlichen Zweige dieser gewaltigen Völker-

gruppe, dem Inder und Iranier zugehören, den Namen des arischen zuerkannt, insofern mit Recht, als nur bei diesen östlichen Völkern das Wort in historischer Zeit als Stammesname in Gebrauch war. Da es aber nicht unwahrscheinlich ist, daß auch den westlichen Ariern der Ausdruck ehemals bekannt war, und da überdies es sich sehr wenig empfiehlt, rein geographische Bezeichnungen, wie Indoeuropäer, zur Unterscheidung von Völkergruppen zu verwenden, so wird es immerhin das nützlichste sein, sämtliche Völker, die Tochter- oder Schwestersprachen des Sanskrit reden, als Arier zusammenzufassen. Es sind in der That zunächst die Ergebnisse der Sprachforschung, die eine genauere Begrenzung der arischen Völkergruppe gestatten; damit ist aber zugleich ausgesprochen, daß einer derart bestimmten Gruppe ethnologisch sehr verschiedene Bestandteile zugehören können, die sich nicht immer mit Hilfe weiterer Unterscheidungsmittel so scharf von den echten Ariern absondern lassen, wie die englisch redenden Neger Nordamerikas oder die deutsch redenden Juden. Mischungen sind fast überall wahrscheinlich oder selbst bestimmt nachweisbar: Mongoloide Völker sind im Nordosten, hamitische und semitische im Süden, negroide im Südosten des Verbreitungsgebietes arisiert worden. Immerhin sind wir gezwungen, vorläufig die sprachlichen Unterschiede vorwiegend zu berücksichtigen, die ja auch für die gegenwärtige Stellung der Völker entscheidend sind. Daneben läßt sich allerdings behaupten, daß die Arier auch vom anthropologischen Standpunkte als ziemlich gut begrenzte Gruppe zu bezeichnen sind.

Sprache. Die arischen Sprachen sind die höchst entwickelten der Erde. Sie führen auf eine gemeinsame Ursprache mit einsilbigen Wurzeln zurück, die sich in eine große Anzahl von Zweigen gespalten hat. Für alle arischen Sprachen ist ihre ausgebildete Konjugation und Deklination bezeichnend, die durch Suffixe, seltener durch Präfixe oder Umlaut des Stammvokales erzielt wird. Die ursprüngliche Unterscheidung der Substantive nach drei Geschlechtern ist z. T. wieder verloren gegangen.

Körperliche Merkmale. Zunächst besteht in körperlicher Hinsicht zwischen den asiatischen und den europäischen Ariern ein nicht unbedeutender Unterschied. Hellfarbig sind ursprünglich die Angehörigen beider Gruppen, aber die asiatischen Arier nähern sich teils, besonders in der Farbe, den Negroiden, teils im allgemeinen Habitus den Semiten. Die Asiaten sind durchweg dunkelhaarig und -äugig, die Europäer nur zum Teil. Über Einzelheiten muß bei Erwähnung der verschiedenen Völker besonders gesprochen werden.

Geistige Merkmale. Die Arier sind gegenwärtig die Träger der vollendetsten Kultur, die sie allerdings großenteils von Völkern fremder Rasse übernommen, aber durch rastlose Arbeit zur höchsten Blüte gebracht haben. Diese Kultur in Verbindung mit Unternehmungslust und Tapferkeit hat den westlichen Ariern die Weltherrschaft gesichert, während die meisten der östlichen Arier in ihren tropischen und subtropischen Gebieten wohl ihre geistige Tüchtigkeit z. T. bewahrt, ihre Thatkraft aber so gut wie ganz verloren haben. Idealismus, ein entwickeltes moralisches Gefühl und Sinn für Kunst und Dichtung sind allen Ariern gemeinsam, wenn auch ungleich verteilt. Von der semitischen Kultur unterscheidet sich die arische durch ihre Bodenständigkeit und ihr selbständiges, in sich geschlossenes Wesen. Der Arier scheut körperliche Arbeit nicht und bedarf keiner Helotenkaste, die ihn ernährt; in dieser Thatsache spricht sich der Adel dieser echtesten und gesundesten Kulturrasse aus.

1. Östliche Arier.

Allgemeines. Die Zusammenfassung der indischen und der iranischen Familie als „östliche Arier" ist wohl gerechtfertigt, da beide Familien unter einander eng verwandt sind. Besonders in der Sprache und der alten Mythologie kommt diese Verwandtschaft zum Ausdruck; klimatische und andere Verhältnisse haben dahin gewirkt, daß auch die Geistes- und *Charakter*entwickelung ähnliche Züge aufweist, sodaß jetzt

das östliche Ariertum dem westlichen gegenüber als der stehen-gebliebene, schwächere, kulturärmere Zweig der Rasse gelten muß, der überdies am meisten der Mischung mit minder-wertigen Elementen ausgesetzt war.

A. Inder.

Verbreitung. Für die Trennung der Inder und Iranier sind Gründe sprachlicher Art fast ausschließlich maßgebend. Die arischen Inder, die Tochtersprachen des Sanskrit reden, bewohnen das nördliche Vorderindien in nicht ganz lücken-loser Verbreitung, ferner Kaschmir und teilweise die südlichen Abhänge des Himalaja und Assam. In Dekhan sitzen, wie früher angegeben wurde (S. 153), die Dravidavölker, neben denen die Arier nur sporadisch auftreten, wenn auch zweifel-los die Dravida viel arisches Blut in sich aufgenommen haben.

Charakteristik. Der ursprünglich kriegerische Charakter der Arier ist bei den Hindu des indischen Tieflandes so gut wie ganz verschwunden. Weichheit, träge Gutmütigkeit, die aber grausame Regungen durchaus nicht ausschließt, Neigung zu pedantischen Grübeleien sind besonders bezeichnend. — Der Hindu hat dunkelbräunliche bis kaffeebraune Haut, während allerdings in den oberen, reiner erhaltenen Klassen oft sehr helle Töne zu beobachten sind, dunkles schlichtes oder lockiges Haar und dunkle Augen. Das Gesicht ist oval, mit schmaler Nase, großen Augen, starken Lippen und schwachem Kinn. Der Schädel ist meso- bis dolichocephal. Im allgemeinen wohnen die hellfarbigsten und kräftigsten Völker im Nordwesten Indiens.

Herkunft. Die ältesten Litteraturdenkmäler der indischen Arier geben uns Kunde, daß das Volk ursprünglich im Pendschab seßhaft war und von dort aus Nordindien unter-warf. Höchst wahrscheinlich lag aber die älteste Heimat der Inder nicht hier, sondern weiter im Innern Asiens. Die nomadische Lebensweise der alten Arier läßt vermuten, daß sie ähnlich wie später mongoloide Nomaden erobernd aus

dem Steppengürtel in die fruchtbaren Gefilde Indiens eingedrungen sind. Möglicherweise waren dem Einbruch der Sanskrit-Hindu schon Wanderungen anderer Arier vorhergegangen.

Sprache. Das Sanskrit, die alte Litteratursprache Indiens, ist völlig erloschen. Seine Tochtersprachen sind das Kaschmiri, das in Kaschmir von etwa drei Millionen Menschen gesprochen wird, das Pandschabi (zwischen Indus und Setledsch verbreitet), das Hindi im mittleren Indien mit zahlreichen Dialekten, das Sindhi am untern Indus, das Gudscharati im Westen zwischen Aravali- und Vindhyagebirge, das Marathi an der Westküste zwischen Daman und Goa, das Bangali in Bengalen und Assam, endlich das Nepali in Nepal. Als Verkehrssprache, die vielfach die anderen Dialekte verdrängt, dient ein mit persischen und arabischen Wörtern gemischtes Hindi, das Hindustani.

Die indische Kultur. Die großen Thaten der indischen Kultur gehören völlig der Vergangenheit an. Die Litteratur, die in Kalidasa einen Dichter unsterblichen Namens besaß, ist längst von ihrer Höhe herabgesunken; die bildende Kunst, die sich freilich mit der abendländischen niemals vergleichen durfte, wird nur handwerksmäßig geübt. Aber dieser Niedergang darf uns nicht gegen die historische Bedeutung der indischen Kultur blind machen, der die benachbarten Völker, besonders die Indonesier und die westlichen Indochinesen, den besten Teil ihrer Bildung verdanken. Welche gewaltigen Wellen die Ideen der indischen Kulturwelt geschlagen haben, erkennt man noch jetzt an der Ausdehnung des Buddhismus, mit dem wohl auch das Christentum enger verwandt ist, als man gemeinhin glaubt. Es scheint, als ob das indische Volk gegenwärtig beginnt, sich geistig auf den Boden der westarischen Kultur zu stellen; vielleicht haben wir namentlich auf dem Gebiete der Religion und Mystik noch manches Überraschende von Indien her zu erwarten.

Religion. Aus einem Kultus der Licht- und Gewittergötter (Indra, Varuna, Agni, Mithra ꝛc.) entwickelte sich

die Verehrung eines abstrakten Wesens, Brahma (urspr. Gebet, Andacht), die bald durch den Einfluß nichtarischer Kulte, besonders des blutigen Siwadienstes, entartete. Buddha, angeblich im sechsten Jahrhundert v. Chr., reinigte die Lehre, indem er das Kastenwesen zerstörte und eine lautere Moral und Erlösung vom Leide des Daseins verkündete. Nach und nach verfiel der anfänglich siegreiche Buddhismus und der Brahmaismus erlangte wieder allgemeine Geltung; man wird kaum irren, wenn man annimmt, daß die unausrottbare Neigung der Inder zu kastenartiger Abschließung dem kastenfeindlichen Buddhismus verhängnisvoll geworden ist. Der Islam ist im Nordwesten jetzt vorherrschend.

Familie und Staat. Das Weib nimmt in Indien eine niedrige Stellung ein, während es in älterer Zeit höherer Achtung genoß. Polygamie ist nicht untersagt. Weit einschneidender als die Trennung in Familien und Geschlechter macht sich die Sonderung der Kasten geltend. Die alte Kastengliederung in Brahmanen (Priester), Kschatria (Krieger), Waisya (Bauern) und Sudra (Ausgeschlossene) hat für die Gegenwart kaum mehr Wichtigkeit. Nach der Zerstörung durch den Buddhismus ist das Kastenwesen unordentlich, wie Gestrüpp um die Stümpfe gefällter Bäume, wieder emporgeschossen. So zerfallen jetzt selbst die Brahmanen in hunderte von scharf getrennten kleineren Kasten, die sich teilweise mit Ackerbau und Handwerken beschäftigen; viele Gewerbe haben auch die Abschließung ihrer Anhänger von anderen Gewerbtreibenden begünstigt. Die ehemaligen ethnologischen Grenzen der Kasten sind verwischt. Die untersten Klassen des Volkes, meist als Pariah bezeichnet, befinden sich oft in der unwürdigsten Lage. — Indien war und ist zum Teil noch in zahlreiche größere und kleinere Staaten zersplittert, die in ihrer inneren Einrichtung über den Despotismus nicht hinausgekommen sind; im alten Indien nahmen dagegen die besseren Klassen des Volkes an der Regierung teil. An Herrschern

aus fremden Erobererstämmen hat es in Indien nie gefehlt.

Die einzelnen Völker. Es erleichtert die Übersicht, wenn wir die indischen Arier zunächst in Völker der Ebene und in Gebirgsstämme zerlegen. Unter den ersteren kommt mehr die Kasten- als die Stammesgliederung zur Geltung; doch unterscheidet man neben den eigentlichen Hindu, der Hauptbevölkerung des Landes, die Dschat, die den Grundstock der Bewohnerschaft im Pendschab und nördlichen Sindh bilden und sich auch weiter östlich verbreitet haben, ein tüchtiges Volk, dem das Kastenwesen fremd ist; im Pendschab wohnt auch das kräftige Volk der Sikh; ferner die Radschput, ursprünglich die Feudalkaste des westlichen Hindostan, die außerdem zahlreich im oberen Gangesthal, Malwa und den benachbarten Strichen seßhaft sind und sich durch Tapferkeit und Kraft von den Hindus vorteilhaft unterscheiden. Ein Volk von Ackerbauern sind auch die Kurmi, die im nordwestlichen und zentralen Indien einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung bilden. Hirtenstämme sind die Gudschar in Kaschmir, Guzerat und benachbarten Gegenden, die Ahir im zentralen Hindostan, die Gwala in Bengalen und Orissa. Als Kaufmannsvolk oder -kaste treten die Banianen hervor, die sogar einen Teil des ostafrikanischen Handels an sich gerissen haben und an Schachergeist den Juden noch überlegen sind. — Die Gebirgsstämme sind kräftiger, mutiger und unverdorbener als die Bewohner der Ebene. Die Darden (Schina) scheinen Arier mit mongoloider Mischung zu sein; sie wohnen am obern Indus, nördlich von dessen großer Biegung zwischen Kaschmir und Pamir. Reine Arier sind die Siahposch oder Kafir (Ungläubige) in Kafiristan, ebenso die Bewohner von Tschitral, Kunar, Wakhan und Badachschan; diese Völkchen scheinen die edleren und kriegerischen Züge des arischen Charakters am treuesten bewahrt zu haben. Die Kafir insbesondere sind mittelgroß, hellfarbig, mit braunen Augen und Haaren. Die Bewohner von Kaschmir ähneln dagegen in ihrer Hauptmasse den Hindu. Der arische

Hauptstamm des Himalaja sind die Ghurka, das Herrschervolk Nepals; die Niwar in Nepal ähneln mehr den Mongolen, während in Balti und Ladak arisch-tibetische Mischstämme sitzen. — Zu den Indern ist endlich ein Volk zu stellen, das ähnlich wie die Juden parasitisch in Europa lebt, die Zigeuner. Sie dürften ursprünglich eine der unsteten und verachteten Kasten gewesen sein, die sich in Indien jetzt noch finden (so die Tschangar im Nordwesten des Landes); ihre Einwanderung in Europa erfolgte im 14. Jahrhundert n. Chr. Ethnologisch dürften sie als Mischvolk zu bezeichnen sein, das nur mit Vorbehalt zu den Ariern zu stellen ist. Ihre Aufnahme bei den europäischen Völkern war sehr verschieden freundlich; am besten haben sie sich mit den Magyaren, am schlechtesten mit den Deutschen vertragen. Mit ihnen anscheinend verwandt, aber später ausgewandert sind die Jürüken im westlichen Kleinasien, deren Sprache, falls sie überhaupt eine eigne besitzen, noch ganz unbekannt ist.

B. Iranier.

1. Allgemeines.

Verbreitung. Im Altertum finden wir im heutigen Iran eine Reihe von Völkern, die sich selbst als Arier (davon Ariana, Iran) bezeichneten, die Meder, Perser und verwandte Stämme. Die heutigen Iranier sind die Nachkommen dieser Völker. Sie finden sich als geschlossene Volkskörper in Persien, mit Ausnahme des arabischen Südwestens, in Afghanistan, Belutschistan und Kurdistan, als wesentliche Bestandteile der Bevölkerung auch in den turkestanischen Chanaten, im nordwestlichen Indien, dem nördlichen Mesopotamien und Kaukasien. — Auch die ehemaligen Bewohner der nördlichen Gestade des Schwarzen Meeres, die pontischen Skythen, scheinen Iranier gewesen zu sein. Die Parther waren vermutlich Iranier mit ural-altaischer Beimischung. Sarmaten und Roxolanen sind in der Regel den Iraniern zugewiesen worden.

Charakteristik. Die Hautfarbe der echten Iranier ist nicht weiß, sondern läßt sich am besten mit der Farbe des hellen Milchkaffees vergleichen; Haar und Bart, die in Fülle wachsen, sind dunkelbraun. Das Gesicht erscheint oval, die Augen groß und die Nase edelgeformt. — Dem Charakter des Persers ist Feinheit und Höflichkeit nachzurühmen, aber Lügenhaftigkeit und Durchtriebenheit sind die Fehler dieser Tugenden. Die ehemalige kriegerische Tüchtigkeit der Iranier ist nur noch in den Gebirgsstämmen erhalten. — Als reine Arier kann man die Mehrzahl der Iranier nicht mehr betrachten: Mischung mit Semiten, Turaniern, Kaukasiern, Indiern und selbst Negroiden hat vielfach und schon seit alter Zeit stattgefunden.

Sprache. Die alte Kultursprache der östlichen Iranier, in ihrer Wichtigkeit dem indischen Sanskrit entsprechend, ist das Zend oder richtiger das Altbaktrische. Gegenwärtig unterscheidet man eine Anzahl iranischer Sprachen, unter denen das Armenische eine Sonderstellung einnimmt. Das Neupersische ist die Tochtersprache des Pehlewi der Sassanidenzeit, das wieder von einer westiranischen, stark semitisierten Kultursprache stammt. Die Sprachen der anderen Völker werden noch besonders zu nennen sein.

Die alte Kultur Irans. Das iranische Hochland besitzt als altes Kulturgebiet eine Bedeutung, die wir vielleicht noch nicht genügend würdigen können, da gerade die nach Norden gerichteten Wirkungen der Kultur, die zweifellos die stärksten waren, kaum mehr zu erkennen und zu bemessen sind. Beeinflußt war diese Kultur ihrerseits durch die Inder, in noch höherem Grade durch die Semiten. Am bedeutsamsten ist der religiöse Einfluß Irans, wenn er auch dem indischen oder semitischen nicht gleichkommt und in der Gegenwart erloschen ist. Der iranische Lichtkult hat in alter Zeit seine Sendboten weithin ausgeschickt, wurde noch einmal durch Mani (manichäischer Glaube) erneuert und mit christlichen Vorstellungen verbunden, ist aber im siebenten Jahrhundert endgültig dem Islam erlegen. Weniger wichtig für die Kultur war der

Bestand des persischen Weltreichs, das eher von den Unterworfenen seine Gesittung empfing und endlich den westlichen Ariern erlag.

2. Die iranischen Völker.

1. Perser. Die Perser (Farsi) sind der Hauptstamm der Bewohner Persiens, in der Mehrzahl fleißige Ackerbauer, obwohl weniger an der Scholle haftend als etwa die Inder. Man bezeichnet wohl auch die Landbevölkerung persischen Stammes als Tadschik, und als solche reicht sie weit in das östliche Iran und nach Turkestan hinein. Insbesondere bilden die Tadschik den Kern der Bevölkerung in Afghanistan, Balkh, Segestan, Chiwa und Bokhara; als Händler sind sie selbst im südlichen Sibirien und Ostturkestan zu finden. Vielfach ist schon die Ansicht geäußert worden, daß auch die Landbevölkerung Ost-Turkestans aus tatarisierten Tadschiks besteht. Ferner sind die Tat oder Taten im südöstlichen Kaukasien eine alte Kolonie von Tadschiks. Als Sarten bezeichnet man die persisch-uzbekische Bauernschaft Turkestans mit türkischer Sprache. — Die Tadschik sind von plumpem Körperbau, dolichocephal, mit schwarzen Haaren und Augen und gerader Nase. — Die Anhänger der altiranischen Lichtreligion, die Parsen, sind fast sämtlich nach der Westküste Indiens ausgewandert, wo sie als Kaufleute leben; nur in Yezd und Kirwan sind noch parsische Gemeinden zu finden.

2. Afghanen. Noch in historischer Zeit hatte das östliche Afghanistan, Kabul und Gedrosien, eine vorwiegend indische Bevölkerung; allmählich ist sie von den Afghanen, ebenso wie im Süden von den Beludschen, bis an den Indus zurückgedrängt worden. Die Afghanen (Paschtun) sprechen eine sehr entstellte Tochtersprache des Altbaktrischen. Sie sind körperlich wohlgebaut, dolichocephal, mit ovalem Gesicht, gerade vorspringender Nase und feinen Lippen. Das Volk zerfällt in drei Hauptgruppen, eine westliche, eine östliche und eine indische. Zur westlichen gehören die Durani im Südwesten Afghanistans, die wieder in die Zirak und

Pandschpah zerfallen, die Terin weiter im Osten, die Ghilzai mit den Unterabteilungen der Toran und Burhan im Südosten des Landes, endlich die Nasir, die im Gebiete der Ghilzai und im Industhal nomadisieren; alle West-Afghanen sind übrigens teilweise nomadisch. Die östlichen Afghanen, vorwiegend Ackerbauer, faßt man als Berdurani zusammen; sie wohnen bis zum Indus hinab und sind stark mit Hindus gemischt. Manche ihrer Stämme haben als Besitzer wichtiger Pässe unverhältnismäßige Bedeutung erlangt, so die Chaibari am Chaiberpaß mit der Unterabteilung der Afridi; der stärkste Stamm sind die Jusufzai in der Gegend von Peschaver. Die sogenannte indische Gruppe ist die unbedeutendste; zu ihr gehören die Lohanistämme in den Ebenen am Suleimangebirge. — Turanier, aber mit iranischer Sprache, sind die Kisilbaschen.

3. Belutschen. Das Volk der Belutschen bewohnt Belutschistan gemeinsam mit den dravidischen Brahui (S. 153); in neuerer Zeit sind die Belutschen bis an den Indus vorgedrungen. Ihre Sprache ist ein besonderer Zweig des Iranischen; körperlich ähneln sie den Afghanen. Das Volk zerfällt in die drei Hauptstämme der Nharui im Westen, der Rind und Maghzi im Osten.

4. Kurden. Kurden nennt man die arischen Bewohner der armenischen und westpersischen Gebirge. Man unterscheidet die östlichen Kurden im Zagrosgebirge, die in die Stämme der Kalhur, Jafs, Kevendis, Mikris und Jelali zerfallen und bis zum Urumia- und Wansee wohnen, und die westlichen Kurden im klein-armenischen Hochgebirge, wo sie bis Diarbekr und Mardin, im Westen bis Siwas sitzen; vereinzelt finden sie sich noch bis Angora und Sinope hin. Eine kurdische Kolonie ist von Schah-Abbas als Grenzschutz in Chorasan am Nordostabhang des Elbrusgebirges angesiedelt worden. Zwischen den Quellflüssen des Euphrat wohnen die mohammedanischen Duschik-Kurden. Sprachlich verwandt mit den Kurden sind die Yesiden, die vereinzelt im nördlichen Mesopotamien sitzen, und die Bewohner

Luristans, die Luren, die in die Stämme der großen Luren oder Bachtiari und der kleinen Luren oder Feili zerfallen. Die kurdische Sprache ist dem Neupersischen nahe verwandt. Die Kurden sind ein tapferes, treues, freiheitsliebendes, aber räuberisches Volk, das in seinem Äußern große Ähnlichkeit mit den nordischen Ariern, insbesondere den Deutschen, zeigen soll. Die östlichen Kurden sind brachycephal, die westlichen dolichocephal. Sie sind vorwiegend Hirten; als hörige Ackerbauer sitzen in ihrem Gebiete die Guran, die wohl ein Zweig der persischen Tadschik sind. Über die Kisilbaschen im westlichen Kurdistan, die nicht mit dem afghanischen Volke gleichen Namens zu verwechseln sind, vgl. S. 323.

Osseten. Im Mittelpunkt des Kaukasus an einer der wichtigsten Paßstraßen sitzt das iranische Volk der Osseten (Iron). Ihr Gebiet liegt westlich vom Kasbek am oberen Terek und Rion. Die Sprache der Osseten ist ein altertümliches Iranisch. Die Männer des Volkes sind klein und unansehnlich, während die Schönheit der Frauen gerühmt wird. — Möglicherweise sind die Alanen der Völkerwanderung mit den Osseten identisch.

Armenier. Die Armenier (Hai) sind nur bedingungsweise den Iraniern zuzugesellen. Richtiger sind sie als der Überrest einer Völkergruppe aufzufassen, die den Übergang von den östlichen zu den westlichen Ariern vermittelt und ehemals noch aus den kleinasiatischen Phrygern, den Teukrern, Dardanern, Mäoniern und Mysern, vielleicht auch den Lykiern und Thrakiern bestanden hat. Reste dieser Kleinasiaten mögen noch jetzt als angebliche Türken oder Griechen einen großen Teil ihrer alten Heimat bewohnen. Die heutigen Armenier sind wahrscheinlich ein arisch-semitisches Mischvolk, wie ihr ungemein judenähnliches Äußere, ihr unkriegerischer Charakter und ihr Schachergeist beweist. Rühmenswert ist ihre Sittenreinheit und ihr zähes Festhalten an ihrer Sprache und ihrem Glauben. Armenien wird jetzt nur noch zum kleinsten Teil von Armeniern bewohnt; das Volk hat sich über Kleinasien, Nordsyrien, Mesopotamien, Persien, Kaukasien

und die europäische Türkei in kleinen Kolonien verbreitet. Selbst bis Siebenbürgen und Polen sind sie vorgedrungen. Die armenische Sprache unterscheidet sich bedeutend vom Neupersischen und besitzt eine eigene ansehnliche Litteratur.

2. Westliche Arier.

Allgemeines. Der Wichtigkeit des westlichen Zweiges der Arier würde es durchaus entsprechen, wenn ihm in einer Übersicht der Völkerkunde ein großer Teil des vorhandenen Raumes gewidmet würde. In Wirklichkeit ist jedoch gerade hier Kürze besonders angebracht. Einmal ist es unmöglich, aus der Fülle der westlichen Kultur das Bedeutsamste in kurzen Worten anzuführen, und zweitens stehen wir selbst innerhalb dieses Kulturlebens und haben Mittel genug, uns aus anderen Quellen über sein Wesen zu unterrichten. Somit mag es genügen, wenn wir eine kurze Übersicht der verschiedenen Stämme in ihrer jetzigen und ehemaligen Beschaffenheit geben. Noch einmal sei daran erinnert, daß die westlichen Arier zwar sprachlich eine Gruppe bilden, daß aber nichtarische Elemente ihnen vielfach zugemischt sind. Gegenwärtig unterscheidet man am richtigsten die drei großen Familien der Romanen, Germanen und Slawen, neben ihnen als kleinere selbständige Gruppen die Griechen mit den Thrako-Illyriern und die Kelten.

A. Griechen und Thrako-Illyrier.

Stammesverwandtschaft. Griechen und Thrako-Illyrier gehören nicht dem gleichen Stamme an, sind aber durch geographische Beziehungen vielfach aufs engste verbunden. Sprachlich sind die Griechen eher den Romanen angenähert.

Wohnsitze. Im frühen Altertum waren die Thraker die Bewohner der östlichen, die Illyrier die der westlichen Balkanhalbinsel und der nördlich angrenzenden Landstriche. Die Griechen verdrängten oder hellenisierten später die südlichen Thraker und besetzten vom heutigen Griechenland aus einen großen Teil der Küsten des Mittelländischen Meeres. Im

Laufe der Geschichte sind die Thraker völlig unter anderen Völkern aufgegangen, während sich ein Rest der Illyrier als Albanesen erhalten hat. Für die Gegenwart kommen also nur Griechen und Albanesen in Betracht.

1. **Griechen.** Die heutigen Griechen bewohnen das Königreich Griechenland, Kreta und Cypern, die Süd- und Ostküste Rumeliens und Macedoniens, die West- und teilweise auch die Nord- und Südküste Kleinasiens, ferner bilden sie einzelne Kolonien in der Krim und im Gouvernement Jekaterinoslaw.— Die Griechen sind mesocephal (Index 80, Altgriechen 77.1) mit edelgeformten Zügen. Obwohl mit Slawen und Albanesen vielfach stark gemischt, haben sie doch den altgriechischen Typus meist ziemlich rein bewahrt.

2. **Albanesen (Schkipetaren, Arnauten).** Die Albanesen bewohnen den größten Teil Albaniens, die Uferlandschaft des Adriatischen Meeres zwischen Skutari und Korfu und bilden einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung im heutigen Griechenland, wo sie namentlich in den Distrikten Attika, Megara, Argolis und Korinth, sowie auf den Inseln Salamis, Hydra, Spezzia 2c. vorwiegen. Auch in Unteritalien und Sizilien finden sich albanesische Kolonien. — Die Albanesen sind ein kräftiges, trotziges Bergvolk, das wiederholt dem Andrang der Türken widerstanden hat. Sie sind hochgewachsen, in ihrer Gesichtsbildung den Griechen nicht unähnlich.

B. Romanen.

Allgemeines. Was die Romanen zu einer Gruppe verknüpft, ist im wesentlichen nur die Thatsache, daß alle hierhergehörigen Völker Tochtersprachen des Lateinischen reden und eine größere oder geringere Zumischung italienischen Blutes erhalten haben. Abgesehen davon ist keine Gruppe ungleichartiger zusammengesetzt als gerade diese. Als Abkömmlinge der alten Römer kann man nicht einmal die Italiener mit vollem Rechte bezeichnen, da zur Römerzeit infolge der Sklaveneinfuhr die Völkermischung in Italien bereits einen

bedeutenden Umfang angenommen hatte, während die Völkerwanderung im Norden, der karthagische und später arabische Einfluß im Süden die Verhältnisse noch bunter gestaltete. Überdies war Italien niemals ganz von Italikern besetzt. Von Norden her waren Kelten eingedrungen und hatten sich der Po-Ebene bemächtigt; das rätselhafte Volk der Ligurer hauste im nordwestlichen Küstenland und in Südfrankreich; in unmittelbarer Nähe der Römer aber saßen die Etrusker, deren Sprache vorläufig noch ganz isoliert steht und nicht einmal mit Sicherheit als arisch bezeichnet werden kann. Etruskische (tuskische) Stämme wohnten in Toscana und im Alpenlande Rhätien; sie waren die Träger der ältesten Kultur Italiens. — Die Römer und Latiner, als deren nächste Verwandte die Umbrer und Samniter gelten dürfen, sind echte Arier, ihre Sprache, das Latein, noch am nächsten mit dem Griechischen verwandt. Aus dem Vulgärlatein entwickelten sich die heutigen romanischen Sprachen, nicht ohne zahlreiche fremde Elemente in sich aufzunehmen. Eine gewisse Gleichartigkeit der romanischen Völker wird übrigens nicht nur durch die Sprache bedingt, sondern auch durch die anhaltenden, erblich gewordenen Wirkungen der altrömischen Kultur. — Man unterscheidet die Ostromanen, zu denen nur die Rumänen zählen, und Westromanen, die alle übrigen Romanen in sich begreifen.

1. Italiener. Der italienisch redende Zweig der Romanen erfüllt mit unbedeutenden Ausnahmen im Norden das ganze Königreich Italien, ferner den südlichsten Teil Tirols (Trentino), den Kanton Tessin, Corsica, das Gebiet von Nizza und Teile von Istrien und Dalmatien. Außerhalb Europas haben sich italienische Sprachinseln in Südbrasilien, Argentinien und den Vereinigten Staaten gebildet. — Im Körperbau unterscheiden sich Nord- und Süd-Italiener nicht unerheblich, während die Bewohnerschaft der mittleren Landstriche ein natürliches Übergangsglied bildet. So sind die Nord-Italiener ausgezeichnet brachycephal (Index 81.6), während im Süden die Mesocephalen überwiegen; in der-

selben Weise nimmt nach Süden zu der Prozentsatz der Blondhaarigen ab, ebenso die Körpergröße. An Charakter ist der Nord-Italiener energischer und zuverlässiger, als der schlaffere Südländer. — Nur mit Vorbehalt sind die Malteser, die Bewohner der Inseln Malta, Gozzo und Comino, hier anzureihen; sie sind ein Mischvolk, das ein verdorbenes Arabisch redet, dessen Kern aber italienischen Ursprungs sein dürfte.

2. **Spanier.** Das Volk der Spanier bewohnt die pyrenäische Halbinsel mit Ausnahme Portugals und der baskisch redenden Provinzen (s. S. 314), ferner die Landschaft Roussillon in Süd-Frankreich, einige Striche auf der Insel Sardinien und die Balearen. Außerhalb Europas beherrscht die spanische Sprache die Republiken von Mittel- und Süd-Amerika mit Ausnahme Brasiliens, Cuba, Portorico, den Osten von Haiti und Teile der südwestlichen Vereinigten Staaten; sie wird außerdem auf den kanarischen Inseln, den Philippinen und Ladronen gesprochen und erfreut sich als Sprache der spanischen Juden (Sephardim, S. 326) im Orient einer bedeutenden Verbreitung. Auf der pyrenäischen Halbinsel selbst zerfällt das Spanisch in zwei Mundarten, die kastilische im Westen und die katalonische in Katalonien und Valencia bis gegen Murcia hin. Richtiger stellt man indessen das Katalonische zum Provençalischen. — Die Spanier sind ein Mischvolk, dessen Grundstock iberische Elemente bilden, die sich schon früh mit Kelten eng vereinigten; Römer, später Germanen, dann Araber, Berber und Juden trugen zur weiteren Rassenmischung bei. Aus diesen Mischungen ist noch keineswegs ein allgemeiner Typus hervorgegangen. Man kann nur sagen, daß der Spanier durchschnittlich mittelgroß ist, von bräunlich-weißer Hautfarbe, meist dunklen Augen und Haaren. Der Schädel ist mesocephal mit Hinneigung zur Dolichocephalie (Index 77.3).

3. **Portugiesen.** Die portugiesische Sprache wird in Portugal gesprochen, dessen politische Grenze fast genau mit der Sprachgrenze zusammenfällt, ferner auf Madeira und den Azoren, in Brasilien und den portugiesischen Kolonien;

in Ostasien und Indien dient es noch vielfach als Verkehrs-sprache. — Die Portugiesen ähneln den Spaniern, sind aber durchschnittlich noch kleinwüchsiger, außerdem entschiedener mesocephal (Index 79.0).

4. **Franzosen.** Man muß scharf zwischen Nord-Franzosen und Süd-Franzosen oder Provençalen unterscheiden. Die französische Umgangssprache (Langue d'oui) ist nur im Norden zugleich die Volkssprache, während im Süden dafür die Langue d'oc eintritt, ein entschieden selbständiger romanischen Dialekt, der mit dem Katalonischen zusammen eine besondere Sprachgruppe bildet. Die Grenze der Langue d'oc verläuft vor Bordeaux aus in einem großen Bogen, Limoges einschließend, nach Norden, geht dann wieder südwärts unterhalb Lyon vorüber und umfaßt noch Savoyen und den Süden der französischen Schweiz. Die beiden Dialekte stehen sich weit schroffer gegenüber, als Hoch- und Plattdeutsch. — Die Franzosen sind aus einer Mischung von Kelten mit Römern und Germanen, im Süden auch mit Iberern hervorgegangen. Immerhin läßt sich von einem französischen Typus reden. Der Gegensatz zwischen Nord- und Süd-Franzosen tritt übrigens nicht nur in der Sprache, sondern auch im Körperbau und Charakter merklich hervor. Als durchschnittlicher Breitenindex des Schädels wird 82.2 angegeben. — Zu den Nord-Franzosen sind auch die Wallonen Belgiens zu rechnen; die französische Sprachgrenze greift außerdem in Lothringen, an einigen Punkten des Elsaß und in der Schweiz über die Landesgrenze hinaus. Außerhalb Europas wird Französisch zwar in allen französischen Kolonien gesprochen, hat aber, abgesehen von einigen westindischen Inseln, vorläufig nur in Algerien Aussicht, zur vorherrschenden Sprache zu werden. Noch wichtiger ist das Sprachgebiet in Kanada, dessen französische Bevölkerung sich auch unter englischer Herrschaft beständig vermehrt. Die Negerbevölkerung des westlichen Haiti bedient sich ebenfalls der französischen Sprache.

5. **Alpen-Romanen.** In einigen Teilen der Alpen haben sich romanisch redende Völkerreste erhalten, deren Gebiet

allerdings beständig zurückgeht. Man unterscheidet zwei sprachlich getrennte Völkerschaften. Die erste, die man als Rhätoromanen oder Churwälsche zu bezeichnen pflegt, bewohnt den größten Teil Graubündens; als Grenzpunkte sind der St. Gotthard im Westen, Chur im Norden, der Ortler im Osten und die italienische Grenze beim Comersee zu nennen. Das zweite Völkchen, die Ladiner, bewohnt ein kleines Gebiet östlich von Brixen und Bozen in Tirol, das mitten zwischen dem deutschen und italienischen Sprachgebiet liegt. Sprachlich verwandt mit ihnen sind die Friauler im östlichen Venetien.

6. **Rumänen.** Die rumänische Sprache herrscht im heutigen Rumänien mit der Donau als Südgrenze, im nördlichen Bessarabien, dem größten Teil der Bukowina, dem östlichen Ungarn und einem Teile Siebenbürgens. Man bezeichnet die Sprache dieses Gebietes als daco-romanisch und setzt ihr als macedo-romanisch, macedo-wlachisch, kutzo-wlachisch oder zinzarisch einen südlichen Dialekt entgegen, der in einem sehr zersplitterten Gebiete gesprochen wird. Die hieher gehörigen Stämme wohnen hauptsächlich im Grenzgebirge von Epirus und Thessalien. Den nördlichsten Zweig bilden die Dassareten (Massareten); ihnen folgen im Pindusgebirge die Großwlachen und im Süden in der Nähe von Zeitun die Bovier. — Als Morlaken bezeichnet man serbisierte Rumänen in Istrien und Dalmatien. Die Rumänen sind ein Mischvolk, das die verschiedensten Bestandteile in sich aufgenommen hat. Den Kern des Volkes bilden vielleicht thrakische Stämme, mit denen sich römische Kolonisten und später namentlich Slawen vermischten. Erst nach den Stürmen der Völkerwanderung steigen die Rumänen, die sich in den Karpathen als Hirtenvolk unabhängig erhalten und zu einem gleichartigen Volke zusammengeschlossen hatten, in die benachbarten Tiefländer hinab. — Die Rumänen sind wohlgebaute Menschen von dunkler Komplexion; der Schädel ist im Durchschnitt brachycephal (Index 83.3).

C. Germanen.

Allgemeines. Schon in frühester historischer Zeit finden wir einen Teil der heutigen Sitze der Germanen von dieser Völkergruppe besetzt, insbesondere Norddeutschland, Skandinavien und anscheinend auch einige Striche in den Alpen. Zur Zeit der Völkerwanderung erfolgte der gewaltige Auszug germanischer Völker, die nach und nach über den größten Teil Europas und Nordafrikas ihre kurzlebige Herrschaft ausbreiteten. In Wahrheit bedeutet diese Zeit eine Schwächung des Germanentums, was im Vorrücken der Westslawen bis an und über die Elbe zum Ausdruck kommt. Ein zweiter großer Erobererstrom geht später von Skandinavien aus und schafft die Normannenreiche, ein letzter, gewaltigster endlich von England, das Nordamerika und Australien mit seinem Volkstum erfüllt. — Unter den erloschenen Stämmen der Völkerwanderungszeit bilden die Goten eine besondere Gruppe. Ursprünglich an der untern Weichsel seßhaft zogen sie ins südliche Rußland, wichen dann vor den Hunnen nach Süden und erlangten endlich die Herrschaft über Italien (Ostgoten) und Spanien und Südfrankreich (Westgoten). In beiden Gebieten sind sie völlig erloschen, auch ein Rest der Goten, der sich in der Krim gehalten hatte, verlor im sechzehnten Jahrhundert sein Volkstum und seine Sprache.

1. Deutsche. Die östlichen Stämme der Germanen zwischen Elbe und Weichsel, die man als Sueben zusammenfaßt, waren zur Römerzeit noch größtenteils Nomaden; aus dem Osten ergossen sich dann auch hauptsächlich die Völkerströme der Wanderzeit. An die Stelle der Abziehenden traten Slawen. Süddeutschland war in älterer Zeit keltisch und ist erst nach Erlöschen der Römerherrschaft völlig germanisiert worden; die Wiedereroberung Ostdeutschlands erfolgte erst nach der Gründung des fränkischen Kaisertums. — In sprachlicher Hinsicht zerfallen die Deutschen in Ober- und Niederdeutsche; das Niederdeutsche ist altertümlicher und schließt sich enger an das Skandinavische und Gotische an, als das weiter umgebildete Oberdeutsche. Dem Niederdeutschen oder Plattdeutschen im engeren Sinne

reihen sich das Friesische und Angelsächsische an, während Holländisch und Vlämisch nur Dialekte des Plattdeutschen sind. — Die Grenzen des deutschen Sprachgebietes sind fast nirgends scharf zu ziehen. Ungefähr verlaufen sie von Dünkirchen am Kanal gegen Eupen, von da südwärts westlich von Luxemburg auf Metz, fallen dann im Elsaß ziemlich genau mit der Landesgrenze zusammen und laufen in der Schweiz über Biel, Freiburg, Saanen und Siders; ein Zipfel des Sprachgebietes reicht hier bis zum Südfuß des Monte Rosa. In den östlichen Alpen läuft die Grenze ungefähr auf dem Breitengrade des Gotthardpasses bis zur ungarischen Grenze und entsendet nur in Tirol einen Ausläufer südwärts bis über Bozen. Die Ostgrenze des deutschen Sprachgebietes ist völlig zerrissen und von einem breiten Streifen sprachlich gemischter Bevölkerung umrandet. Es umfaßt das nördliche Steiermark, die westlichen Teile Ungarns, Oberösterreich, die Randgebiete des böhmischen Kessels, Nordmähren, und wird in Deutschland von der polnischen Sprachgrenze abgeschlossen (s. d.). Dazu kommen noch eine Menge Sprachinseln, deren wichtigste die siebenbürgische ist; die „Sachsen“ Siebenbürgens stammen aus dem westlichen Deutschland. In großer Zahl, wenn auch nicht ungemischt, sitzen Deutsche in den russischen Ostseeprovinzen. Andere Inseln liegen in Ungarn um Budapest, Fünfkirchen, Zombor und Temesvar; deutsch ist das Gebiet von Gottschee in Krain, teilweise deutsch sind noch die sieben und die dreizehn Gemeinden (sette und tredici communi) nördlich von Verona. Zahlreiche deutsche Siedelungen finden sich im südlichen Rußland, in Kaukasien und der Dobrudscha. In den Vereinigten Staaten und Kanada hat sich das deutsche Element hie und da gruppenweise zusammengeschlossen, besonders seit älterer Zeit in Pennsylvanien; noch geschlossener sind die deutschen Kolonien in Südbrasilien. — Der größte Teil der heutigen Deutschen ist ein Mischvolk; verhältnismäßig am reinsten haben sich die Bewohner Westfalens und der friesischen Küsten erhalten. Der blonde Typus überwiegt in Deutschland, nimmt aber von Nord nach Süd ab. Die

Deutschen sind im Durchschnitt mesocephal (Index 81.2); der Schädel ist bei den Niederdeutschen länger als bei den Oberdeutschen (Index der Niederdeutschen 79.8, der Mitteldeutschen 81.2, der Süddeutschen 82.2). In der Schweiz steigt der Durchschnittsindex bis 84.4.

2. **Niederländer und Vlamen.** Die Bewohner der Niederlande, des nördlichen Belgiens und einiger angrenzenden französischen Striche sind im Grunde nur Niederdeutsche mit eigener Schriftsprache und Litteratur. Sie stammen großenteils vom altgermanischen Volke der Bataver, während im Nordosten Friesen sitzen. Die Holländer lassen auch in ihrer Hinneigung zur Dolichocephalie die niederdeutsche Herkunft erkennen (Index 78.1); verhältnismäßig kurzköpfig sind nur die Friesen. — Außer ihrer Heimat haben die Niederländer einen großen Teil Südafrikas besiedelt; im Mittelalter sind zahlreiche vlämische Kolonien in Ostdeutschland entstanden.

3. **Schweden.** Skandinavien ist seit alter Zeit von germanischen Stämmen bewohnt; man hat neuerdings sogar die Urheimat der Arier hier gesucht. Das Volk der Schweden im östlichen Teile der Halbinsel zerfällt in die Götor (Goten) im Süden und die Sveor im Norden. Schweden bewohnen auch die Küsten von Finnland; starke skandinavische Kolonien finden sich in den Vereinigten Staaten. — Körperlich ähneln die Schweden sehr den Norddeutschen reiner Rasse. In der Schädellänge stehen sie ihnen noch voran (Index 77.2).

4. **Norweger und Dänen.** Die Sprachen der Norweger und Dänen stehen einander sehr nahe; Litteratursprache für beide Völker ist das Dänische. Beide Sprachen zusammen mit dem Schwedischen stammen wieder vom Altnordischen, das sich auf Island und den Faröer fast rein erhalten hat. Die Norweger bewohnen den Westen Skandinaviens, die Dänen die Ostsee-Inseln, die zum Königreich Dänemark gehören, Jütland und die nördlichsten Teile Schleswigs. Dänische Siedelungen finden sich noch an der Westküste *Grönlands*. — Dänen und Norweger gehören demselben

Typus an, wie die Schweden, sind aber weniger dolichocephal (Index 78.6).

5. Engländer. So außerordentlich gemischt auch das englische Volk ist, so hat doch die Abschließung infolge der insulären Lage immer wieder das Entstehen eines ziemlich einheitlichen Typus ermöglicht. Unbedingt hat das germanische Blut das Übergewicht. Nachdem die keltisch-römische Mischbevölkerung Englands durch die niederdeutschen Angelsachsen größtenteils verdrängt oder germanisiert war, ist nur noch skandinavisches Blut in größerer Menge zugeströmt, teils durch zahlreiche dänische Siedelungen, teils durch romanisierte Normannen. Von England aus hat das Germanentum ungeheure Gebiete erobert: Germanisiert ist der Süden Schottlands und der Nordwesten Irlands; die Vereinigten Staaten, Kanada und Australien besitzen eine überwiegend angelsächsische Bevölkerung, in Südafrika ist sie wenigstens sehr beträchtlich. Der englische Typus ist in seinen Grundzügen durchaus dem nordgermanischen ähnlich; der Schädelbau (Index 78.9) scheint sogar der niederdeutsch-skandinavischen Mischung ganz zu entsprechen.

D. Slawen und Letten.

Allgemeines. Die lettoslawische Gruppe der Arier hat sich über den Osten Europas ausgebreitet, wo auch seit älterer Zeit ihr Wohnsitz gewesen sein dürfte. Zur Zeit der Völkerwanderung, gewissermaßen als ihr Nachspiel, erfolgt ein Vordringen der Slawen nach Süden und Westen, das im 7. Jahrhundert beendet ist, worauf eine teilweise Rückeroberung des neuen Gebietes durch die Germanen und andere Völker beginnt. — Man teilt die Lettoslawen zunächst in zwei große Gruppen, in die Letten mit den Littauern und alten Preußen und in die Slawen im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Slawen zerfallen wieder in eine östliche, eine südliche und eine westliche Gruppe; zur ersteren rechnet man die Russen, zur südlichen Gruppe die Serben, Kroaten und Slowenen, zur westlichen die Polen, Tschechen, Slowaken und

Sorbenwenden. — Die alte Kultur der Slawen ist zwar von eifrigen Slawisten vielfach überschätzt worden, indes muß man zugestehen, daß die Masse des Volkes schon in alter Zeit friedlich dem Ackerbaue huldigte und daß die Entlegenheit von den westarischen Kulturmittelpunkten einigermaßen durch die Nähe der iranischen Kulturwelt ausgeglichen wurde; namentlich die Mythologie der alten Slawen zeigt deutliche Anklänge an den iranischen Lichtkult, und die Existenz uralter Handelswege durch Osteuropa zum Schwarzen Meere ist zweifellos. Schon diese Hinneigung zum Osten giebt dem Slawentum einen eigenartigen Zug, der noch durch die überaus starke Zumischung ural-altaischer Elemente, besonders bei den Russen, verstärkt wird. — Es scheint, daß im körperlichen Bau die Nord-Slawen mit den Finnen und Germanen insofern eine Gruppe bilden, als sie ebenfalls zur großen Masse der blondhaarigen und hellfarbigen Stämme Nordeuropas gehören; die Süd-Slawen sind fast durchweg von dunkler Komplexion.

1. Letten. Die Letten bewohnen den Süden von Livland, fast ganz Kurland und den Westen des Gouvernements Witebsk. Das Volk ist spät christianisiert worden und hat erst neuerdings einen Aufschwung in nationalem Sinne genommen. Obwohl Slawen, sind die Letten doch von den Russen scharf getrennt, da sie Kultur und Religion von den Deutschen der Ostseeprovinzen erhalten haben.

2. Littauer. Das Gebiet der Littauer umfaßt das russische Gouvernement Kowno, z. T. auch Wilna und Suwalki, sowie die östlichsten Striche Ostpreußens. Auch die Littauer sind spät kultiviert, Schriftsprache und Litteratur noch sehr unentwickelt. Verwandt mit ihnen waren die alten Preußen oder Prusen in Ostpreußen zwischen Weichsel und Memel.

3. Russen. Den Osten der slawischen Welt erfüllen die Russen, die wieder in Groß-, Klein- und Weißrussen zerfallen. Die Grenzen des Russischen gegen Westen sind durch die der anderen Völker genügend bestimmt; nach Osten hin sind sie nicht scharf zu ziehen, da schon im europäischen Rußland

zahlreiche fremde Völkerschaften sich eindrängen, während die Russen wieder in ganz Sibirien lückenhaft verbreitet sind. Die Grenze zwischen Groß- und Kleinrussen läuft ungefähr vom Südufer des Peipus-Sees bis zur Mündung des Don; das Weißrussische herrscht in den Gouvernements Minsk, Mohilew, z. T. auch in Witebsk, Wilna und Grodno. — Die Gesichtszüge der Russen deuten durch die meist stumpfe Nase und die stark entwickelten Backenknochen auf die arisch-mongolische Mischung des Volkes: Das Haar ist in der Regel blond, die Augen blau oder grau, der Schädel meso- bis brachycephal (Index 82). Die Kleinrussen zeichnen sich durch höheren und besseren Wuchs, sowie durch dunklere Komplexion aus. Als besonderer Zweig der Kleinrussen sind die Ruthenen (Russinen) im östlichen Galizien, der westlichen Bukowina und dem nordöstlichsten Teile Ungarns zu betrachten. Eine eigentümliche Gruppe der russischen Bevölkerung sind die Kosaken (Kasaken), ursprünglich Flüchtlinge, die in der südöstlichen Steppe zu kriegerischen Reitervölkern erwuchsen, teilweise auch mit tatarischen Elementen verschmolzen; der größte Teil der Kosaken bedient sich des großrussischen Dialekts, nur die tschernoworischen sprechen kleinrussisch. Vielfach sind die Kosaken an bedrohte Grenzen verpflanzt worden, so besonders in die nordkaukasische Steppe.

4. Serben und Kroaten. Die Serben und Kroaten bewohnen den größten Teil des Königreichs Serbien, Bosniens und der Herzegowina, Montenegro, Dalmatien und einige Striche im nördlichen Albanien; ferner Kroatien, Slawonien, das westliche Banat und den Osten der istrischen Halbinsel. Die Kroaten sprechen einen Dialekt des Serbischen, sind aber hauptsächlich durch ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche von den griechisch-unierten Serben getrennt. — Die Serben sind meist friedliche Ackerbauer, nur in den „schwarzen Bergen“ hat sich das kriegerische Hirtenvolk der Montenegriner entwickelt. Die Südslawen sind durchschnittlich mittelgroß, mit dunklen Haaren und Augen und kurzem Schädel (Serben 81.6, Kroaten 85.1);

scharfgeschnittene Gesichter, oft mit Adlernase, sind häufig vertreten.

5. **Slowenen.** Einen eigenartigen Zweig der Süd-Slawen bilden die Slowenen oder Winden im südlichen Steiermark, dem östlichen Kärnten, Krain (mit Ausnahme von Gottschee) und dem Norden der Grafschaften Görz und Gradiska. Äußerlich ähneln sie den Serben, besitzen aber eine eigene Schriftsprache und Litteratur. Das Altslowenische ist zur slawischen Kirchensprache geworden.

6. **Polen.** Die polnisch-deutsche Sprachgrenze ist ungemein zerrissen. Polen, die man hier als Kassuben bezeichnet, sitzen in der Weichselniederung, andere, Masuren genannt, im südlichen Ostpreußen. In Posen trennt eine Linie von Bromberg nach Birnbaum und von da nach Militsch das vorwiegend deutsche vom vorwiegend polnischen Gebiete. Von Militsch aus südwärts durchschneidet die Linie die Oder zwischen Brieg und Oppeln und endet nördlich von Troppau. Polnisch ist der Osten von österreichisch Schlesien, ferner West-Galizien, bis etwa zum San; in Rußland trennt die Linie Zamosc-Suwalki die Polen von den Russen. — Auch unter den Polen herrscht der helle, blond- oder braunhaarige nördliche Typus vor; der Schädelbau ähnelt dem der Russen (Index 82.1).

7. **Tschechen und Slowaken.** Tschechen wohnen im mittleren und östlichen Böhmen, südlichen Mähren und einem Teile von österreichisch Schlesien; die verwandten Slowaken sitzen im Gebirgslande Nordungarns, nach Süden hin ungefähr durch die Linie Kaschau-Preßburg begrenzt. — Bei den Tschechen ist der hellfarbige Typus noch stark vertreten, bei den Slowaken nur noch schwach. Beide Völker sind ausgesprochen brachycephal (Index 84.2).

8. **Wenden (Sorbenwenden).** Reste der Sorben, die früher die Gebiete im Norden der böhmischen Gebirgsumwallung besetzt hatten, finden sich noch in der sächsischen und preußischen Lausitz. Ihre Sprache, die bereits eine kleine Litteratur aufzuweisen hat, zerfällt in einen nördlichen und

einen südlichen Dialekt; übrigens sind beide im Rückgang. Das Sprachgebiet in Form einer langgezogenen Ellipse wird im Norden ungefähr von Peitz, im Süden von Bautzen abgegrenzt, greift indes noch etwas über die letztgenannte Stadt hinaus.

E. Kelten.

Allgemeines. Wenn die Kelten hier an letzter Stelle folgen, so entspricht dies ihrer Bedeutung für die Völkerkunde der Gegenwart. In älterer Zeit haben sie dagegen eine Rolle gespielt, die sie als nicht unwürdige Vorgänger der Germanen der Völkerwanderungszeit erscheinen läßt. In der frühesten historischen Zeit finden wir Kelten im Besitz der pyrenäischen Halbinsel, des nördlichen Italiens, Frankreichs, Englands, Süddeutschlands und der meisten Alpenländer; fast überall waren sie erobernd eingedrungen und ihre Vorstöße gegen Rom und nach Kleinasien, wo sie sich als Galater furchtbar machten, fallen noch in das helle Licht der Geschichte. Dieser gewaltigen Ausbreitung gegenüber wäre ein so rasches und gründliches Verschwinden der Kelten unbegreiflich, wenn wir uns nicht die meisten dieser „keltischen" Länder in ähnlicher Weise von den Kelten besiedelt denken wollen wie Südeuropa zeitweise von den Germanen. Der Hauptsitz des Keltentums war unstreitig Gallien und Britannien; nur in diesen Ländern haben sich denn auch Reste des keltischen Volkstums und keltischer Sprache erhalten. — Die Sprache der Kelten zerfällt gegenwärtig in zwei Dialekte, das kymrische in Wales und der Bretagne, und das gälische (gadhelische) in Irland, Schottland und der Insel Man. — Nach den Schilderungen der Alten gehörten die Kelten größtenteils dem hellen, blondhaarigen Typus an, was jetzt nicht mehr zutrifft.

Einzelne Völker. Kelten sitzen noch in der Westhälfte der Bretagne; das Gebiet ihres Dialektes, des armorischen, wird ungefähr durch den 3. Längengrad begrenzt, reicht aber im Süden noch bis zur Mündung der Vilaine. Die

Bretonen sind mittelgroß und fast durchweg von dunkler Komplexion. Übrigens sind sie keineswegs Reste der gallischen Kelten, sondern in historischer Zeit von England aus eingewandert. — Wichtiger sind die keltischen Reste in Großbritannien. Die keltische Sprache der Bewohner von Cornwall, das Cornische, ist ausgestorben; um so mehr blüht noch die Sprache von Wales. Ein gälischer Dialekt wird noch im westlichen schottischen Hochland und auf den Hebriden gesprochen (von etwa 10 % der schottischen Bevölkerung), ein anderer im westlichen und südwestlichen Irland von etwa 800 000 Menschen. Beide Sprachen sind im raschen Rückgang, ebenso der gälische Dialekt der Insel Man. Auch die britischen Kelten sind durchschnittlich dunkelhaarig, immerhin findet sich namentlich unter den Iren ein bedeutender Prozentsatz von Blonden. Der Schädel ist mesocephal (Index der Schotten 78.8, der Iren 75.4).

Anhang: Kaukasusvölker.

Allgemeines. Die höheren Gebirge der Erde sind Zufluchtsorte für einzelne Flüchtlinge wie für bedrängte Völker; in den abgeschlossenen Thälern entwickelt sich ein eigenartiges Volksleben, das eher die Zerspaltung einheitlicher Stämme in noch kleinere begünstigt, als zersplitterte Völkerreste zu neuen Gebilden zusammentreten läßt. So ist im Kaukasus der oben erwähnte iranische Stamm der Osseten durch die höchsten Erhebungen des Gebirges in zwei Gruppen geteilt, die kaum etwas von einander wissen. Die meisten Hochgebirge haben so eine sehr buntgemischte Bevölkerung, die Alpen z. B. Deutsche, Franzosen, Italiener, Romanen, Ladiner und Slawen; keines aber kommt hierin dem Kaukasus gleich. Hier sind überdies zwangsweise Ansiedelungen zum Schutze der Pässe vorgekommen; so wurden zur Verteidigung der großen Mauer von Derbent im Anfang des sechsten Jahrhunderts n. Chr. Leute aus Persien und Samarkand nach Daghestan übergeführt. Man kann die Kaukasusvölker

in zwei Gruppen zerlegen, deren eine Völker enthält, die auch außerhalb des Kaukasus Verwandte besitzen, während die andere aus den Kaukasiern im engeren Sinne des Wortes besteht. Zur ersteren gehören folgende arische Völker: Russen (sie zählten 1881 in ganz Kaukasien einschließlich der nördlichen Steppe 2000000 Seelen), Armenier (780000), Osseten (120000), Tat (90000), Talysch (45000, in der Gegend von Lenkoran), Kurden (60000), Griechen (25000), Deutsche (21000), andere Europäer (8000) und Perser (10000). Von Mongoloiden sind vertreten die sog. Aderbeidschan-Tataren im Südosten (1 Million), die Kumyken (83000), Karatschaier (22000), Berg-Kabardiner (15000) und verschiedene Stämme in der nördlichen Steppe, Nogaier, Kirgisen, Kalmücken rc. (zusammen ca. 120000). Von sog. Bergjuden sind 30000 vorhanden. — Alle übrigen Kaukasier stehen zwar körperlich den im Süden wohnenden arisch-semitischen Völkern, besonders den Armeniern, ziemlich nahe, sind aber sprachlich von allen Nachbarn völlig geschieden. Bemerkenswert ist die Brachycephalie aller Kaukasier (Index der Tscherkessen 81.9, der Grusiner 83.5, der Lesghier 85.5, der Awaren 85.7), entsprechend der Brachycephalie der Armenier (85.6). Die kaukasischen Bergstämme sind meist wohlgebildete, oft sogar schöne Menschen, geistig begabt, gastfrei und tapfer, aber ohne große Neigung zu selbständiger Kulturarbeit; so sind sie in politischer Beziehung den Russen unterlegen, in materieller großenteils den listigen Armeniern. — Man kann unter den Kaukasiern einerseits die nördlichen Bergstämme unterscheiden, die wieder in eine östliche, mittlere und westliche Gruppe zerfallen, anderseits die grusinische Völkergruppe.

A. Nördliche Kaukasier.

1. Östliche Gruppe (Lesghier). Die Völker Daghestans, die man als Lesghier zusammenfaßt, sprechen verwandte, obwohl teilweise scharf getrennte Dialekte; Verkehrssprache ist im Osten das Tatarische, im Westen das Awarische.

Dem zerrissenen Charakter des daghestanischen Gebirgslandes entspricht die Zersplitterung der Bewohner in zahlreiche Stämme; die allgemeine Verbreitung des Islam wirkt indessen dieser Zersplitterung etwas entgegen. Die Lesghier sind körperlich weniger wohlgebildet als die westlichen Gebirgsvölker. Die Männer tragen ein kurzes Unterkleid (Beschmet) und darüber ein längeres Oberkleid (Tscherkeßka); eine Art Hosen wird von Männern und Weibern, ein Oberkleid mit weiten Ärmeln nur von letzteren getragen. Diese Tracht wie auch die Mütze aus schwarzem Lammfell findet sich bei den meisten Kaukasiern wieder. — Man unterscheidet folgende daghestanische Stämme: Zunächst die Darginer oder Dargua im Nordosten (1881 etwa 88 000 Seelen); ferner die Küriner südlich von den Dargua (131 000), die Tabassaranen (16 000) und eine Anzahl kleiner Stämme (Agulen, Dschek, Krys, Buduchen, Rutuler, Zachuren, Chinalugen, Uden 2c.), die man als kürinische oder südöstliche Gruppe zusammenfaßt. Im Westen des darginischen Gebietes sitzen die Kasikumyken oder Laken (35 000). Als eine besondere (westliche oder awarische) Gruppe stellt man die Awaren im Mittelpunkte Daghestans (155 000), die Andi und die Dido im Westen (36 000 und 9000) zusammen.

2. **Mittlere Gruppe (Tschetschenzen).** Die mittlere Gruppe der Kaukasier wird nur von dem einen Hauptstamme der Tschetschenzen gebildet, der sich selbst Nachtschoi nennt, während bei den Georgiern die Bezeichnung Kisten gebräuchlich ist. Die Wohnsitze des Volkes liegen östlich von Wladikawkas und dem oberen Terek. Die Tschetschenzen sind kein ganz einheitlicher Stamm, was durch ihre Sprache bestätigt wird, aber sämtlich Anhänger des Islam. Von den Tscherkessen unterscheiden sie sich durch das gänzliche Fehlen einer Adelsklasse. An körperlicher Wohlgestalt übertrifft der Tschetschenze den Lesghier und Osseten; merkwürdig ist das häufige Vorkommen des jüdischen Gesichtstypus. Im kaukasischen Kriege erlangten die Tschetschenzen unter Schamyls Führung vorübergehend besondere Wichtigkeit.

3. **Westliche Gruppe.** Die Westgruppe besteht aus zwei Stämmen, die nicht näher mit einander verwandt zu sein scheinen, den Abchasen und den Tscherkessen. Die Abchasen (Fig. 66) (größtenteils ausgewandert, jetzt noch 20 000 Seelen) sitzen auf beiden Seiten des Gebirges, hauptsächlich aber im Süden um Suchum-Kale, die Tscherkessen (Adige, Circassier) im gebirgigen Küstenlande des Schwarzen Meeres.

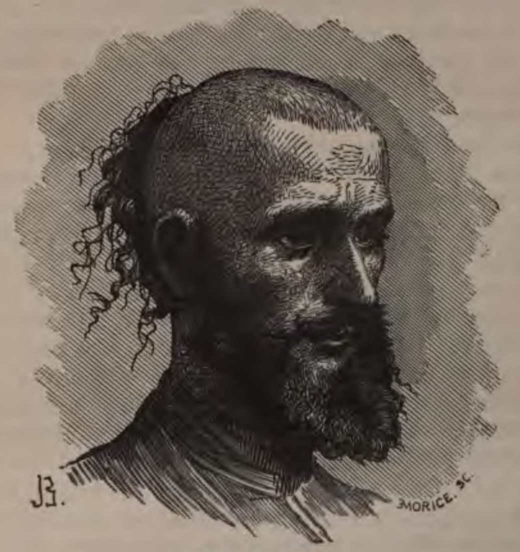


Fig. 67. Abchase.

Gegenwärtig ist der größte Teil der Tscherkessen (etwa 400 000) in die Türkei ausgewandert und namentlich in Kleinasien und Syrien angesiedelt. — Die Tscherkessen sind ein wohlgebildetes und begabtes Volk, das früher in Fürsten, Adel, Volk und Sklaven zerfiel. Sie sind kriegerisch, unter Umständen auch rücksichtslos und räuberisch, aber zuverlässig und treu. Als ein Zweig der Tscherkessen gelten die Kabardiner am

Nordhang des Kaukasus zwischen Elbrus und Kasbek, nicht zu verwechseln mit den mongoloiden Berg-Kabardinern.

B. Südliche Kaukasier (Grusiner, Karthwel-Gruppe).

Allgemeines. Als Grusiner oder Georgier im weiteren Sinne bezeichnet man eine sprachlich zusammengehörige Völkergruppe, die den Westen und die nördliche Mitte Transkaukasiens bewohnt. Alle grusinischen Stämme sind aristokratisch gegliedert und durchweg christlichen Glaubens; Tapferkeit, Ehrlichkeit, aber auch träges und sorgloses Wesen sind für alle Grusiner charakteristisch. Sie sind ein körperlich bevorzugtes Volk; neben einem dunkelhaarigen Typus finden sich Blonde nicht selten.

Einzelne Stämme. Die Grusiner oder Georgier im engeren Sinne (350 000 Seelen) bewohnen den nördlichen Teil des alten Königreichs Georgien und sind gegenüber Tataren und Armeniern im Rückgang. Im Westen grenzen an sie die Imerier mit den Guriern (480 000) am oberen Rion und südwärts bis zur türkischen Grenze. Unbedeutender ist das Volk der Mingrelier (200 000) am unteren Rion und Ingur im Hinterland von Poti. Die Lasen (140 000) sitzen an der östlichen Küste des Paschaliks Trapezunt bis gegen Batum. Endlich rechnet man zu den Georgiern noch einige abgeschlossene, rohe Gebirgsstämme des mittleren und westlichen Kaukasus, nämlich die Pschawen, Thuschen und Chewsuren, ungefähr dort seßhaft, wo der 45. Längengrad den Gebirgskamm schneidet, also östlich vom Kasbek, und die Swanen südlich vom Elbrus im Thale des oberen Ingur.

Register.

C (s. auch K).

D.

E.

J.

K.

L.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Baustile. Zehnte Auflage. — **Katechismus der Baustile, oder Lehre der architektonischen Stilarten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.** Von Dr. Ed. Freiherrn von Sacken. Zehnte, verbesserte Auflage. Mit einem Verzeichnis von Kunstausdrücken und 103 Abbildungen. 1892. 2 Mark.

Bergbaukunde. — Katechismus der Bergbaukunde. Von Bergrat G. Köhler. Mit 217 Abbildungen. 1890. 4 Mark.

Bergsteigen. — Katechismus für Bergsteiger, Gebirgstouristen und Alpenreisende. Von Julius Meurer. Mit 22 Abbildungen. 1892. 3 Mark.

Bewegungsspiele. — Katechismus der Bewegungsspiele für die deutsche Jugend. Herausgegeben von J. C. Lion und J. H. Wortmann. Mit 29 Abbildungen. 1891. 2 Mark.

Bibliothekslehre. — Grundzüge der Bibliothekslehre mit bibliographischen und erläuternden Anmerkungen. Neubearbeitung von Dr. Julius Petzholdts Katechismus der Bibliothekenlehre. Von Dr. Arnim Gräsel. Mit 33 Abbildungen und 11 Schrifttafeln. 1890. 4 Mark 50 Pf.

Bienenzucht. Dritte Auflage. — **Katechismus der Bienenkunde und Bienenzucht.** Von G. Kirsten. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von J. Kirsten. Mit 51 Abbildungen. 1887. 2 Mark.

Bleicherei s. Wäscherei rc.

Botanik. — Katechismus der Allgemeinen Botanik. Von Prof. Dr. Ernst Hallier. Mit 95 Abbildungen. 1879. Kartoniert 2 Mark.

Botanik, landwirtschaftliche. Zweite Auflage. — **Katechismus der landwirtschaftlichen Botanik.** Von Karl Müller. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage von R. Herrmann. Mit 4 Tafeln und 48 Abbildungen. 1876. Geheftet 1 Mark 50 Pf.

Buchdruckerkunst. Fünfte Auflage. — **Katechismus der Buchdruckerkunst und** der verwandten Geschäftszweige. Von C. A. Franke. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Alexander Waldow. Mit 43 Abbildungen und Tafeln. 1886. 2 Mark 50 Pf.

Buchführung. Vierte Auflage. — **Katechismus der Kaufmännischen Buchführung.** Von Oskar Klemich. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 7 Abbildungen und 3 Wechselformularen. 1889. 2 Mark 50 Pf.

Buchführung, landwirtschaftliche. — Katechismus der Landwirtschaftlichen Buchführung. Von Prof. Dr. K. Birnbaum. 1879. 2 Mark.

Chemie. Sechste Auflage. — **Katechismus der Chemie. Von Prof. Dr. H.** Hirzel. Sechste, vermehrte Auflage. Mit 31 Abbildungen. 1889. 3 Mark.

Chemikalienkunde. — Katechismus der Chemikalienkunde. Eine kurze Beschreibung der wichtigsten Chemikalien des Handels. Von Dr. G. Heppe. 1880. 2 Mark.

Chronologie. Dritte Auflage. — **Kalenderbüchlein. Katechismus der Chronologie** mit Beschreibung von 33 Kalendern verschiedener Völker und Zeiten. Von Dr. Adolph Drechsler. Dritte, verbesserte und sehr vermehrte Auflage. 1881. 1 Mark 50 Pf.

Dampfmaschinen. Vierte Auflage. — **Katechismus der stationären Dampfkessel,** Dampfmaschinen und anderer Wärmemotoren. Ein Lehr- und Nachschlagebuch für Praktiker, Techniker und Industrielle. Von Ingenieur Th. Schwartze. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 264 in den Text gedruckten und 18, Tafeln Abbildungen. 1892. 4 Mark 50 Pf.

Darwinismus. — Katechismus des Darwinismus. Von Dr. Otto Zacharias. Mit dem Porträt Darwins, 30 in den Text gedruckten und 1 Tafel Abbildungen. 1892. 2 Mark 50 Pf.

Drainierung. Dritte Auflage. — **Katechismus der Drainierung und der** Entwässerung des Bodens überhaupt. Von Dr. William Löbe. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 92 Abbildungen. 1881. 2 Mark.

Dramaturgie. — Katechismus der Dramaturgie. Von Robert Prölß. 1877. Geheftet 2 Mark 50 Pf.

Droguenkunde. — **Katechismus der Droguenkunde.** Von Dr. G. Heppe. Mit 30 Abbildungen. 1879. 2 Mark 50 Pf.

Einjährig-Freiwillige. — **Der Weg zum Einjährig-Freiwilligen und zum** Offizier des Beurlaubtenstandes in Armee und Marine. Von Oberstlieutenant z. D. Exner. 1891. 2 Mark.

Elektrotechnik. Vierte Auflage. — **Katechismus der Elektrotechnik. Ein Lehrbuch** für Praktiker, Techniker und Industrielle. Von Ingenieur Th. Schwartze. Vierte, verb. und verm. Aufl. Mit 243 Abbild. 1891. 4 Mark 50 Pf.

Ethik. — **Katechismus der Sittenlehre.** Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. 1881. 2 Mark 50 Pf.

Färberei und Zeugdruck. Zweite Auflage. — **Katechismus der Färberei und** des Zeugdrucks. Von Dr. Hermann Grothe. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 78 Abbildungen. 1885. 2 Mark 50 Pf.

Farbwarenkunde. — **Katechismus der Farbwarenkunde.** Von Dr. G. Heppe. 1881. 2 Mark.

Feldmeßkunst. Fünfte Auflage. — **Katechismus der Feldmeßkunst.** Von Dr. C. Pietsch. Fünfte, neu bearbeitete Auflage. Mit 75 Abbildungen. 1891. 1 Mark 50 Pf.

Feuerwerkerei. — **Katechismus der Lustfeuerwerkerei. Kurzer Lehrgang für** die gründliche Ausbildung in allen Teilen der Pyrotechnik. Von C. A. v. Nida. Mit 124 Abbildungen. 1883. 2 Mark.

Finanzwissenschaft. Fünfte Auflage. — **Katechismus der Finanzwissenschaft** oder die Kenntnis der Grundbegriffe und Hauptlehren der Verwaltung der Staatseinkünfte. Von A. Bischof. Fünfte, verb. Aufl. 1890. 1 Mark 50 Pf.

Fischzucht. — **Katechismus der künstlichen Fischzucht und der Teichwirtschaft.** Wirtschaftslehre der zahmen Fischerei. Von E. A. Schroeder. Mit 52 Abbildungen. 1889. 2 Mark 50 Pf.

Flachsbau. — **Katechismus des Flachsbaues und der Flachsbereitung.** Von R. Sonntag. Mit 12 Abbildungen. 1872. Geheftet 1 Mark.

Fleischbeschau. Zweite Auflage. — **Katechismus der mikroskopischen Fleischbeschau.** Von F. W. Rüffert. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 40 Abbildungen. 1887. 1 Mark 20 Pf.

Forstbotanik. Vierte Auflage. — **Katechismus der Forstbotanik.** Von H. Fischbach. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 79 Abbildungen. 1884. 2 Mark 50 Pf.

Freimaurerei. — **Katechismus der Freimaurerei.** Von Dr. Willem Smitt, Meister vom Stuhl der Loge Apollo zu Leipzig. 1891. 2 Mark.

Galvanoplastik. Dritte Auflage. — **Katechismus der Galvanoplastik und** Galvanostegie. Ein Handbuch für das Selbststudium und den Gebrauch in der Werkstatt. Von Dr. G. Seelhorst. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Von Dr. G. Langbein. Mit 43 Abbildungen. 1888. 2 Mark.

Gedächtniskunst. Siebente Auflage. — **Katechismus der Gedächtniskunst oder** Mnemotechnik. Von Hermann Kothe. Siebente, von G. Pietsch bearbeitete Auflage. [Unter der Presse.

Geflügelzucht. — **Katechismus der Geflügelzucht. Ein Merkbüchlein für Liebhaber,** Züchter und Aussteller schönen Rassegeflügels. Von Bruno Dürigen. Mit 40 in den Text gedruckten und 7 Tafeln Abbildungen. 1890. 4 Mark.

Geographie. Vierte Auflage. — **Katechismus der Geographie.** Vierte Auflage, gänzlich umgearbeitet von Karl Arenz, Kaiserl. Rat und Direktor der Prager Handelsakademie. Mit 57 Karten und Ansichten. 1884. 2 Mark 40 Pf.

Geographie, mathematische. — **Katechismus der mathematischen Geographie.** Von Dr. Ad. Drechsler. Mit 113 Abbildungen. 1879. 2 Mark 50 Pf.

Geologie. Fünfte Auflage. — **Katechismus der Geologie, oder Lehre vom** innern Bau der festen Erdkruste und von deren Bildungsweise. Von Prof. Hippolyt Haas. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 150 Abbildungen und einer Tabelle. 1893. 3 Mark.

Geometrie. Dritte Auflage. — **Katechismus der ebenen und räumlichen Geometrie.** Von Prof. Dr. K. Ed. Zetzsche. Dritte, vermehrte u. verbesserte Aufl. Mit 228 Abbildungen und 2 Tabellen zur Maßverwandlung. 1892. 3 Mark.

Geometrie, analytische. — **Katechismus der analytischen Geometrie.** Von Dr. Max Friedrich. Mit 56 Abbildungen. 1884. 2 Mark 40 Pf.

Gesangskunst. Vierte Auflage. — **Katechismus der Gesangskunst.** Von F. Sieber. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit vielen Notenbeispielen. 1885. 2 Mark 40 Pf.

Geschichte s. Weltgeschichte.

Geschichte, deutsche. — **Katechismus der deutschen Geschichte.** Von Dr. Wilhelm Kentzler. 1879. Kartoniert 2 Mark 50 Pf.

Gesundheitslehre. — **Naturgemäße Gesundheitslehre auf physiologischer Grundlage.** Von Dr. Fr. Scholz. Mit 7 Abbildungen. 1884. 3 Mark 50 Pf. (Unter gleichem Titel auch Band 20 von Webers Illustr. Gesundheitsbüchern.)

Girowesen. — **Katechismus des Girowesens.** Von Karl Berger. Mit 21 Geschäfts-Formularen. 1881. 2 Mark.

Handelsmarine. — **Katechismus der Handelsmarine.** Von Kapitän zur See z. D. R. Dittmer. Mit 66 Abbildungen. 1892. 3 Mark 50 Pf.

Handelsrecht. Dritte Auflage. — **Katechismus des deutschen Handelsrechts,** nach dem Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuche. Von Reg.-Rat Robert Fischer. Dritte, umgearbeitete Auflage. 1885. 1 Mark 50 Pf.

Handelswissenschaft. Sechste Auflage. — **Katechismus der Handelswissenschaft.** Von K. Arenz. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Gust. Rothbaum und Ed. Deimel. 1890. 2 Mark.

Heerwesen. — **Katechismus des Deutschen Heerwesens.** Von Oberstleutnant a. D. H. Vogt. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von R. v. Hirsch, Hauptmann a. D. Mit einem Nachtrag und 7 Abbildungen. 1890. 2 Mark 50 Pf.

Heizung, Beleuchtung und Ventilation. — **Katechismus der Heizung, Beleuchtung und Ventilation.** Von Ingenieur Th. Schwartze. Mit 159 Abbildungen. 1884. 3 Mark.

Heraldik. Vierte Auflage. — **Katechismus der Heraldik.** Grundzüge der Wappenkunde. Von Dr. Ed. Freih. v. Sacken. Vierte, verbesserte Auflage. Mit 202 Abbildungen. 1885. 2 Mark.

Hufbeschlag. Dritte Auflage. — **Katechismus des Hufbeschlages.** Zum Selbstunterricht für Jedermann. Von E. Th. Walther. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 67 Abbildungen. 1889. 1 Mark 50 Pf.

Hunderassen. — **Katechismus der Hunderassen.** Von F. Krichler. Mit 42 Abbildungen. 1892. 3 Mark.

Hüttenkunde. — **Katechismus der Allgemeinen Hüttenkunde.** Von Dr. E. F. Dürre. Mit 209 Abbildungen. 1877. 4 Mark 50 Pf.

Jagdkunde. — **Katechismus für Jäger und Jagdfreunde.** Von Franz Krichler. Mit 33 Abbildungen. 1891. 2 Mark 50 Pf.

Kalenderbüchlein s. Chronologie.

Kalenderkunde. — **Katechismus der Kalenderkunde.** Belehrungen über Zeitrechnung, Kalenderwesen und Feste. Von O. Freih. von Reinsberg-Düringsfeld. Mit 2 Tafeln. 1876. Geheftet 1 Mark.

Kindergärtnerei. Dritte Auflage. — **Katechismus der praktischen Kindergärtnerei.** Von Fr. Seidel. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 35 Abbildungen. 1887. 1 Mark 50 Pf.

Kirchengeschichte. — **Katechismus der Kirchengeschichte.** Von Lic. Dr. Friedr. Kirchner. 1880. 2 Mark 50 Pf.

Klavierspiel. — **Katechismus des Klavierspiels.** Von Fr. Taylor, deutsch von Math. Stegmayer. Mit vielen Notenbeispielen. 1881. 1 Mark 50 Pf.

Knabenhandarbeits-Unterricht. — **Katechismus des Knabenhandarbeits-Unterrichts.** Ein Handbuch des erziehlichen Arbeitsunterrichts. Von Dr. Woldemar Götze. Mit 69 Abbildungen. 1892. 3 Mark.

Kompositionslehre. Fünfte Auflage. — **Katechismus der Kompositionslehre.** Von Prof. J. C. Lobe. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit vielen Musikbeispielen. 1887. 2 Mark.

Korrespondenz. Zweite Auflage. — **Katechismus der kaufm. Korrespondenz in** deutscher Sprache. Von C. F. Findeisen. Zweite, verb. Aufl. 1887. 2 Mark.

Kostümkunde. — **Katechismus der Kostümkunde.** Von Wolfg. Quincke. Mit 453 Kostümfiguren in 152 Abbildungen. 1889. 4 Mark.

Kriegsmarine, deutsche. — **Katechismus der Deutschen Kriegsmarine.** Von Kapitän zur See z. D. R. Dittmer. Mit 126 Abbildungen. 1890. 3 Mark.

Kulturgeschichte. Zweite Auflage. — **Katechismus der Kulturgeschichte.** Von Prof. Dr. J. J. Honegger. Zweite, verm. und verb. Auflage. 1889. 2 Mark.

Kunstgeschichte. Dritte Auflage. — **Katechismus der Kunstgeschichte.** Von Bruno Bucher. Dritte, verb. Auflage. Mit 276 Abbild. 1890. 4 Mark.

Litteraturgeschichte, allgemeine. Dritte Auflage. — **Katechismus der allg.** Litteraturgeschichte. Von Dr. Ad. Stern. Dritte, durchges. Aufl. 1892. 3 Mark.

Litteraturgeschichte, deutsche. Sechste Auflage. — **Katechismus der deutschen** Litteraturgeschichte. Von Oberschulrat Dr. Paul Möbius. Sechste, vervollständigte Auflage. 1882. 2 Mark.

Logarithmen. — **Katechismus der Logarithmen.** Von Max Meyer. Mit 3 Tafeln und 7 Abbildungen. 1880. 2 Mark.

Logik. Zweite Auflage. — **Katechismus der Logik.** Von Lic. Dr. Friedr. Kirchner. Zweite, durchges. Aufl. Mit 36 Abbild. 1890. 2 Mark 50 Pf.

Malerei. — **Katechismus der Malerei.** Von Karl Raupp. Mit 48 Abbildungen und 4 Tafeln. 1891. 3 Mark.

Marine s. Handels- bez. Kriegsmarine.

Markscheidekunst. — **Katechismus der Markscheidekunst.** Von O. Brathuhn. Mit 174 Abbildungen. 1892. 3 Mark.

Mechanik. Fünfte Auflage. — **Katechismus der Mechanik.** Von Ph. Huber. Fünfte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 207 Abbildungen. 1892. 3 Mark.

Meteorologie. Zweite Auflage. — **Katechismus der Meteorologie.** — Von Heinr. Gretschel. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 53 Abbildungen. 1878. Kartoniert 1 Mark 50 Pf.

Mikroskopie. **Katechismus der Mikroskopie.** — Von Prof. Carl Chun. Mit 97 Abbildungen. 1885. 2 Mark.

Milchwirtschaft. — **Katechismus der Milchwirtschaft.** Von Dr. Eugen Werner. Mit 23 Abbildungen. 1884. 3 Mark.

Mimik. — **Katechismus der Mimik und der Gebärdensprache.** Von Karl Skraup. Mit 60 Abbildungen. 1892. 3 Mark 50 Pf.

Mineralogie. Vierte Auflage. — **Katechismus der Mineralogie.** Von Privatdozent Dr. Eugen Hussak. Vierte, neu bearbeitete Auflage. Mit 154 Abbildungen. 1888. 2 Mark.

Münzkunde. — **Grundzüge der Münzkunde.** Von H. Dannenberg. Mit 11 Tafeln Abbildungen. 1891. 4 Mark.

Musik. Vierundzwanzigste Auflage. — **Katechismus der Musik.** Erläuterung der Begriffe und Grundsätze der allgemeinen Musiklehre. Von Prof. J. C. Lobe. Fünfundzwanzigste Auflage. 1893. 1 Mark 50 Pf.

Musikgeschichte. — **Katechismus der Musikgeschichte.** Von R. Musiol. Mit 15 Abbildungen und 34 Notenbeispielen. 1888. 2 Mark 50 Pf.

Musikinstrumente. Fünfte Auflage. — **Katechismus der Musikinstrumente.** Von Richard Hofmann. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 189 Abbildungen. 1890. 4 Mark.

Mythologie. — **Katechismus der Mythologie aller Kulturvölker.** Von Dr. E. Kroker. Mit 73 Abbildungen. 1891. 4 Mark.

Naturlehre. Dritte Auflage. — **Katechismus der Naturlehre, oder Erklärung** der wichtigsten physikalischen und chemischen Erscheinungen des täglichen Lebens. Nach dem Englischen des Dr. C. E. Brewer. Dritte, von Heinrich Gretschel umgearb. Auflage. Mit 55 Abbildungen. 1876. Geheftet 2 Mark.

Nivellierkunst. Dritte Auflage. — **Katechismus der Nivellierkunst. Von** Dr. C. Pietsch. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 61 Abbildungen. 1887. 2 Mark.

Nutzgärtnerei. Vierte Auflage. — **Katechismus der Nutzgärtnerei, oder** Grundzüge des Gemüse- und Obstbaues. Von Hermann Jäger. Vierte, verm. und verb. Auflage. Mit 54 Abbildungen. 1881. 2 Mark.

Orden. — Handbuch der Ritter- und Verdienstorden aller Kulturstaaten der Welt innerhalb des 19. Jahrh. Auf Grund amtlicher und anderer zuverlässiger Quellen zusammengestellt von Maximilian Gritzner. Mit vielen Abbildungen. Unter der Presse.

Orgel. Dritte Auflage. — **Katechismus der Orgel. Erklärung ihrer** Struktur, besonders in Beziehung auf technische Behandlung beim Spiel. Von Prof. E. F. Richter. Dritte, durchgesehene Auflage. Mit 25 Abbildungen. 1885. 1 Mark 50 Pf.

Ornamentik. Vierte Auflage. — **Katechismus der Ornamentik. Leitfaden** über die Geschichte, Entwickelung und die charakteristischen Formen der Verzierungsstile aller Zeiten. Von F. Kanitz. Vierte, verbesserte Auflage. Mit 131 Abbildungen und einem Verzeichnis von 100 Spezialwerken zum Studium der Ornamentikstile. 1891. 2 Mark.

Orthographie. Vierte Auflage. — **Katechismus der deutschen Orthographie.** Von Dr. D. Sanders. Vierte, verb. Auflage. 1878. Kart. 1 Mark 50 Pf.

Pädagogik. — Katechismus der Pädagogik. Von Lic. Dr. Fr. Kirchner. 1890. 2 Mark.

Perspektive. — Katechismus der Angewandten Perspektive. Nebst einem Anhang über Schattenkonstruktion und Spiegelbilder. Von Max Kleiber. Mit 129 Abbildungen. 1892. 2 Mark 50 Pf.

Petrographie. — Katechismus der Petrographie. Lehre von der Beschaffenheit, Lagerung und Bildungsweise der Gesteine. Von Dr. J. Blaas. Mit 40 Abbildungen. 1882. 2 Mark.

Philosophie. Dritte Auflage. — **Katechismus der Philosophie. Von** J. H. v. Kirchmann. Dritte, verbesserte Auflage. 1888. 2 Mark 50 Pf.

Philosophie, Geschichte der. Zweite Auflage. — **Katechismus der Geschichte** der Philosophie von Thales bis zur Gegenwart. Von Lic. Dr. Fr. Kirchner. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1884. 3 Mark.

Photographie. Vierte Auflage. — **Katechismus der Photographie, oder** Anleitung zur Erzeugung photogr. Bilder. Von Dr. J. Schnauß. Vierte, den neuesten Fortschritten entsprechend verbesserte Auflage. Mit 34 Abbildungen. 1888. 2 Mark.

Phrenologie. Siebente Auflage. — **Katechismus der Phrenologie. Von** Dr. G. Scheve. Siebente Auflage. Mit einem Titelbild und 18 Abbildungen. 1884. 2 Mark.

Physik. Vierte Auflage. — **Katechismus der Physik. Von Dr. J. Kollert.** Vierte, vollständig neu bearbeitete Aufl. Mit 281 Abbild. 1888. 4 Mark.

Poetik. Zweite Auflage. — **Katechismus der deutschen Poetik. Von Prof.** Dr. J. Minckwitz. Zweite, verm. und verb. Auflage. 1877. 1 Mark 80 Pf.

Projektionslehre. — Katechismus der Projektionslehre. Von Julius Hoch. Mit 100 Abbildungen. 1891. 2 Mark.

Psychologie. — Katechismus der Psychologie. Von Lic. Dr. Fr. Kirchner. 1883. 3 Mark.

Raumberechnung. Dritte Auflage. — **Katechismus der Raumberechnung.** Anleitung zur Größenbestimmung von Flächen und Körpern jeder Art. Von *Fr. Herrmann*. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage von Dr. *C. Pietsch*. Mit 55 Abbildungen. 1888. 1 Mark 80 Pf.

Redekunst. Vierte Auflage. — **Katechismus der Redekunst. Anleitung zum mündlichen Vortrage.** Von Dr. Roderich Benedix. Vierte, durchgesehene Auflage. 1889. 1 Mark 50 Pf.

Registratur- und Archivkunde. — Katechismus der Registratur- und Archivkunde. Handbuch für das Registratur- und Archivwesen bei den Reichs-, Staats-, Hof-, Kirchen-, Schul- und Gemeindebehörden, den Rechtsanwälten &c., sowie bei den Staatsarchiven. Von Georg Holtzinger. Mit Beiträgen von Dr. Friedr. Leist. 1883. 3 Mark.

Reichspost. — Katechismus der Deutschen Reichspost. Von **Wilh. Lenz.** Mit 10 Formularen. 1882. 2 Mark 50 Pf.

Reichsverfassung. Zweite Auflage. — **Katechismus des Deutschen Reiches.** Ein Unterrichtsbuch in den Grundsätzen des Deutschen Staatsrechts, der Verfassung und Gesetzgebung des Deutschen Reiches. Von Dr. Wilh. Zeller. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1880. 3 Mark.

Rosenzucht. Zweite Auflage. — **Katechismus der Rosenzucht.** Von **Herm. Jäger.** Zweite, verbess. Aufl. Mit Abbildungen. 1893. Unter der Presse.

Schachspielkunst. Zehnte Auflage. — **Katechismus der Schachspielkunst.** Von K. J. S. Portius. Zehnte, verm. und verb. Aufl. 1889. 2 Mark.

Schreibunterricht. Zweite Auflage. — **Katechismus des Schreibunterrichts.** Zweite, neub. Aufl. Von H. Kaplan. Mit 147 Figuren. 1877. Geheftet 1 Mark.

Schwimmkunst. — Katechismus der Schwimmkunst. Von **Martin** Schwagerl. Mit 113 Abbildungen. 1880. 2 Mark.

Spinnerei und Weberei. Dritte Auflage. — **Katechismus der Spinnerei,** Weberei und Appretur, oder Lehre von der mechan. Verarbeitung der Gespinstfasern. Dritte, bedeut. verm. Aufl., unter teilweiser Benutzung des Grothe'schen Originals bearb. v. Dr. A. Ganswindt. Mit 196 Abbild. 1890. 4 Mark.

Sprachlehre. Dritte Auflage. — **Katechismus der deutschen Sprachlehre.** Von Dr. Konrad Michelsen. Dritte, verbesserte Auflage, herausgegeben von Eduard Michelsen. 1878. 2 Mark 50 Pf.

Stenographie. Zweite Auflage. — **Katechismus der deutschen Stenographie.** Ein Leitfaden für Lehrer und Lernende der Stenographie im allgemeinen und des Systems von Gabelsberger im besondern. Von Prof. H. Krieg. Zweite, verbesserte Auflage. Mit vielen stenograph. Vorlagen. 1888. 2 Mark 50 Pf.

Stilistik. Zweite Auflage. — **Katechismus der Stilistik. Eine Anweisung zur Ausarbeitung schriftlicher Aufsätze.** Von Dr. **Konrad Michelsen.** Zweite, durchgesehene Auflage, herausgegeben von Ed. Michelsen. 1889. 2 Mark.

Tanzkunst. Fünfte Auflage. — **Katechismus der Tanzkunst. Ein Leitfaden** für Lehrer und Lernende. Von Bernhard Klemm. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 82 Abbildungen. 1887. 2 Mark 50 Pf.

Technologie, mechanische. — Katechismus der mechanischen Technologie. Von A. v. Ihering. Mit 163 Abbildungen. 1888. 4 Mark.

Telegraphie. Sechste Auflage. — **Katechismus der elektrischen Telegraphie.** Von Prof. Dr. K. Ed. Zetzsche. Sechste, völlig umgearbeitete Auflage. Mit 315 Abbildungen. 1883. 4 Mark.

Tierzucht, landwirtschaftliche. — Katechismus der landwirtschaftlichen Tierzucht. Von Dr. Eugen Werner. Mit 20 Abbildungen. 1880. 2 Mark 50 Pf.

Ton, der gute, s. Anstandslehre.

Trigonometrie. — Katechismus der ebenen und sphärischen Trigonometrie. Von Franz Bendt. Mit 39 Abbildungen. 1882. 1 Mark 50 Pf.

Turnkunst. Sechste Auflage. — **Katechismus der Turnkunst.** Von Dr. **M. Kloss.** Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 100 Abbildungen 1887. 3 Mark.

Uhrmacherkunst. Dritte Auflage. — **Katechismus der Uhrmacherkunst.** Von **F. W. Rüffert.** Dritte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 229 Abbildungen und 7 Tabellen. 1885. 4 Mark.

Urkundenlehre. — **Katechismus der Diplomatik, Paläographie, Chronologie und Sphragistik.** Von Dr. Fr. Leist. Mit 5 Tafeln Abbild. 1882. 4 Mark.

Versicherungswesen. Zweite Auflage. — **Katechismus des Versicherungswesens.** Von Oskar Lemcke. Zweite, verm. und verb. Aufl. 1888. 2 Mark 40 Pf.

Verskunst. Zweite Auflage. — **Katechismus der deutschen Verskunst.** Von Dr. Roderich Benedix. Zweite Auflage. 1879. 1 Mark 20 Pf.

Versteinerungskunde. — **Katechismus der Versteinerungskunde (Petrefaktenkunde, Paläontologie).** Von Prof. H. Haas. Mit 178 Abbild. 1886. 3 Mark.

Völkerkunde. — **Katechismus der Völkerkunde.** Von Dr. Heinrich Schurtz. Mit 66 Abbildungen. [Unter der Presse.

Völkerrecht. — **Katechismus des Völkerrechts. Mit Rücksicht auf die Zeit- und Streitfragen** des internat. Rechtes. Von A. Bischof. 1877. Geh. 1 Mark 20 Pf.

Volkswirtschaftslehre. Vierte Auflage. — **Katechismus der Volkswirtschaftslehre.** Unterricht in den Anfangsgründen der Wirtschaftslehre. Von Dr. Hugo Schober. Vierte, durchgesehene Auflage. 1888. 3 Mark.

Warenkunde. Fünfte Auflage. — **Katechismus der Warenkunde.** Von E. Schick. Fünfte, verm. u. verb. Aufl., bearb. von Dr. G. Heppe. 1886. 3 Mark.

Wäscherei, Reinigung und Bleicherei. Zweite Auflage. — **Katechismus der** Wäscherei, Reinigung und Bleicherei. Von Dr. Herm. Grothe. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit 41 Abbildungen. 1884. 2 Mark.

Wechselrecht. Dritte Auflage. — **Katechismus des allgemeinen deutschen** Wechselrechts. Mit besonderer Berücksichtigung der Abweichungen und Zusätze der österreichischen und ungarischen Wechselordnung und des eidgenössischen Wechsel- und Check-Gesetzes. Von Karl Arenz. Dritte, ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1884. 2 Mark.

Weinbau. Zweite Auflage. — **Katechismus des Weinbaues.** Von Fr. Jac. Dochnahl. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 38 Abbildungen. 1878. Geheftet 1 Mark 20 Pf.

Weltgeschichte. Zweite Auflage. — **Katechismus der Allgemeinen Weltgeschichte.** Von Prof. Dr. Theodor Flathe. Zweite Auflage. Mit 5 Stammtafeln und einer tabellarischen Übersicht. 1884. 3 Mark.

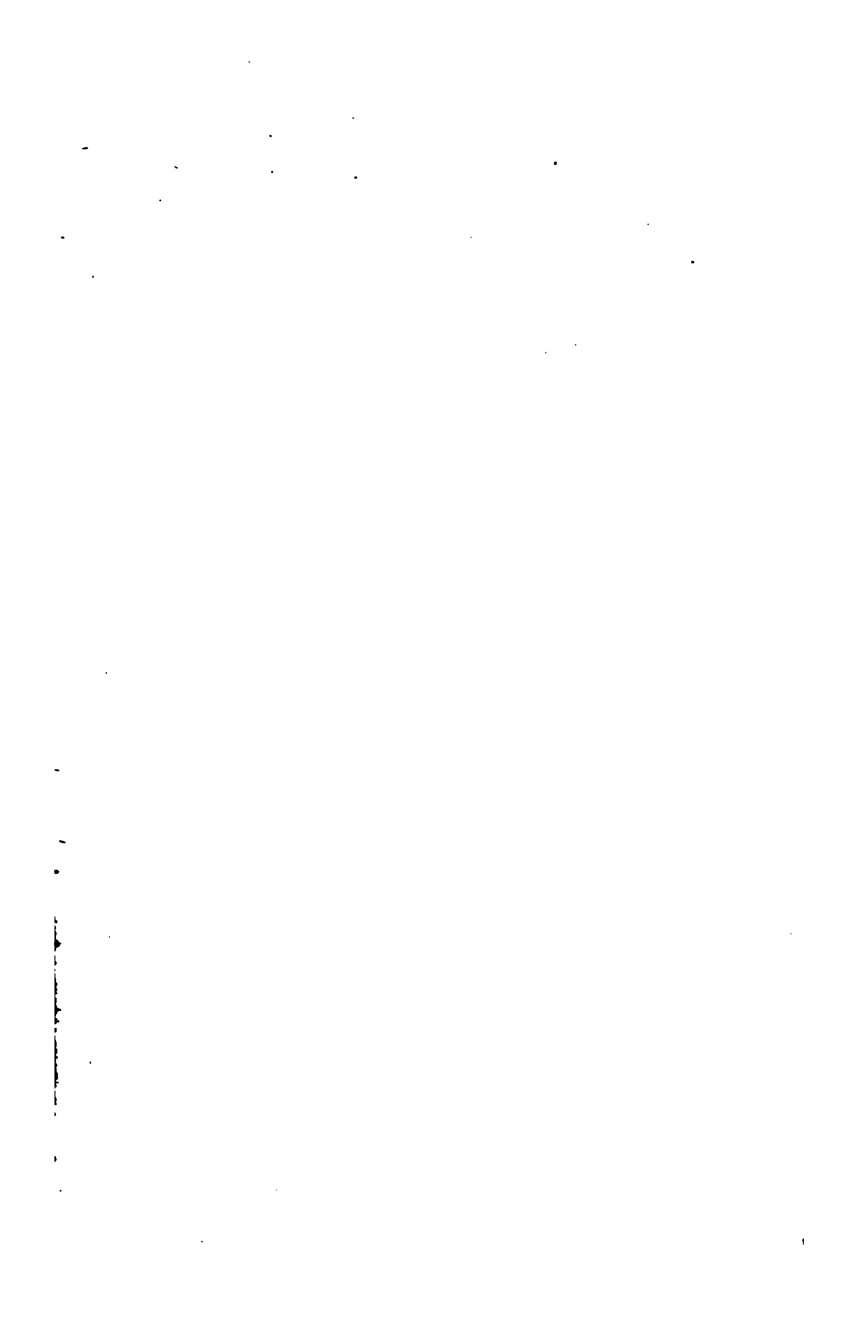
Ziergärtnerei. Fünfte Auflage. — **Katechismus der Ziergärtnerei, oder** Belehrung über Anlage, Ausschmückung und Unterhaltung der Gärten, so wie über Blumenzucht. Von Herm. Jäger. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 76 Abbildungen. 1889. 2 Mark 50 Pf.

Zimmergärtnerei. — **Katechismus der Zimmergärtnerei. Nebst einem Anhang** über Anlegung und Ausschmückung kleiner Gärtchen an den Wohngebäuden. Von M. Lebl. Mit 56 Abbildungen. 1890. 2 Mark.

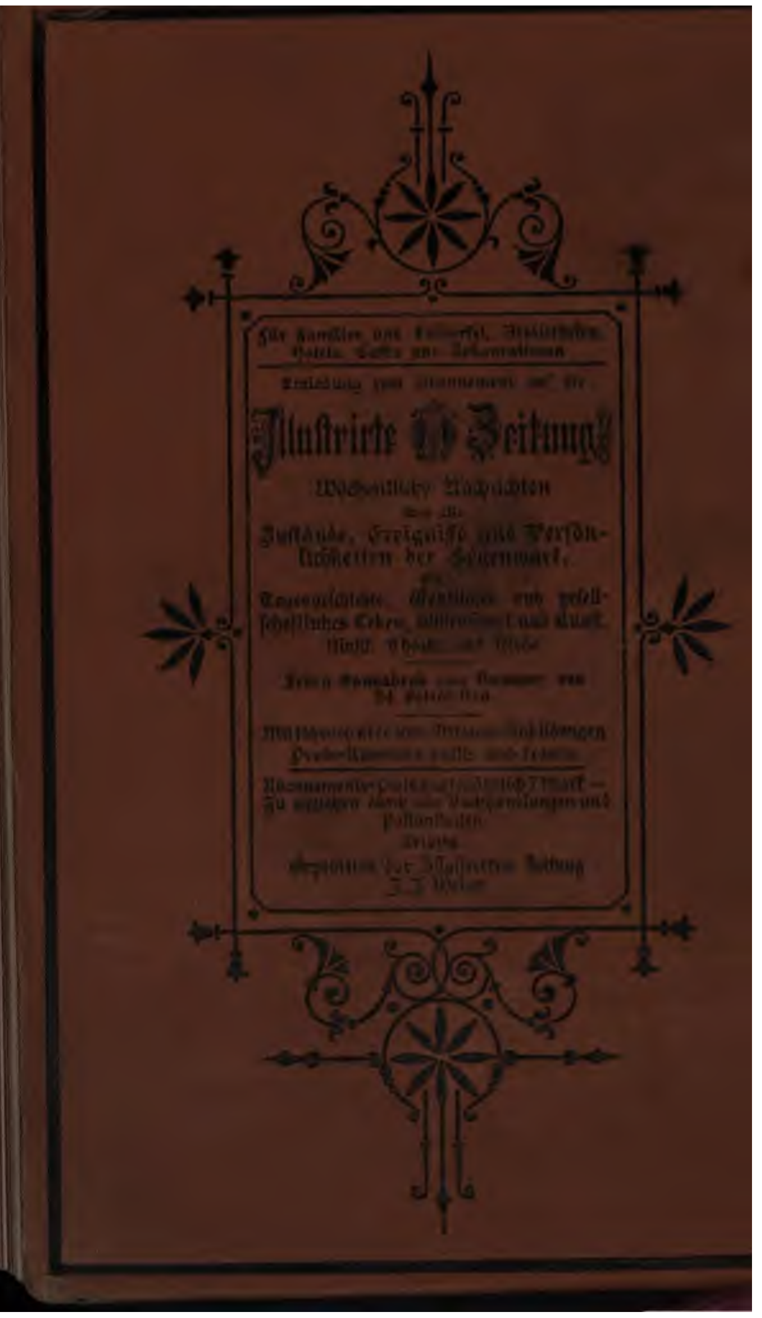
Zoologie. — **Katechismus der Zoologie.** Von Prof. Dr. C. G. Giebel. Mit 124 Abbildungen. 1879. Kartoniert 2 Mark.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.




3 2044 004 832 234


Illustrirte Zeitung